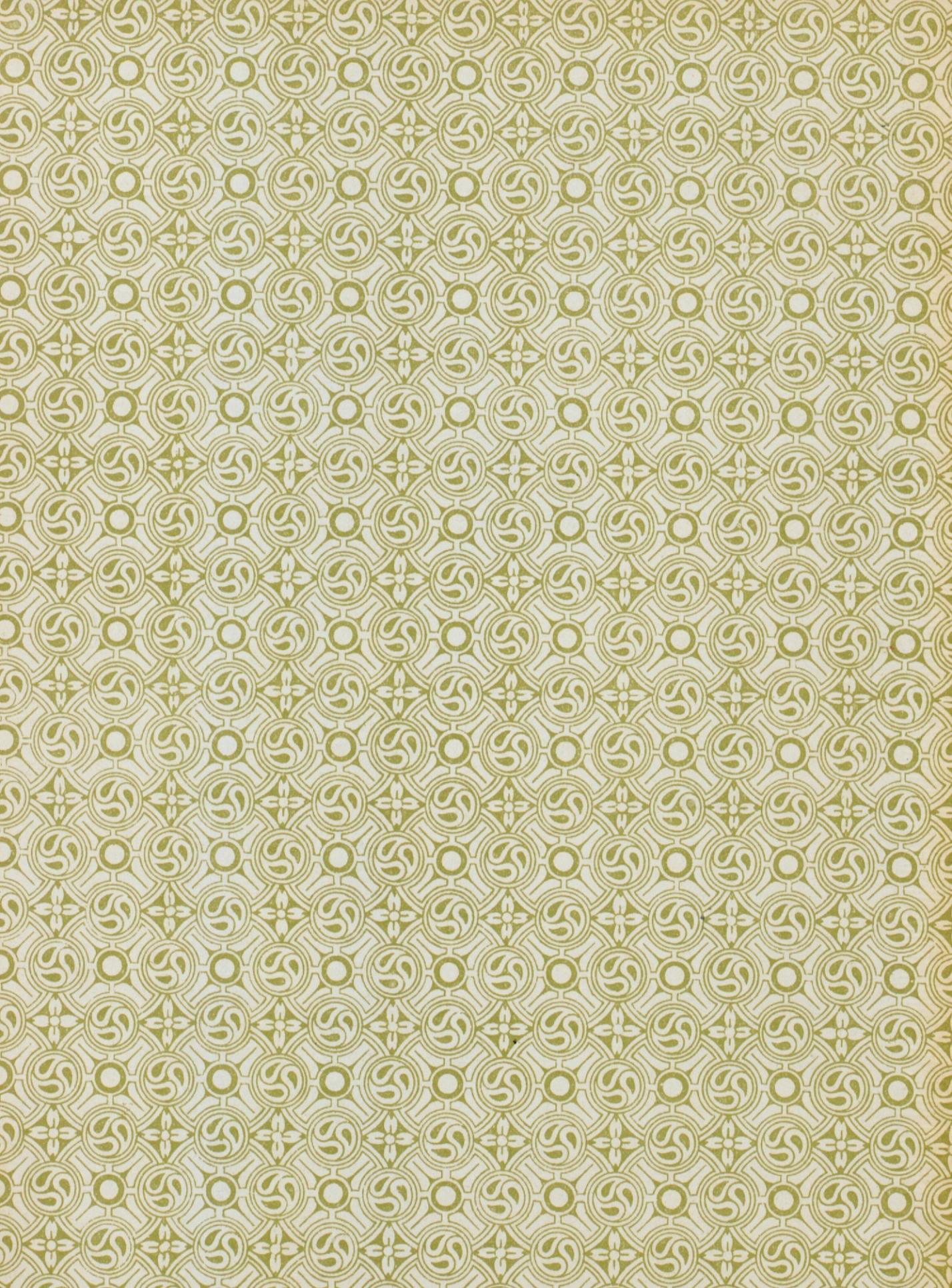
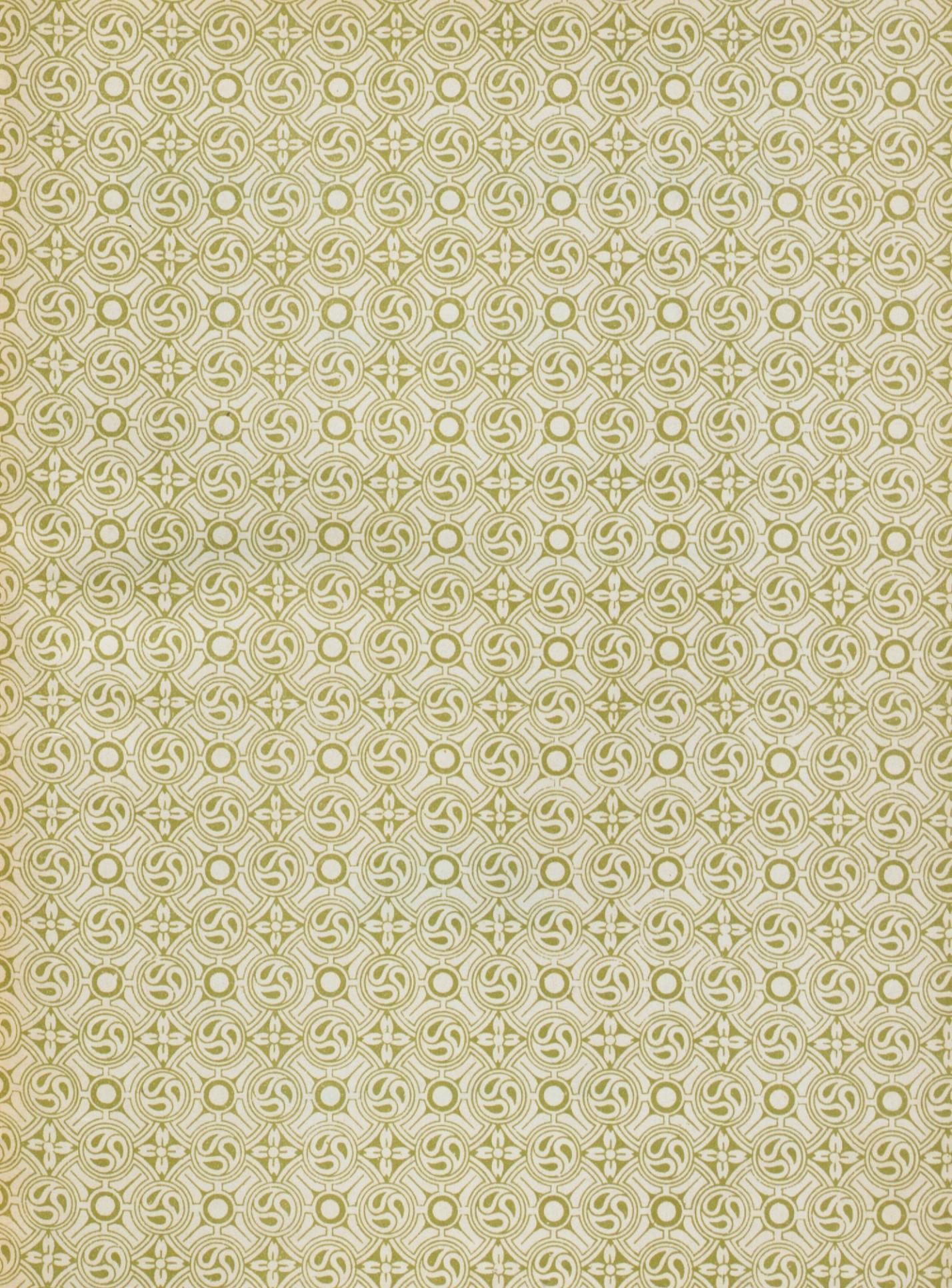


Kärnten und
Steiermark
in Wort und Bild







1502

Alois Tykač
Ljubljana,
Bleiweis. o. 7.

Kärnten und Steiermark

in

Wort und Bild.

Herausgegeben unter Mitwirkung

der hervorragendsten einheimischen Gelehrten und Künstler.

Mit 248 Illustrationen.



Verlagsanstalt „Pallas“ in Wien.

4 606925



13.04.2005

2005 06283

Inhalt.

Kärnten.

	Seite
Landschaftliche Schilderungen:	
Die hohen Tauern, das Möll-, Lieser- und Maltathal, von Alois Egger von Möllwald	3
Mittelfärnten mit den Gailthaler Alpen, von Vincenz Hartmann	14
Unterkärnten mit Klagenfurt, von Markus Freiherr von Zabornegg	30
Das Kanal-, Gail- und Lessachthal, von Franz Karl Keller	43
Zur Vorgeschichte, von Robert von Schneider	51
Zur Geschichte, von Edmund Aelschker	61
Physische Beschaffenheit der Bevölkerung in Kärnten und Krain, von Emil Zuckerkandl	87
Zur Volkskunde:	
Volkscharakter, Trachten, Sitten und Bräuche, von Rudolf Waizer und Franz Franziszi	97
Deutsche Literatur, Dialect und Dialect-Dichtung, von Raimund Dürnwirth	131
Sage, Märchen, Lied und Spruch der Deutschen, von Valentin Pogatschnigg	143
Mythen, Sagen und Volkslieder der Slovenen, von Johann Scheinigg	151
Burgen, Ortsanlagen und Typen von Bauernhäusern, von Max von Moro	157
Musik, von Thomas Koschat	168
Architektur:	
Mittelalterliche Baudenkmale, von Matthäus Grösser	177
Renaissance und Neuzeit, von Johann Reiner	188
Malerei und Plastik, von Simon Laschitzer	205
Kunstindustrie, von Norbert Lebinger	219
Volkswirthschaftliches Leben; redigirt von Karl Menger unter Mitwirkung von J. L. Canaval, Cosmas Schütz und Ferdinand Seeland	233

Inhalt.

Steiermark.

	Seite
Landschaftliche Schilderungen:	
Die Kalkalpen und der Spateisensteinzug Obersteiermarks, von Georg Geyer	3
Das Ennsthal, von Seiner Durchlaucht Philipp Prinz zu Hohenlohe-Schillingsfürst	13
Das Mürzthal, von Peter N. Rosegger	21
Das Murthal von Predlig bis Bruck, von Franz Ilwof.	33
Das Gebiet der Mur von Bruck bis Radkersburg, von demselben	46
Das Raabviertel, von demselben	62
Der Bacher und das Pettauerfeld, von demselben	69
Die Sulzbacher Alpen und das Sann-Save-Gebiet, von demselben	72
Zur Vorgeschichte:	
Die vorgeschichtlichen Verhältnisse, von Graf Gundacker Wurmbrand	77
Die Römerzeit, von Fritz Pichler	83
Zur Geschichte:	
Von der Völkerwanderung bis zum Jahre 1564, von Franz Martin Mayer	91
Vom Jahre 1564 bis zur neuesten Zeit, von Hans von Zwi edineck-Südenhorst	118
Zur Volkskunde:	
Volksleben, Sitten und Sagen der Deutschen, von Johann Krainz	139
Das Volkslied und Volksschauspiel der Deutschen, von Anton Schlossar	181
Dialect und Dialectdichtung der Deutschen, von Hans Grassberger	189
Volksleben, Sitten und Sagen der Slovenen, von Franz Hudob	208
Die Sprache der Slovenen, von Josef Šuman	225
Physische Beschaffenheit der Bevölkerung, von Emil Zuckerkandl	238
Burgen und Schlösser, von Josef von Bahn	244
Die Musik, von Ferdinand Bischoff	261
Deutsche Literatur und Theater, von Anton Schlossar	273
Die Architektur:	
Die romanische und gothische Zeit, von Hans Petschnig	299
Von der Renaissance bis zur Neuzeit, von Josef Wastler	313
Malerei und Plastik, von demselben	329
Die Kunstindustrie, von Karl Lacher	345
Volkswirtschaftliches Leben; redigirt von Karl Menger unter Mitwirkung von Albert	
Dommes, Franz Rupelwieser, Friedrich Müller, Valentin Pogatschnigg	
und Friedrich Zechner	353

Kärnten.



Glocknerhaus auf der Pasterze.

Landschaftliche Schilderungen aus Kärnten.

Die Hohen Tauern, das Möll-, Gieser-
und Maltathal.

Beiläufig unter dem 10. Grad östlicher Länge von Paris und dem 47. Grad nördlicher Breite streicht vom Hauptkamm der Hohen Tauern ein Chlortischieferkamm südöstlich, der allmählig zum 3.797 Meter hohen Großglockner ansteigt, darauf rasch zur

Aldersruhe, der Hohenwarte und den Leiterköpfen sich absenkt (2.483 Meter). Von der Salzburger Grenze am hohen Kasten auslaufend, bildet dieser Kamm die Grenzlinie zwischen Kärnten und Tirol bis zur Aldersruhe, von wo sich dieselbe zur Leiteralp abbiegt, um jenseits des Leiterbaches wieder der Kammhöhe zu folgen.

Als „König der Tauern“ thront der Glockner im äußersten Nordwesten von Kärnten, — ein König, weil er das weite Gebiet der Ostalpen als Höchster beherrscht, ein König aber auch, weil er bahnbrechend war für die wissenschaftliche Erforschung und die ästhetische Würdigung der umliegenden Hochgebirgswelt.

Es war in der That eine „für die Physik der Erde wichtige Begebenheit“, als am 25. August 1799 um zwölf Uhr zum erstenmale eines Menschen Fuß die Spitze des Glockners betrat. In der kleinen Gesellschaft, welche um diese Zeit die Eisluft der Glockner Spitze athmete, befand sich Graf Hohenwart, der Generalvicar des Fürstbischofs von Gurk, Franz Altgrafen von Salm-Reifferscheid. Der Fürstbischof war es, der dieses kühne Unternehmen angeregt und dessen Durchführung möglich gemacht hatte. Wissenschaftlicher Eifer hatte 1787 Saussure auf den Montblanc geführt und der Wunsch, unbekannte Regionen der heimatlichen Bergwelt zu erforschen, begeisterte den Fürstbischof von Gurk 1799 für die zweite Gipfelbesteigung in den Alpen überhaupt. Beide wirkten bahnbrechend für den Cultus der Alpenwelt, der zu einer Signatur der Gegenwart geworden ist.

Ein halbes Jahrhundert nach der ersten Besteigung, 1857 am 24. September, weilt ein Künstler volle fünf Stunden auf der Spitze des Großglockners, der Maler Markus Peruhart, um die Pracht der Rundschau in Formen und Farben aufzufassen, Studien zu machen für sein großes Rundgemälde, das auch in denen eine Ahnung von der Herrlichkeit der Tauernwelt erwecken sollte, denen es vom Schicksale verjagt ist, in solchen Höhen zu wandeln.

Des Fürstbischofs Salm und seines Generalvicars Hohenwart gedenkend, die zuerst den Weg gewiesen und betreten, wollen wir den Glockner besteigen und uns dort an die Stelle des Künstlers setzen, den erstaunten Blick schweifen lassen über Gletscher und Felskuppen, dunkle Wälder und grüne Thäler, wie sie im Umkreis von 456 Kilometern vor dem Auge des Beschauers sich ausbreiten.

Bis zum Monte Adamello und dem Ortler im Westen, über die bairische Hochebene im Norden dehnt sich der Horizont aus; im Nordosten schließt er noch den Schneeberg ein, im Südosten bilden der Triglav (Terglou) und die karnischen Alpen seine Grenze. Im Süden erreicht der Blick noch die Höhen der tridentiner Alpen, darunter die des Montebaldo. Sowohl die horizontale Ausdehnung des Gesichtskreises als die gewaltigen Gebirgsmassen geben der Rundschau jenen erhabenen Charakter, der das Gemüth mit unwiderstehlicher Macht ergreift, die enge Brust erweitert und über das menschliche Wesen eine Ahnung des Ewigen und Unendlichen ausgießt.

Wir dürfen diesmal nur bei einem Theile dieses Rundbildes verweilen und wollen versuchen, von dem Bau der Gebirgswelt, welche im Osten des Glockners das Möllthal einschließt und durch das Lieserthal einerseits und das Drauthal anderseits begrenzt wird, ein Bild zu entwerfen.

Die Hohen Tauern. Den östlichen Theil der Hohen Tauern kann man auch in die Glockner-, Goldberg- und Ankogelgruppe gliedern.

Die Glocknergruppe gehört nur insoweit Kärnten an, als sie das Quellgebiet der Möll enthält, aber gerade hier bieten sich dem Beobachter die merkwürdigsten Erscheinungen. Steigen wir vom Kaiserkreuze auf der Spitze des Großglockners über die schmale Glocknerscharte zum Kleinglockner, von dort über die in Eis gehauenen Stufen des steilen Abhanges zur Erzherzog Johann-Hütte auf der Adlersruhe (3.463 Meter), dann über die Hohenwartscharte zum Leitergletscher, so haben wir den Glocknerweg von 1799 betreten, der bis in die Sechziger-Jahre auch der einzige war. Im Thal der Leiteralm, hart am Gletscher, stand die geräumige Schutzhütte, die Fürstbischof Salm hatte aufrichten lassen. Heute findet der Naturfreund in der Salmhütte am Schwerteck, nahe am Ende des Glocknerkammes, ein schützendes Obdach. Aber er ist nicht mehr auf diesen Weg beschränkt. Auf der Tiroler Seite sind von Kals und der Stüdlhütte aus zwei Zugänge (über den Rößnitz- und Teichnitzgletscher) zum Großglockner eröffnet und von der Hofmannshütte am mächtigen Pasterzengletscher auf der Nordostseite führt der Hofmannsweg zur Adlersruhe. Die Stätte, welche vor einem Jahrhundert den Menschen noch als unnahbar galt, wird in unserem Zeitalter der Alpenvereine von einer Anzahl von Alpenwanderern betreten, die in der kurzen Frist eines Hochsommers über 100 steigt.

Unmittelbar am Fuße des Glocknerkammes auf der Möllthaler Seite fesselt das Auge das weite Eisfeld des Pasterzengletschers, der vom Johannisberg in einer Länge von 10 Kilometer abstürzt, der gewaltigste Thal-gletscher des Tauerngebietes, der aber nach Seelands sorgfältigen Messungen seit 30 Jahren stetig abnimmt. Dem Glocknerkamm gegenüber steigt die Freiwand empor, die am Gletscherende zum Sattel der Franz Joseph-Höhe sich senkt. Diesen Namen gab die Pietät der Bevölkerung dem Sattel seit 1856, seit dem Tage (7. September), da Seine Majestät der Kaiser an dieser Stelle „dem mächtigen Eindrucke der erhabenen Alpennatur“¹ hingegeben war und die Fahne seiner Monarchie auf der Adlersruhe flattern sah. An die Eiswüste der Pasterze schließen sich weite freundliche Grasmatten, die zur Erinnerung an die Raft Ihrer Majestät der Kaiserin seit 1856 den Namen Elisenrast tragen. Hier beherbergt das Glocknerhaus, ein Werk der Alpenvereinssektion Klagenfurt, jährlich zahlreiche Glocknerpilger. Jenseits der Pfandscharte, des beliebten Überganges ins Fuschertal, schließt die Glocknergruppe mit der Bacherin, dem Spillmann und dem Brennfogel ab, sämtlich Höhen über 3.000 Meter.

Östlich davon ändert sich der Bau des Hochgebirges. Während in der Glocknergruppe die Höhen der Seitenkämme die des Hauptrückens weit überragen, vereinigt die Goldberggruppe die breitesten Massen des Centralgipfels mit den höchsten Erhebungen im Tauernkamme. Kamm und Gipfel sind etwas niedriger als in der Glocknergruppe, aber

¹ Worte des Allerhöchsten Handschreibens an den Landespräsidenten von Kärnten.

letztere erreichen im Hochnarr noch immer 3.258 Meter. Wie dieser stehen auch seine Nachbarn, der Goldzeckkopf (3.052 Meter) und die Goldbergspitze (3.066 Meter), an der Landesgrenze gegen Salzburg und bezeichnen jene Gruppe der Hohen Tauern, die den reichen Nibelungenhort in ihrem Innern birgt, dessen Ausbeute an der Nord- und Südseite bis in die neueste Zeit den Segen der Thalbewohner bildete. In einer Höhe von 2.810 Meter, im Gebiete der Gletscher, unmittelbar am Südfuße des Hochnarr steht heute noch das erst seit 1876 verlassene Knappenhaus der Goldzeche, die höchste Wohnstätte der österreichisch-ungarischen Monarchie, das, 1563 gebaut, mehr als drei Jahrhunderte überdauerte. Der mächtigste unter den zahlreichen Gletschern, welche die Goldberggruppe nach allen Seiten bedecken, dehnt sich als Wurtenkees im Süden des Herzog Ernst und des Schareck (3.131 Meter) aus.

Eine Reihe kleiner und größerer Hochthäler leiten aus der Region des ewigen Eises zu den Ufern der Möll, so das Thal der großen und kleinen Fleiß, der großen und kleinen Zirkuig, das steinige Alpenthal der Wurten-Fragant und das vielbesuchte und bewohnte Mallnizthal. Durch letzteres leitet der Saumpfad zum Mallnitzer Tauern, der die Grenze der Goldberg- und Ankogelgruppe bezeichnet.

Auch in dieser bildet der Tauernkamm den Grenzwall zwischen Salzburg und Kärnten, aus dem sich der Ankogel zu 3.253 Meter erhebt. Doch ist hier Zahl und Ausdehnung der Gletscher geringer und die dominirende Spitze der südöstlichen Querkämme, welche das Maltathal einschließen, die G. Hochalpen Spitze (3.355 Meter) überragt den Hauptstock des Ankogels; das Hafnerck (3.061 Meter) kommt ihm sehr nahe. Mit der Einsattelung des Katzberges, der eine fahrbare Straße trägt, und dem Lieserthale schließen die Pöllauer Alpen im Osten ab, hingegen enden die Hohen Tauern an der Arlscharte.

Zwischen dem Malta- und Mallnizthal schiebt sich die Gruppe des Sauleck (3.080 Meter) weit gegen Südosten vor und bestimmt die Richtung des unteren Möllthales; zwischen dem Mallniz- und Fragantthale lagert sich die Gruppe des Bösesack (2.833 Meter) und westlich davon baut sich die Glimmerstiefermasse der Sadniggruppe (2.740 Meter) auf, die mit ihren Vorbergen den Mittellauf der Möll nach Süden drängt. Sie ist am deutlichsten durch das Schoberthörl vom Centralgneiß und den Gletschern der Goldberggruppe geschieden.

Die West- und Südgrenze des Möllthales bildet die Schobergruppe mit dem Pezack (3.275 Meter) und Kreuzeckgruppe (2.697 Meter) gegen das Isel- und Drauthal. Erstere schließt sich am Peischlachthörl an den Glocknerkamm und wird durch den Sattel des Iselsberges von der Kreuzeckgruppe geschieden, die ihre Vorberge bis zur Mündung der Möll in die Drau vorschiebt. Von diesen trägt nur die Schobergruppe noch mäßige Gletscher. Das ist ein kleiner, aber der großartigste Theil der Glocknerrundschau.



Heiligenblut mit dem Glogner.

Er schließt alle Schauer und Reize der Hochgebirgswelt in sich. Von den ausgedehnten Eiszüsten der Tauern wendet sich das Auge zu den üppigen Grasmatten der Abhänge und Hochthäler, auf welchen im Sommer das Hausthier der flüchtigen Gemse begegnet und Almhütten den betriebamen Menschen beherbergen. An die Grasmatten schließt sich die Region des Krummholzes, das bald in hochstämmige Fichten des Bergwaldes übergeht, der meist die Abhänge des Gebirges gegen die Thalsohle hin deckt. Von den Gletschern genährt stürzen zahlreiche Gießbäche brausend über Felsen, rauschend durch die Hochthäler zur Niederung der Möll und Lienz, und in zahlreichen kleinen Alpenseen spiegelt sich die Sonne. Keine fahrbare Straße überschreitet den Grenzwall der hohen Tauern und nur auf einem Punkte, auf dem Fjelsberge, vermitteln Wagen den Verkehr zwischen Kärnten und Tirol. Aber über Felsbänge und Eiszelder klettert der Fuß des begeisterten Alpenwanderers und des nimmermüden Alplers. Wo die wilde Natur einen Saumpfad gestattet, wie über den Mallniger Tauern, sucht sich wohl auch der Handelsmann mit werthvollen Thieren des Möllthales einen Weg zu den Höfen und Märkten des Nordens. Solche Übergangspunkte heißen vorzugsweise Tauern, dann Scharten, Thor oder Thörl; man zählt deren zwölf. Häufig wurden an solchen Stellen schon in vergangener Zeit durch die Fürsorge der Landesverwaltung Tauernhäuser errichtet, Schutzhütten für alle, welche Geschäft oder Vergnügen auf diese Höhen leitet. In neuester Zeit sorgt der deutsche und österreichische Alpenverein durch Schutzhütten in der Leiteralm, auf der Adlersruhe, am Pasterzengletscher, auf dem Seebühel (Goldberggruppe) und in der Nähe der G. Hochalpenjipe für die Gletscherwanderer.

Das Möllthal. Aus dem größten Eiszelde der Tauern am Fuße des Glockners in einer Höhe von 2.012 Meter entspringt die Möll, die dem langgestreckten (23 Stunden) Thale den Namen gibt. Zwischen den Grasmatten der Pasterzenalm und dem Abhange der Leiterköpfe stürzt das Gletscherkind ins grüne Wiesenthal von Heiligenblut. Noch angesichts des Gletschers begrüßt es die Briccins-Kapelle, jene Stätte, auf welche die Legende das Wunder der Auffindung des Heiligen verlegt. In der Thalsohle aber blickt es auf zur Kirche am Abhange zur linken Seite, die das Grab des heiligen Briccins, sein Fläschchen mit dem heiligen Blute und die Kornähren umschließt, die aus dem Schnee der Lawine sprossend einst die Stelle bezeichnen, auf welcher der Heilige den Elementen erlegen ist. Die Legende vom heiligen Blute hat auch dem Dörfchen den Namen gegeben, das der Kataster nur als Steuergemeinde „Hof und Blapp“ kennt. Im benachbarten Felsengrund des Blapp haben sich die Wasser der Möll eine tiefe Schlucht gegraben, durch welche sie sich brausend und schäumend zur Thalniederung bei Pothorn stürzen (Blappfall).

Der Alpenwanderer aber verweilt gern am schroff abfallenden Felswall des Blapp, um sein Auge an dem unvergleichlichen Bilde zu weiden, das hier sich ihm bietet.

Wer jemals gegen Abend eines schönen Sommertages den Klapp betreten, hat staunend den Schritt gehemmt. Wie eine lebendige Idylle liegt das weltabgeschiedene Wiesenthal vor ihm, die verstreuten Häuser der kleinen Gemeinde grüßen freundlich entgegen, der mächtig hervortretende Bau der Kirche mit dem himmelaustrebenden Thurm füllt sein Gemüth mit frommer Ahnung, daß ein glaubensstarkes Geschlecht vor Jahr-



Schloß Groppenstein bei Ober-Vellach.

hundertern die gothischen Formen dieses Baues aufgethürmt. Hierher pilgerten bis in die neueste Zeit Scharen von Wallfahrern, um am Grabe des Heiligen zu beten.

Über die Spitze des gothischen Thurmes hin gleitet dann der Blick auf die großartige Scene des Hintergrundes, die majestätische Spitze des Großglockners im Strahle der untergehenden Sonne über dem bereits schattendämmerigen Thale und die abstürzenden Eismassen der Pasterze. Die Majestät dieser Natur ist es, die heute die Scharen von Wanderern in diesen Erdenwinkel zieht, die Gott in der Größe seiner Werke anbeten.

Seit der Zeit der ersten Glocknerbesteigung hat diese Landschaft das Auge des Malers entzückt und das Bild „Heiligenblut mit dem Großglockner“ ist zum Wahrzeichen des Müllthales geworden.

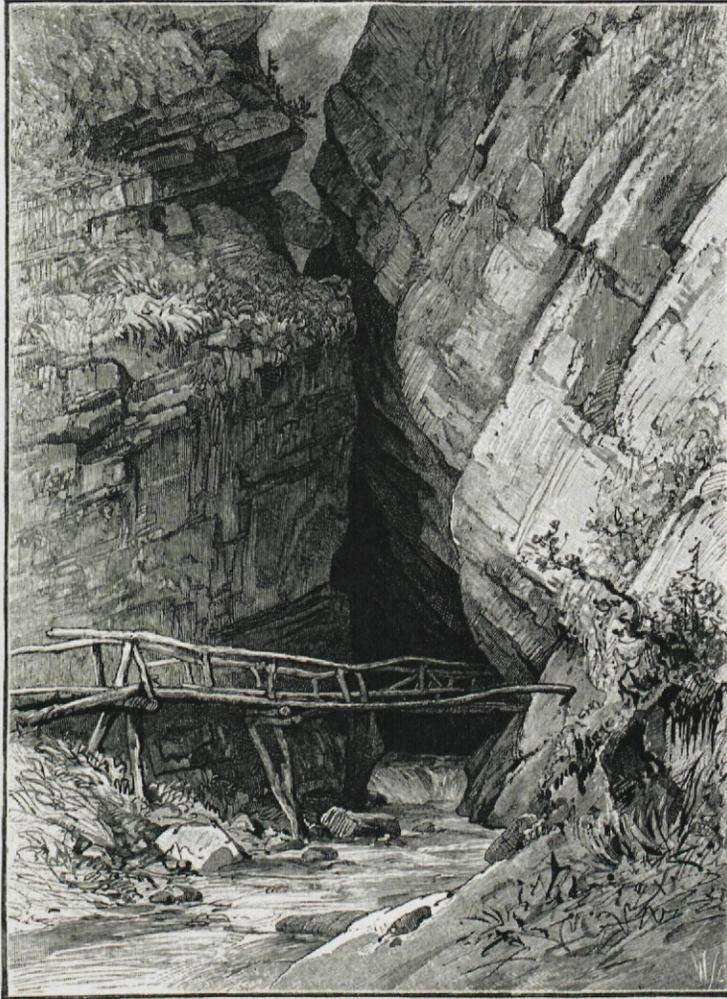
Bei Pokhorn kommen der Möll die Wässer der vereinigten großen und kleinen Fleiß zu, die ihr von den Schätzen der Goldzeche erzählen und den kühnen Bergleuten, die über dem ewigen Eis sich ihre Hütte gebaut und der wilden Natur die Schätze der Tiefe abtrozten. Wenn sie an Döllach vorüberwallt, gedenkt die Möll wohl der glänzenden Tage, die dieser Hauptort von Großkirchheim (das obere Möllthal) einst durchlebte, als noch der Segen des Goldberges sich in das Thal ergoß. An dem freundlichen Sagriz vorüber drängt sie sich durch die Thalenge von Mörtschach in südlicher Richtung bis Winklern, wo ihr die Vorberge der Kreuzeckgruppe die Richtung gegen Nordosten anweisen.

Im vollen Glanze der Morgensonne liegt das aufblühende Winklern am wohlbebauten Abhange des Penzelberges und vermittelt den Verkehr zwischen Döllach und Lienz im Pusterthale einerseits und dem oberen Möllthale anderseits. Auf einer weiten Strecke liegt von Winklern aus das mittlere Möllthal dem Auge offen. Ortschaften, wie Lainach, Rangersdorf, Stall wechseln mit einzelnen Gehöften, emsig bebauten Äcker mit wohlgepflegten Wiesen, daran dunkle Fichtenwälder, welche besonders die Südseite des Thales bedecken.

Unterhalb Stall bildet der Klausenkofel eine förmliche Thalsperre. Aus einem am nördlichen Gehänge steil abfallenden Graben wirft ein leicht anschwellender Bach seit 1828 Massen von Gerölle in die Thalsohle und hemmt die Wässer der Möll derart, daß oberhalb bei der Ortschaft Gößnitz in den letzten zwanzig Jahren ein See grüne Wiesen unter seinem Wasser begraben konnte, unterhalb aber gegen Fragant hin andere Wiesen und Felder sich in Schutthalben verwandelten. In den letzten Jahren versuchte man dem verheerenden Elemente mit großartigen Schutzbauten Einhalt zu thun. Hier vollzieht sich vor dem Auge der Gegenwart die Bildung eines Alluvialkegels, eine Bodenform, die für die Thalsohle des Möllthales in seiner ganzen Ausdehnung charakteristisch ist. Die Mehrzahl der Ortschaften von Mühlendorf bis Großkirchheim liegen auf Bodenanhschwellungen, welche sich als alte Alluvien kennzeichnen. Über das Gerölle der Vorzeit hat sich freundlicher Rasen gebreitet, Bäume haben in demselben Nahrung gefunden und die Menschen bauten ihre Hütten mit Vorliebe an den Rand der Bergwässer, die oft genug noch ihre wilde Natur hervorkehren.

Nun erweitert sich das Thal und wendet sich allmählig gegen Südosten, um ins Längenthal der Drau auszumünden. Vor der Ausmündung aber bildet der isolirte Felskegel des Danielsberges mit dem Alluvium von Napplach eine abermalige Thalsperre. Auf seiner Höhe von 960 Meter gestattet er einen Überblick über das untere Möllthal wie kein zweiter Punkt. Im Nordwesten deutet der stattliche Kirchturm und das Schloß Trabuschgen auf den Marktflecken Ober-Bellach, den einzigen, der im ganzen Möllthal sich entwickeln konnte. Auch hier erzählt Vieles von der verschwundenen Pracht jener Tage,

als von Ober-Bellach aus ein Oberbergamt den im ganzen Mollthal lebhaften Bergbau auf Gold, Eisen und Kupfer leitete. Den Bergabhang im Hintergrunde schmückt die nun restaurirte Burg Groppenstein am Eingang des Mollnizthales, das den Zugang zu



Die Raggaschlucht bei Plattach.

den Mollniz und Hohen Tauern öffnet. Als letzte sichtbare Höhe blickt uns in dieser Richtung die Rothe Wand entgegen und leitet unsere Gedanken in die Hochthäler der Wurten-Fragant, zu den Gletschern der Goldberggruppe einerseits und andererseits zu den verfallenen Schachten des noch in den Dreißiger-Jahren blühenden Kupferbergbaues Groß-Fragant. Der alte Erzweg führt uns von da längs des Fragantbaches ins Mollthal zurück zu den Schmelzhütten am Raggabache, die schon um 1840 verlassen

wurden. Später glühte hier durch einige Zeit ein Hochofen und arbeiteten zwei Hammerwerke, denen das südwärts ansteigende Raggathal das Eisenerz lieferte. Heute ist es still geworden an der ehemals gewerbfleißigen Stätte, nur der Raggabach tobt zuweilen, wenn er sein Gerölle ausschüttet. — Die Spuren einer besseren Vergangenheit mögen den Touristen ernst stimmen, der heute zur Raggaschlucht wandert, die sinnige Naturfreunde aus Ober-Bellach zugänglich gemacht haben.

Nördlich vom Danielsberg steigen die Ausläufer der Sauleckgruppe rasch zu 3.080 Meter Höhe, südwestlich greift das Hochthal der Teichl tief in die Kreuzeckgruppe ein. Aus dieser Gruppe ragt zunächst der Polnik (2.780 Meter) ins Möllthal hinein, durch die Alpenvereinssection Ober-Bellach nun auch ein beliebtes Ziel touristischer Wanderungen.

Wenn den Naturfreund am Flapp der Ernst und die Großartigkeit der Landschaft fesselt, so ist der Eindruck des Bildes, das sich vom Danielsberge aus bietet, entschieden freundlich. Die Felder und Wiesen des Thalbodens, die auf dem Abhange der Sauleck- und Böseseckgruppe zerstreuten Häuser, die Getreideculturen, die mit Waldbeständen wechseln, Alles deutet auf rege menschliche Thätigkeit. Der für das ganze Möllthal charakteristische Gegensatz zwischen der Sonn- und Schattenseite tritt in diesem Bilde am deutlichsten hervor. Der dem Süden zugekehrte Abhang der Ausläufer der Tauern ist bis zur Holzgrenze hinauf bebaut und bewohnt, der gegenüberliegende Abhang der Kreuzeckgruppe aber durchweg mit dichtem Wald bedeckt, der nur durch einzelne Weideflächen unterbrochen wird. Ein einziges Thal auf dieser Seite, die Teichl, ist bewohnt. Nicht ohne Grund nennt sie der Möllthaler die „Schattseite“, denn einen großen Theil des Jahres (im Winter) erreicht sie kein Strahl der Sonne, die Kamm- und Gipfelhöhe wehrt stellenweise den Sonnenstrahlen sogar den Zutritt zur Thalsohle, nur die Bewohner der „Sonnseite“ erfreuen sich der Wohlthat des directen Sonnenlichtes das ganze Jahr hindurch.

Wenden wir den Blick vom Danielsberg nach Südosten, so wird der Horizont nur durch die fernen Karavanen begrenzt. Die Möll berührt in dieser Richtung noch die Ortschaften Kolbnitz und Mühlendorf und mündet bei Möllbrücke links in die Drau.

Auf der Höhe des Danielsberges aber fesseln auch Reste einer großen Vergangenheit den Geist des Beobachters, römische Alterthümer, die auf einen ehemaligen Herculestempel hinweisen, der heute als Kirchlein an bestimmten Tagen des Jahres die Gläubigen der Nachbarschaft versammelt.

Das Lieser- und Maltathal. Das untere Thal der Lieser bezeichnet die Ostgrenze des Tauerngebietes. Am Fuße des Hafnercks beginnend zieht sich der obere Theil unter dem Namen Ratschthal in südöstlicher Richtung zwischen dem an der Grenze von Salzburg laufenden Haupttrücken der Pöllauer Alpen und eines vom Hafnerck südöstlich

auslaufenden Querkammes über St. Peter bis Rennweg. Da begegnen wir der ehemals belebten, heute fast verlassenem Straße nach Salzburg. Vor dem Zeitalter der Eisenbahnen schleppten lange Züge von Katschthaler Ochsen die mit „Gütern der Erde“ beladenen Wagen von Villach aus über den Katschberg bis Salzburg.



Fallbach im Maltathal.

Von Rennweg aus erhält das Thal eine südliche Richtung und wird von den steilen Abhängen des Faschaunereck und der Stangalpengruppe sehr eingeengt. Der Krems- und Leobengraben dringen tief in das östliche Bergland ein und bahnen den Weg zum berühmten Königstuhl (2.331 Meter).

Bei Gmünd öffnet sich gegen Nordwesten das mächtige, durch seine vielen Naturschönheiten weitberühmte Maltathal, das Hauptgebiet der Ankogelgruppe, die Perle der

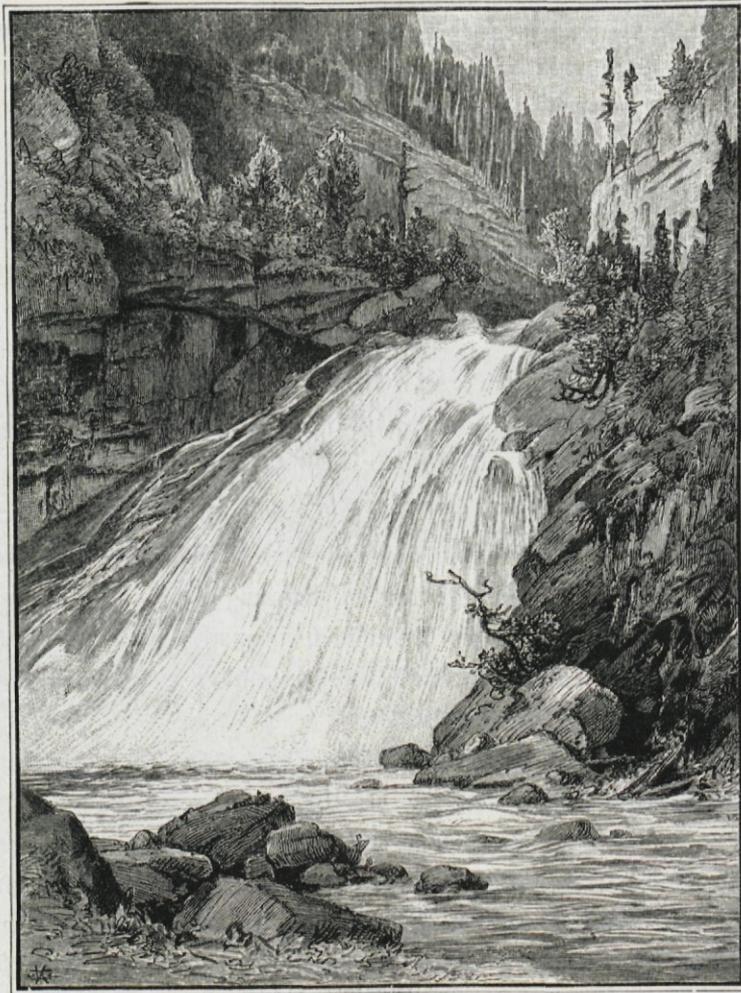
östlichen Tauern. Von der Maltabrücke in Gmünd aus schweift der Blick des Beobachters über die breite untere Thalstufe und die Bergriesen des Hintergrundes. Wer am Wanderstabe des Touristen vordringt in die obere Thalstufe, den Maltagraben, wird Geist und Gemüth erhoben fühlen durch die Majestät der Hochgebirgsnatur, die sich ihm hier offenbart. Nicht weniger als 29 der prächtigsten Wasserfälle (wie der Fallbach, der blaue Tumpf) die malerischsten Felscenerien, die herrlich grünen Alpenmatten, endlich die imposanten Gletscher des großen und kleinen „Glend“ am Fuße der Hochalpen Spitze und des Ankogls. Alles vereinigt sich, um dem Maltathale die Krone alpiner Schönheit zu sichern. Den kühnen Alpenwanderer führen von hier Pfade ins salzburgische Großarl- oder ins Mallnitz- und Möllthal über eisbedeckte Rücken und felsenumgürtete Scharfen. Ein kurzer Ausläufer des Hochalpenstockes scheidet das obere Maltathal vom langgestreckten Gößgraben, der tief in die Gruppe des Sauleck eindringt.

Kehren wir von den eisigen Höhen wieder zu den Wohnstätten der Menschen, von den einsamen Weisern des Maltathales zur Stadt Gmünd zurück, so werden uns die malerische Ruine des alten, der stattliche Bau des neuen Schlosses und manche Spuren ehemaliger Wohlhabenheit in eine Zeit zurückversetzen, in welcher der große Handelszug von Triest nach Salzburg sich durch dieses Thal bewegte und am Vereinigungspunkte des Malta- und Lieserthales eine Stadt erblühen ließ. Von hier bis Spital hat sich die Lieser ein tiefes Bett gegraben, neben welchem die neue Straße bequemen Verkehr ermöglicht macht. Bei Spital mündet die Lieser links in die Drau.

Mittelfärnten mit den Gailthaler Alpen.

Im Osten der wild durch ihr Felsenbett tosenden Lieser zieht sich parallel zu dem zwischen Spital und Paternion gelegenen Abschnitt des Drauthales und von diesem durch einen niederen Berggrücken geschieden eine breite und tiefe Gebirgsspalte, welche der mächtigen Glimmerschieferzone angehört, die den südöstlichen Theil des Centralstockes der Hohen Tauern umlagert. Es ist das Becken des Millstatter Sees, dessen Smaragdfläche innerhalb einer Umrahmung erscheint, deren landschaftlichen Reizen er den Ruf des am schönsten gelegenen Sees Kärntens zu verdanken hat. Meist steil aus der Flut aufsteigend gelangen die See-Ufer zu ungleicher Höhe. Auf der Nordseite erhebt sich das Ufergelände zunächst zu einer breiten, mit Culturland und einer stattlichen Reihe von Ortschaften bedeckten Stufe, und erst auf dieser thürmt sich als Schutzmauer gegen die von Norden brausenden Stürme und damit das milde Klima des Seethales bedingend die granatenreiche Millstatter Alpe zur Seehöhe von 2.086 Meter auf, an deren westlicher Flanke der Tschierweger Rock (2.005 Meter), ein Ausläufer des Schirneckes

(2.082 Meter), die Einfassung fortsetzt, um sich weiter im Westen zum Treflinger Hochthal herabzusenken, dessen diluviales Trümmergestein in mehrfacher Abstufung sanft zum See abfällt. Im Südosten, dort wo das Döbriacher Querthal in diesen taucht, ragt mit



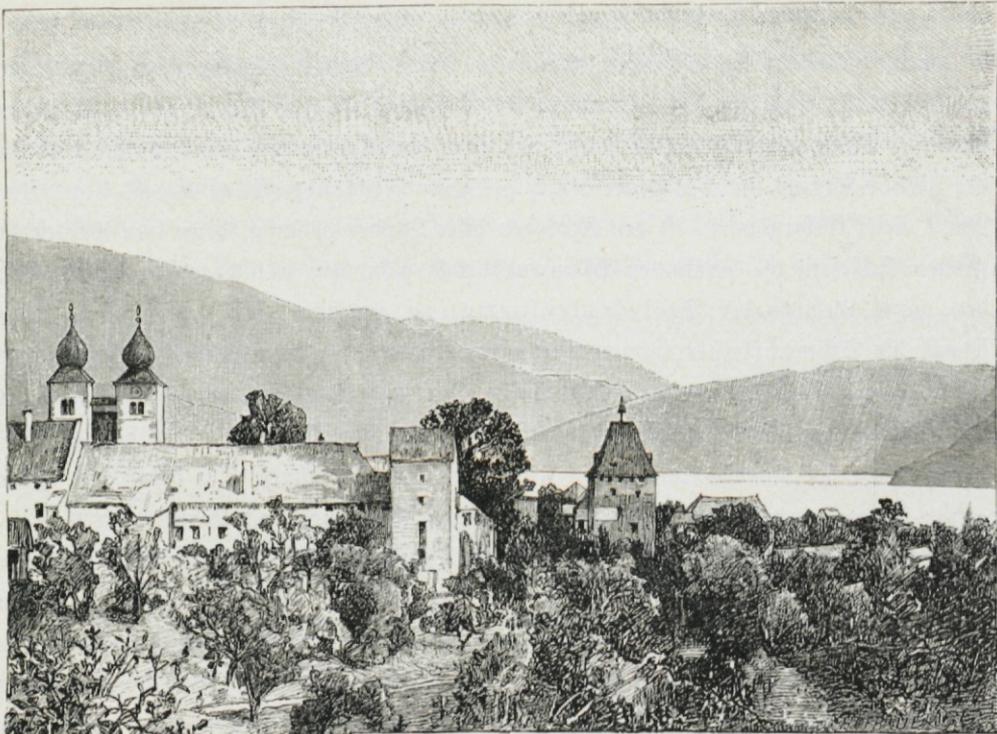
Blauer Ennsf.

breitem almenreichen Rücken als Hochwarte der Seegegend der Mirnock (2.104 Meter) auf, von dessen Gipfel der entzückte Blick über die gesammte Wasserfläche und das sie umgrenzende Chaos von Bergen und Thalsenken bis zu den gigantischen Marksteinen des Landes schweift. In auffallendem Gegensatz zum hochauftrebenden Nordgelände steht, den Ernst des Landschaftsbildes mildernd, das südliche, das, vom Mirnock sich loslösend, als niedriger, bewaldeter und spärlich besiedelter Bergrücken, da es im Innsberg und im

Hochgoß nur die Seehöhen von 970 und 866 Metern erreicht, gegen die Lieser streicht, welche die Wässer des Seethales nach kurzem Laufe der Drau zuführt. Was die unmittelbare Gestaltung der Seeufer selbst betrifft, so ist das Südufer das steilere, da die Bergfüße sofort in den See fallen, hingegen das Nordufer der am rechten Seeufer hinziehenden Straße noch den nöthigen Raum gewährt. Der Millstatter See, der zweitgrößte und tiefste des Landes (Flächeninhalt 13·7 Quadratkilometer, Länge 11·56 Kilometer, größte Breite 2·4 Kilometer) zerfällt in zwei Becken, in das kleinere westliche mit der Maximaltiefe von 110 Meter, das vom unteren Seeende bis zu der westlich von Millstatt gelegenen Fischerbehausung reicht, und in das doppelt so lange östliche mit der größten Tiefe von 132 Meter (zwischen Dellach und dem Jungfernsprunge). Von den Wasseradern sind nur der Döbriacher (Kieger-) Bach und die nordseitigen von Bedeutung; die Mündungen der letzteren sind dem auf einem erhöhten Punkte der Seeränder stehenden Beschauer leicht an den Landzungen erkennbar, welche sich aus dem von den Bächen mitgeführten und auf dem See Grunde abgelagerten Verwitterungsschutt aufgebaut haben. Der für die Zukunft des Sees folgenschwerste Zufluß ist der Döbriacher Bach, der, aus der Vereinigung des Feld- (Abfluß des Brennjees), Kleinkirchheimer- (Tiefer Bach) und Raninger Baches entstehend, unterhalb Döbriach auf der von ihm angeschwemmten und in beständigem Wachsen begriffenen Ebene sich in mehrere Arme theilt, welche in häufig wechselndem Laufe dem Ostufer des Sees mit der Nahrung auch das Verderben zuführen. Der Abfluß, in dem sich der ganzen Breite nach ein zum Fange der laichenden Lachsforellen bestimmter Abperrrechen mit den Fangkasten befindet, mündet nach kurzem Laufe nächst der Fabrik Seebach links in die Lieser.

Der Sumpfwiesengürtel, welcher die übrigen Seen des Landes in wechselnder Breite umschließt, fehlt wegen des jähen Absturzes der Ufer zum See Grunde dem Millstatter und mit ihm leider auch die Lotusblume der Kärntner Wässer, die liebliche Seerose (*Nymphaea*); nur schmale, häufig unterbrochene Zonen von Schilfrohr und der Seebirse umsäumen die grüne Flut, die in ihren Tiefen neben Barsch, Hecht, Wels und Barbe die edelste Fischart des Landes, die köstliche Lachsforelle (*Trutta lacustris*) birgt.

Die Ortschaften des Seethales, Dellach, Millstatt und Seeboden befinden sich sämmtlich auf der Nordseite; die bedeutendste ist der als klimatischer Kur- und Badeort in weiten Kreisen bekannte Markt Millstatt. Die um das alterthümliche Stiftsgebäude gruppierten Häuser, von denen einzelne das Gepräge längst vergangener Tage tragen, stehen theils auf dem Gehänge, theils auf der vom Kiegerbache angeschwemmten Landzunge. Seeboden nennt man einen Complex von fünf Dörfern, welche zu beiden Seiten des Treflinger Baches am Ausgange des Querthales liegen, das vom Seeufer in mehreren Terrassen gegen Norden ansteigend im lieblichsten Wechsel Wald- und Culturland und



Millstätter See mit der Alpe.

zwischen dieses eingestreut nächst der Burgruine Sommerck mehrere Ortschaften trägt, an denen vorüber der Weg zur Lieser und nach Gmünd führt.

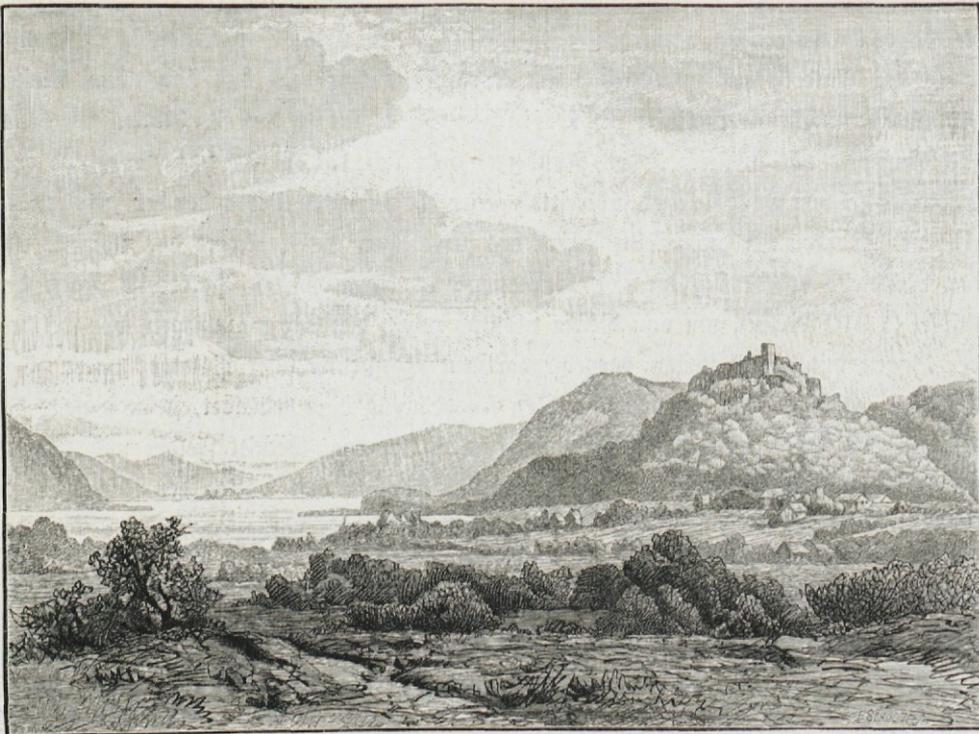
Geschieden von der Millstätter Alpe durch das tief eingeschnittene Rinnsal des Kaningbaches, der sich durch eine unzugängliche Schlucht die Bahn in das Radentheimer Thal gebrochen hat und nun vereint mit anderen dem Millstätter See zueilt, umschließt ein mächtiger Gebirgswall einen weiten Kessel, aus dessen Mitte sich die stattliche Pyramide des Roseneck (2.434 Meter), des höchsten Gipfels zwischen

der Lieser und der Gurk, erhebt, dem sich nordöstlich, an den zackigen Formen und dem blendenden Reflex schon in weiter Ferne erkennbar, die Zunderwände anreihen, ein mächtiges, nach Nord und Süd steil abstürzendes Lager von Urkalk, dessen Plateau kein Freund der Alpenflora unbefriedigt verlassen wird. An diese schließt sich der Kaninger Bock an, eine Einsattelung zwischen dem Roseneck und dem Klomnoek (2.326 Meter),

über welche ein Pfad in den Grund, die oberste Thalmulde des Leobengrabens, führt, in der die Gebäude der Ossiacher Gestütkalpe stehen. Von hier gelangt der Wanderer, das nordseitige Gehänge des Leobengrabens überschreitend, zur Stangalpe (Theil der Murauer Alpe), wie man den nordwestlichen Theil der Alpengruppe nennt, welche zwischen der Inner Krems und der weiter östlich gelegenen Flattnitz (Paal-Bach) liegt. Der Name dieser Gebirgspartie ist den Geologen aller Länder geläufig, denn hier werden in grauen Schiefen die berühmten Pflanzenabdrücke gefunden, welche gelehrt haben, daß das ganze Gebirge der Steinkohlenformation angehört, deren wichtigstes Glied jedoch, die Schwarzkohle, zum unerzehbaren Schaden der einheimischen Eisenindustrie fehlt. Es gibt kaum ein zweites Gebiet in Kärnten, das so vielfach von öden Schluchten und wüsten Schründen durchfurcht wäre, und nicht ohne Grund hat der alte Hacquet diesen Theil des Kärntnerlandes als *Alpes desertae* bezeichnet. Als Fürst der Berge erhebt sich an der dreifachen Grenze von Salzburg, Steiermark und Kärnten der Königstuhl (Karlnock) zur Seehöhe von 2.331 Meter. Das an den Berghängen umherliegende Gestein, die häufigen Schutthalben und die Geröllmassen auf der Sohle der Gräben lassen nur eine dürftige Vegetation aufkommen, meist aus niedrigen Gräsern und Moosrasen bestehend, zwischen denen hier und da die gelben Blüten der Alpen-Nelkenwurz und die zierlichen Trugdolden des Speihs (*Valeriana celtica*) neugierig auslugen. Nur dort, wo aus dem Gestein eine Quelle hervorrieselt, siedelt sich ein grüner Streifen an, der den Lauf des Wassers umsäumt, bis dieses, in eine Mulde gelangend, stagnirt und damit die Bedingung zur Entwicklung einer Moorflora bietet. In der Waldregion, die sich unmittelbar an die fahlen Matten anschließt, gewähren schlanke Arven (Zirben) und hoch sich reckende Lärchen dem Wanderer nur dürftigen Schatten, aber vergebens sucht das Auge des Müden die saftiggrünen Mähwiesen, an denen andere Alpen so reich sind; sie lächeln ihm erst dann entgegen, wenn er über die Höhen in die Inner Krems, in das freundliche Thal von Radenthein oder in die Reichenau hinabsteigt.

Am Südfuße des Königstuhls im „Karl“, einem Seitengraben des Leobengrabens, liegt etwa 1.200 Meter über der Meeresfläche ein Bad, wie solche eben nur ein Alpenland aufzuweisen vermag, das „Karlbath“. In wildromantischer, aber unwirthlicher Gegend verborgen und weit entfernt von den Adern des geschäftlichen Verkehrs leben diese Bäder fast nur in der dankbaren Erinnerung schlichter Landleute, da sie eben dem Ankömmling nichts zu bieten vermögen als dürftige Unterkunft, spartanische Kost, die heilende Quelle und die stärkende Luft der Alpen. Im Karlbath fehlen sogar die Badewannen; in die aus Baumstämmen roh zugehauenen Tröge wird das Quellwasser geleitet und durch hineingeworfene Steine erwärmt, die man früher auf brennenden Scheiterhaufen erhitzt hat. Aus dem Karl gelangt man über den Stangnock, berüchtigt wegen der für die Schatzgräber

noch immer unauffindbaren Freimannshöhle, durch den Winklgraben in die liebliche Reichenau, den obersten Thalgrund der Gurf, deren Quellbäche sich hier vereinigen: der Stangenbach in Fortsetzung des Winklbaches und der in jähem Fall an dem höchst gelegenen Pfarrdorfe Kärntens St. Lorenzen (1.472 Meter) vorüber braufende Gurfbach. Am Vereinigungspunkte beider liegt das freundliche Pfarrdorf Ebene Reichenau, das, obgleich nur 39 Häuser zählend, doch die wichtigste Ortschaft der gesammten Alpengruppe ist; denn hier werden jährlich große Viehmärkte abgehalten und die sich hierbei



Ruine Landskron mit dem Ossiacher See.

einfindenden Kaufleute und Krämer versorgen den Äpler mit den ihm nothwendigen Erzeugnissen des Niederlandes. Die saftig grünen Alpenwiesen der Gehänge, hier „Gärten“ genannt, bieten dem Freunde der Alpenflora reiche und auch manche seltene Beute.

Drei Gebirgsstöcke sind es, alle der Glimmerschieferzone angehörig, welche das Gebiet zwischen dem Ossiacher See und der oberen Gurf mit ihren Ästen und Widerlagen erfüllen: im Westen der Mirnock mit der ihn fortsetzenden Amberger Alpe, im Süden die Gerlitzenalpe und nördlich von ihr der durch seine Eiform ausgezeichnete Wöllaner Rock. Tiefe, in Richtung und Breite ungleiche Rinnen zwängen sich zwischen die Bergriesen ein; doch ist es nur eine, an deren Umrahmung sich alle drei Gebirgsstöcke betheiligen,

das an scenischem Wechsel reiche Treffen-Afriger Thal, das sammt seinen Seitenzweigen im Volksmunde schlechtweg „die Gegend“ heißt.

Der Wanderer, welcher Villach in östlicher Richtung der Kronprinz Rudolf-Bahn folgend verläßt, gelangt in kurzer Zeit in den zwischen dem Kumizberge und den Ossiacher Tauern gelegenen Einschnitt, das gemeinschaftliche Ausgangsthor der „Gegend“ und des Ossiacher Seethales. Westlich oder rechts des Seebaches zieht sich die Bahn hart am Fuße des Kumizberges gegen St. Ruprecht, um dann in einem weiten Bogen in das Seethal einzulenken; östlich erscheinen auf einer vorspringenden Kalkfuppe die malerischen Ruinen von Landskron, einst nächst Hoch-Osterwitz die schönste Burg des Landes, und unmittelbar am Nordfuße des Berges das von einem breiten Rohrwalde umgürtete Westufer des Ossiacher Sees. Gleich dem Millstätter eine breite Schieferispalte mit ungleich hohen Rändern, zieht sich das Ossiacher Seethal vom Gebirgskessel von Feldkirchen südwestlich gegen den untersten Thalboden der „Gegend“, eine von Norden her ausgefüllte Bucht des gewaltigen Wasserbeckens der Vorzeit. Auf der Nordseite erhebt sich die Gerlizenalpe in einem weiten Halbkreise gegen den Gipfel (1.910 Meter), um von diesem plötzlich gegen den See umzubiegen, vor welchem der Bogen mit einem steilen vorgebirgsartigen Vorsprung, der Platte, endet. Das Gehänge, anfangs steil und seiner ganzen Ausdehnung nach bewaldet, steigt jenseits des Waldgürtels sanft gegen die Höhe und trägt in buntem Wechsel Felder und Wiesen, untermischt mit Waldstreifen und den zerstreuten Häusern und Hütten der Bergdörfer. Auch die südlichen Thalgehänge, vom bedeutend niedrigeren, völlig bewaldeten Ossiacher Tauern (Gestüte auf dem Plateau 927 Meter) gebildet, beschreiben westwärts von Ossiach einen Bogen, der mit dem schräg gegenüberliegenden der Nordseite ein Becken bildet, inmitten der Ossiacher See liegt und welches die beiden durch den See geschiedenen Thalsohlen umfaßt, in denen sich die Mehrzahl der Thaldörfer befindet. Die Thalsole wird im oberen Drittel von einem „Bleistatt“ genannten Torfmoor eingenommen, das, seiner ganzen Länge nach vom untern Tiebelbach, dem größten Zuflusse des Sees, durchzogen, in sanftem Abfall an dem Eisenwerke Buchscheiden und an der Ruine Pregrad, der Stammburg des edlen Geschlechtes der Paradeiser, vorüber sich unter Steindorf dem Ostrand des Sees zur Seite legt. Der See (Seehöhe 487.7 Meter, Flächeninhalt 10.878 Quadratkilometer, Länge 10.8 Kilometer, größte Breite 1.65 Kilometer) zerfällt durch eine vom Nordufer gegen Ossiach verlaufende Alluvialbarre in zwei Becken, in das östliche mit der größten Tiefe von 12 Meter und in das doppelt so lange westliche mit der Maximaltiefe von 47 Meter (im Lenzbauerfessel unter Sattendorf). Zahlreich sind die von der Gerlizenalpe kommenden häufig wasserleeren Bäche, von denen einige dort, wo sie in den Schieferfschichten noch keine Rinnale bildeten, mehr oder minder

hohe Wasserfälle erzeugen. Der Ossiacher See gilt als der fischreichste des Landes; von den 22 Fischarten, welche die schwärzlichgrüne Flut birgt, gelten Lachsforellen und Welse als die edelsten. Auf den Fischreichtum deutet schon das Wappen der einstigen Benedictinerabtei Ossiach, der ältesten des Landes, deren Gebäude hart am Südostufer stehen und gegenwärtig von einem Militär-Gestüt eingenommen werden. Hier soll der Polenkönig Boleslaus II., um den Mord des Krakauer Bischofs Stanislaus zu sühnen, neun Jahre als stummer Klosterknecht gelebt haben; seine in einer Nische der Kirchenmauer befindliche Grabstätte ist auf der Friedhofsseite mit einem Lanzengitter eingefriedet, das die Aufschrift führt: *Sarmatis peregrinantibus salus.*

An der Uferlinie von See und Moor fesselt das sich bunter gestaltende Pflanzenleben unsere Blicke; von den Gewächsen mit schwimmenden Blättern erregt das größte Interesse die den übrigen Seen des Landes fehlende Wassernuß (*Trapa natans*), die, in mehr oder minder breiten Gürteln auftretend, mit ihren grünlichbraunen Früchten den Thalbewohnern ein beliebtes Nahrungsmittel liefert. Von Steindorf führt die Straße längs des nordseitigen Moorrandes aufwärts an der romantisch gelegenen Pfarrkirche Tiffen vorüber in den weiten Gebirgskessel, in welchem am Knotenpunkte mehrerer Verkehrslinien der gewerblustige Markt Feldkirchen liegt. Unweit davon im östlich liegenden Glanthal, stehen im Waldesdunkel die spärlichen Reste der einstigen Burg Dietrichstein, der Wiege dieses jetzt im Mannesstamm erloschenen Geschlechtes. Der an Feldkirchen vorüberfließende Tiebelbach entspringt im freundlichen Thale von Himmelberg unter der Höhe des Precomberges aus zahlreichen Quellen, die sich in kurzer Entfernung zu einem vielfach benützten, die Industrie der von ihm durchzogenen Thalstrecke bedingenden Bache vereinigen. Unweit der Tiebelquellen stehen auf einem düsteren Bergkegel die letzten Überreste des Stammsitzes der Himmelberger.

Wir kehren nun zum Westufer des Ossiacher Sees zurück und betreten, unsere Schritte gegen Norden lenkend, zunächst ein liebliches, von den waldigen Hängen der Gerlitzentalpe und des Wollanigberges umschlossenes Thal, das man sogar seiner Fruchtbarkeit wegen ein Stück Egypten genannt hat. Es ist der unterste Thalgrund der „Gegend“, das Thal von Treffen, dessen wichtigste Ortschaft das Pfarrdorf gleichen Namens ist, in dessen Nähe das im Renaissancestil erbaute Schloß der Grafen von Goës steht. Die Burg der einstigen Grafen von Treffen liegt in Trümmern auf einer mäßigen Berglehne unweit Winklern; ihr gegenüber mündet das wegen seines schön graublau gefärbten und wetterbeständigen Marmors in neuester Zeit bekannt gewordene Grasthal. Hinter Winklern verschmälert sich das Thal zu einem wildromantischen „in der Einöd“ genannten Graben, an dessen engster Stelle aus einer Schlucht der Arriacher Bach mit wildem Getöse in die Tiefe stürzt, und hier zweigt sich der Weg ab, der in Windungen aufwärts in das am

Füße des Wöllauer Rock und der Gerlitzenalpe gelegene abgeschlossene Thal von Arriach führt. Aus der Einöde gelangen wir bachaufwärts der Afriz in den obersten Thalgrund der „Gegend“, in das Thal von Afriz, in dessen Sohle der nach dem Dorfe Afriz benannte (Seehöhe 750 Meter, Flächeninhalt 45 Hektar, Länge 1.738 Kilometer) See liegt und dessen Wasser durch den Afrizer, Treffner und den Dssiacher Seebach in die Drau abfließen, während der jenseits der Wasserscheide gelegene Brenn- oder Feldsee (Seehöhe 745 Meter, Flächeninhalt 37 Hektar, Länge 1.086 Kilometer) sein Wasser durch den Feld- und Kiegebach dem Millstätter See und durch diesen auch der Drau zuendet.

Die Gailthaler Alpen. Der Nordarm der karnischen Alpen, der vom Monte Silvella bogenförmig um die Quelle der Gail zieht, dann östlich abbiegend in die Flußgabel der Drau und der Gail streicht, um unmittelbar vor der Vereinigung beider Flüsse mit dem Dobratsch (Dobrač oder Villacher Alpe) zu enden, führt den Namen der „Gailthaler Alpen“. Der Hauptmasse nach aus Kalken der alpinen Trias- und Rhätformation aufgebaut, welche auf Glimmerschiefer, der Fortsetzung des am linken Draufer lagernden, ruhen, trägt die Kette den Charakter der Kalkalpen, dem Naturfreund ein Gegenstand der Bewunderung, dem Thalbewohner eine Geißel, wenn tobende Wildbäche herabstürzen und in unregelmäßigem Laufe die Fluren mit dem von den Höhen herabgeführten Verwitterungsschutt überdecken. Von den abenteuerlich geformten Unholden (2.678 Meter), welche an der Grenze gegen Tirol steil aus der Thalsohle aufsteigend ihre zerrissenen Gipfel in die Lüfte senden, senkt sich die Kette allmählig gegen den Gailbergfattel (970 Meter), einem der wenigen fahrbaren Übergänge, um sich jenseits desselben im blei- und zinkerreichen Tauern zur Seehöhe von 2.252 Meter und in dem von ihm durch den Tauerner Sattel und die tief eingerissene steilwandige Döfenschlucht getrennten Reißkofel, dem Untersberg des Kärntnerlandes, zur Seehöhe von 2.369 Meter zu erheben; der letztgenannte, mit schroffen Wänden abstürzende, schwer zugängliche Dolomitberg, von dessen Spitze sich dem Beschauer ein weites und herrliches Panorama entfaltet, gehört zu den imposantesten Erscheinungen der Gailthaler Alpen. Im Nordosten wird die Reißkofelgruppe von dem einsamen, wildromantischen Gößeringgraben begrenzt, der sich in seinem weiteren südöstlichen Verlaufe zum Gitschthal erweitert. Jenseits des Gößeringgrabens erhebt sich eine breite, bewaldete Kuppe, die Grafenweger Höhe (1.444 Meter), einft das abwechselnde Standlager der Österreicher und der Franzosen, als Bindeglied der drei Bergketten, in welche sich die von hier aus rasch ihre größte Breite erreichenden Gailthaler Alpen zerlegen. Zwei dieser Ketten umrahmen das Thal des Weißensees und das vom Seeabflusse (Weißenbach) durchzogene Thal von Stockenboi. Das Weißenseethal, eine in die Kalksedimente des einstigen Triasmeeres eingerissene Spalte, setzt sich aus zwei Theilen zusammen, deren landschaftlicher Charakter durchaus

verschieden ist: der westliche ist eine breite, mit Culturland und Wohnorten bedeckte Mulde, der östliche dagegen ein öder, unwirthlicher, fast seiner ganzen Breite nach mit Wasser erfüllter Graben, durch den sich ein einsamer Pfad längs des nördlichen Seeufers auf- und niederwärts über Felsvorsprünge, Felsleisten und Schuttlehnen bis zum Seeende windet. Die höchste Erhebung der Seeegend, der Latschur (2.238 Meter), der durch den schroffen felsigen Grat der Eckerwand mit dem um 18 Meter niedrigeren, als Aussichtspunkt bekannten Staffberg (Hochstaff) zusammenhängt, umschließt mit seinem



Weiberger Thal.

bis zum Kreuzwirth reichenden westlichen Ausläufer die Nordseite des Seethales; die südliche Begrenzung bilden der Bergrücken der Laka und weiter im Südosten die aus dem Tschernieheimer Thal heraustretende Spitzegelfette (Spitzegel 2.121 Meter), welche über den Hühnerock und den Kreuzberg mit der Grafenweger Höhe in Verbindung steht. Über den Kreuzberg führt eine Straße aus dem Drauthale an der Franz Joseph Höhe vorüber in das Gitschthal.

Die Mitte des Thalgrundes nimmt der See ein (Seehöhe 900 Meter, Flächeninhalt 6.64 Quadratkilometer, Länge 11.4 Kilometer); die Breite, beständig schwankend, sinkt bei Tschendorf, dem Hauptorte des Thales, auf 108 Meter, so daß es möglich

war, die beiden Ufer mittels einer Holzbrücke zu verbinden. Auch der Weißensee zerfällt gleich den übrigen größeren Seen Kärntens in zwei Becken, in das seichte westliche und in das viermal längere östliche mit der Maximaltiefe von 98 Meter (unter der großen Steinwand). Die Zuflüsse sind, den Neufacher Mühlbach ausgenommen, unbedeutend, doch besitzt der See außer diesen auch solche, welche sich der directen Wahrnehmung entziehen, nämlich Quellen, welche auf dem Grunde des Seebeckens entspringen. Die längs der Ufer an seichten Stellen aufsteigenden sind als Brünn (Brunnen) bekannt und als Fangplätze der edelsten Fische des Weißensees, der Lachs- und Goldforellen, hoch geschätzt. Das Wasser des Weißensees erscheint, von einem erhöhten Punkt betrachtet, an den Rändern weiß und dieser Färbung der Randzone verdankt er zweifellos seinen Namen; dagegen verschwindet überall, wo der seichte Seegrund rasch in die Tiefe stürzt, das Weiß und es erscheint ein prachtvolles, an einen riesigen Türkis mahnendes Blau.

Im Südosten der einzigen am Südufer gelegenen Ortschaft Maggl öffnet sich dort, wo uns die Kolosse der Spitzgellkette entgegenstarren, das Thal von Tschernieheim, welches, durch die Laka (1.856 Meter) vom See geschieden, sich halbkreisförmig gegen den Blau-Rock, den Schlußstein des vorzeitlichen Weißenseeethales zieht. Das fröhliche Treiben, das noch vor zwei Jahrzehnten hier geherrscht, ist verstummt und eine ernste, den einsamen Wanderer fast beängstigende Stille lagert über dem verlassenen Thale und seinen dem Zahn der Zeit verfallenen Glashütten. Einen würdigen Abschluß finden die Gailthaler Alpen im Dobratsch, Kärntens Rigi, in welchem sie sich noch einmal zur Seehöhe von 2.167 Meter erheben, um dann zur Willacher Ebene herabzusinken. Mitten drinnen liegend zwischen den Riesenwällen, welche das Land im Norden und Süden umschließen, bietet sein Gipfel dem Auge ein Rundgemälde, dessen Anblick den für die Schönheit der Natur empfänglichen Beschauer mächtig und mit unzerstörbarem Eindruck ergreift, wenn nicht neidische Nebel oder Höhenrauch die Fernsicht hemmen oder trüben. Von den eisumstarrten Giganten und ihren mächtigen Ästen irrt der Blick unstät zur langen Kette nackter Felspyramiden, zackiger Grate und zerborstener Gipfel, um endlich überwältigt von der Großartigkeit der Scenerie Ruhepunkte zu finden in dem Grün vielfach verschlungener Thäler und waldiger Höhen, in den glitzernden Spiegeln der Seen und Flüsse, in den auf einsamer Höhe thronenden Bauwerken vergangener Tage und in den mannigfach gruppirten Wohnstätten der Menschen. Der Gedanke unserer Väter, auf Berghöhen erhaben über dem weltlichen Treiben der Menschheit geweihte Stätten zu errichten, wurde auch hier verwirklicht, und so sehen wir auf dem Gipfel des Berges nicht bloß eine, sondern sogar zwei Kirchen: die auf der höchsten Zinne stehende deutsche, eine der höchst gelegenen Europas, und die um 29 Meter tiefer liegende windische Kirche; bei der erstgenannten stürzt der Dobratsch fast senkrecht in die grauenhafte Tiefe hinab; es ist dies die Stelle,

wo zur Zeit des Erdbebens im Jahre 1348 die Alpe barst, ein großer Theil ihrer Südwestseite in das Gailthal stürzte und im Sturze zahlreiche Ortschaften unter den Trümmern begrub.

Dem Dobratsch gegenüber und von ihm durch das Bleiberger Thal geschieden erscheint als unansehnlicher, nichtsdestoweniger für die gesammte Gegend segensreicher Nachbar der Erzberg mit dem Bleiberg (1.522 Meter), in dessen Kalken sich die altberühmten Blei- und Zinkerzlagstätten finden.



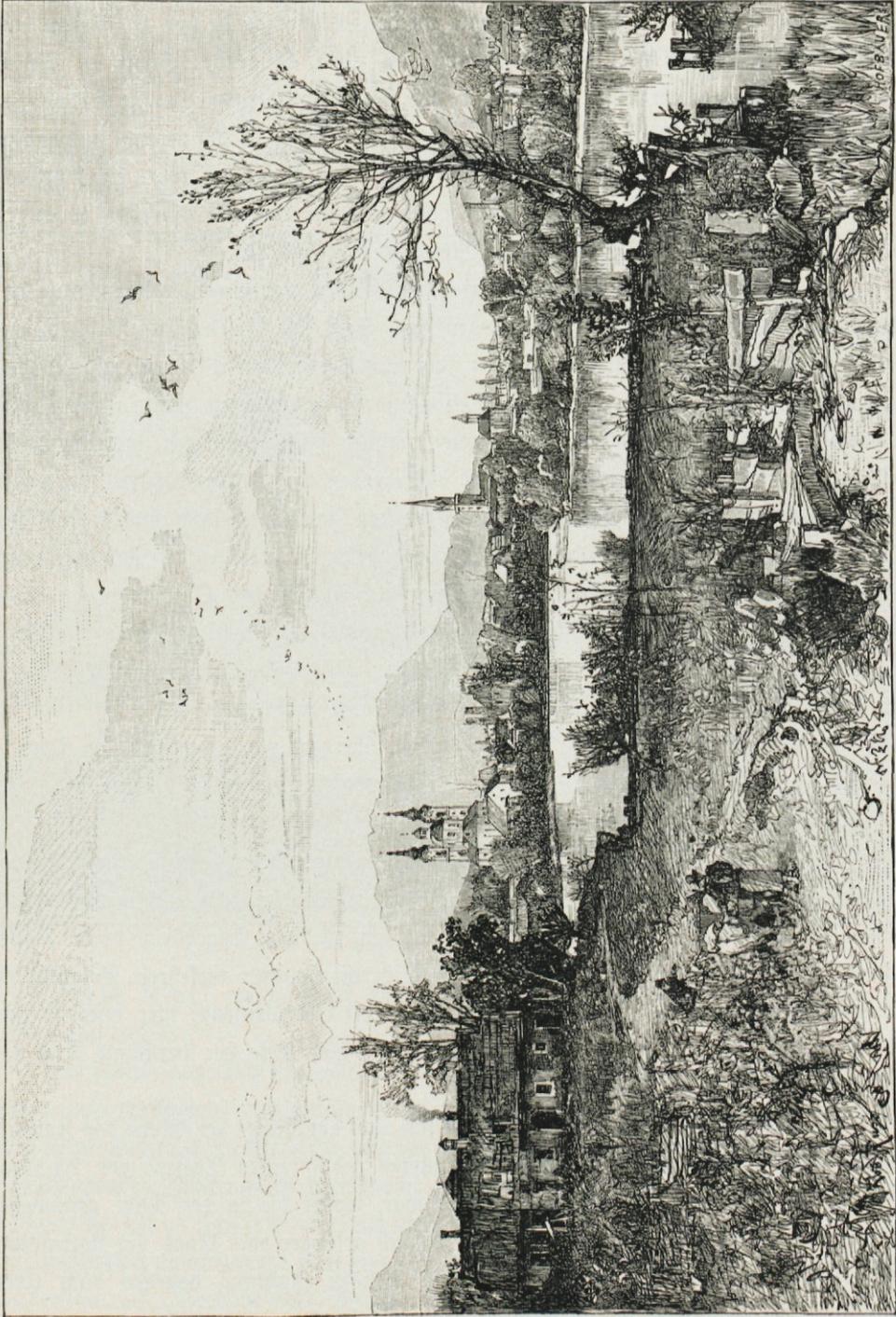
Schloß Stein bei Dellach im Drauthale.

Zwischen den Höhenzügen des Erzberges und des Dobratsch liegen die Hochthäler des Weißen- und Köttschbaches, deren Wasser entgegengesetzt zur Drau und Gail fließen. Die Versteinerungen des Kohlenkalkes im Köttschgraben sind den Geologen bekannt. Dieses Thal, dessen Lage es verschuldet, wenn die Sonne zur Zeit ihres tiefsten Standes den Bewohnern durch mehrere Wochen unsichtbar wird, ist der Sitz der gegenwärtig bedeutendsten Montanindustrie des Landes. Den Hauptknoten der zerstreuten, meist von Bergknappen und Hüttenarbeitern bewohnten Häuser und Hütten bildet das als Ausgangspunkt für die Besteigung des Dobratsch bekannte Pfarrdorf Bleiberg (Wasserscheide 893 Meter) und das westlich von ihm in kurzer Entfernung gelegene Dorf Kreuth.

In erstgenanntem Orte steht ein Gedenkstein zur Erinnerung an den Lawinensturz des 25. Februar 1879, dem 7 Häuser und 25 Menschenleben zum Opfer fielen.

Die wichtigste Thalrinne Kärntens, welcher das Land beinahe alle seine Wässer zufließt und von der es mit seinen Seitenthälern eigentlich selbst nur einen Abschnitt darstellt, ist das Drauthal, dessen westlichen, von der tirolischen Grenze bis zur Willacher Ebene reichenden Theil man in das obere und untere Drauthal gliedert. Das obere zieht sich von der Thalenge bei Ober-Drauburg in einem an 40 Kilometer langen, nach Süden eingebogenen Bogen bis zur Vereinigung der Drau mit der Möll. Der Gesteins-scheide von Glimmerschiefer und Triasalkalen folgend und damit die Hohen Tauern von den Gailthaler Alpen scheidend, übergeht es am östlichen Bogenende in eine beiderseits nur von Glimmerschiefer begrenzte Enge, um jenseits dieser in das bereits dem unteren Drauthale angehörige Lurnfeld zu münden.

Im Norden erhebt sich als kolossale Scheidemauer vom Möllthale der Gebirgsstock des Kreuzecks, dessen vielfach von Schluchten durchfurchten Gehänge infolge der sonnigen, gegen rauhe Winde geschützten Lage bis unter den Waldgürtel mit Culturen bedeckt sind, die noch in einer Seehöhe von mehr als 900 Meter gut gedeihen, ja wo in der Nähe des Schlosses Kottenstein sogar ein Wald von edlen Kastanien sich findet. Die südliche Thalwand, vom Nordabfall der Kalkalpen gebildet, erscheint fast durchwegs bewaldet und nur stellenweise überragen kahle, rippige Wände und nackte Felspyramiden die waldigen Höhen. Die Thalsole, welche von den beiden Enden gegen die Mitte sich ausweitend bei Greifenburg ihre größte Breite (über 1.2 Kilometer) erreicht, wird durch den Lauf der Drau in zwei ungleich große Flächen zerlegt, deren umfangreichere und stärker besiedelte am linken Flußufer liegt. Von den 70 Ortschaften des an geschichtlichen Erinnerungen reichen oberen Drauthales sind drei Märkte die bemerkenswerthesten: Ober-Drauburg am Westende, Greifenburg mit seinem die ganze Gegend beherrschenden Schlosse in der Mitte und das noch gegenwärtig mit einer Ringmauer umgebene Sachsenburg am Ostende des Thales. Von letzterem Orte weitet sich das nun beginnende untere Drauthal zu einer schönen Ebene aus, welche im Norden von dem wohlangebauten Gehänge des Hühnersberges (2.587 Meter) und im Süden von Ausläufern des Staffberges umrandet wird. Es ist das als Lurnfeld bekannte ausgefüllte Becken eines vorzeitlichen Sees, dessen fruchtbare Fluren die durch die Möll verstärkte Drau in mannigfaltigen Krümmungen durchflutet. Auf der waldigen Höhe, welche jetzt die Kirche St. Peter im Holz krönt, stand einst ein die Stadt Teurnia beherrschendes Römer-Kastell. Am Ostrande des Lurnfeldes erscheint oberhalb der Lieser-Mündung, der freundliche Markt Spital mit seinem Wahrzeichen, der stattlichen Burg der Fürsten von Porcia. Westlich und in kurzer Entfernung von Spital stehen auf einem Gebirgsvorsprung die fargen Reste der



Gillach mit dem Dobratsch.

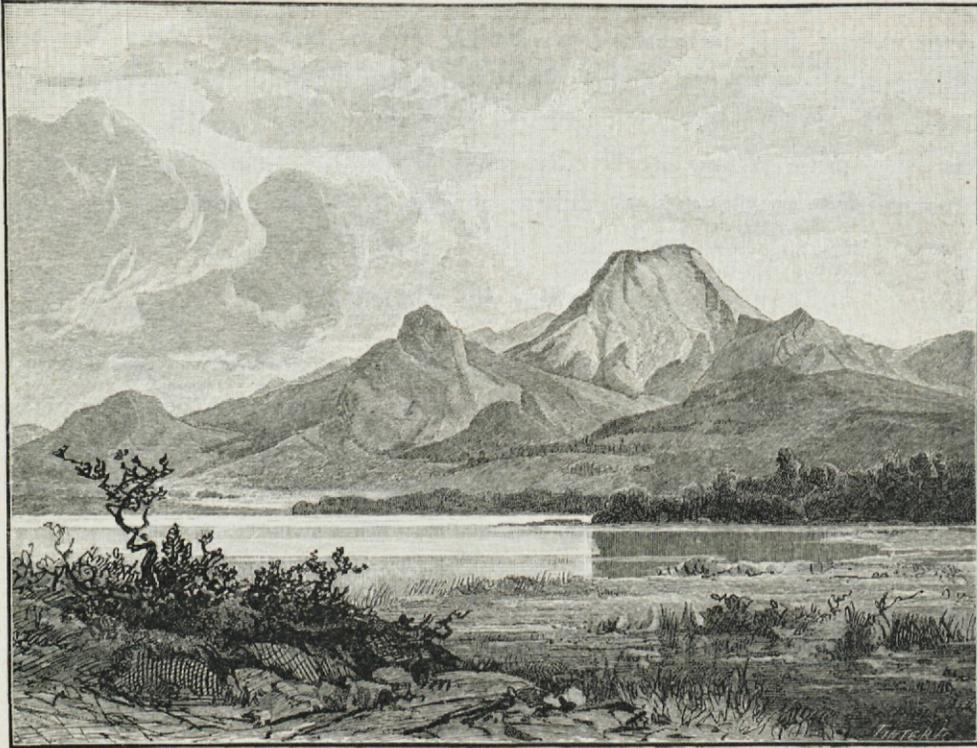
einstigen Ortenburg, die Wiege eines der edelsten Geschlechter des Landes. Von hier zieht sich das untere Drauthal, abermals an der Gesteinscheide von Urschiefen und Triaskalken, in ansehnlicher, im Ganzen sich fast gleich bleibender Breite an Schloß Rothenthurm und dem weiter östlich am rechten Flußufer liegenden Markte Paternion vorüber in die Gegend von Weissenstein, unterhalb welcher es sich verengt und endlich bei Ober-Bellach in die Villacher Ebene mündet. Von Paternion führt ein fahrbarer Übergang, und zwar der am weitesten gegen Osten gelegene über das Pfarrdorf Kreuzen und die Windische Höhe (Sattel 1.094 Meter) in das Gailthal.

Am Ostfusse des Dobratsch breitet sich, umschlossen von einem weiten Kranz von Bergen, das ausgefüllte Becken eines vorzeitlichen Sees, die Ebene von Villach aus, welche sich in ihrem thalabwärts gerichteten Zuge allmählig verkleinert in eine walbige Thalenge übergeht, durch die sich die Drau in ellbogenartig gekrümmtem Laufe unter Schloß Wernberg vorüber durchzwängt. Eingebettet zwischen sanft gerundeten, bis zum Gipfel grünen Schieferbergen im Norden und steil aufragenden, mit kahlen Wänden starrenden Kalkkloffen im Süden, umgeben von langgestreckten, mit Culturland und freundlichen Dörfern in anmuthigem Wechsel bedeckten Terrassen, den einstigen Seeufern, und durchzogen von den zwei bedeutendsten sich hier vereinigenden Flüssen des Oberlandes bietet die Villacher Ebene ein farbenreiches, prächtiges Landschaftsbild. Dort, wo die westliche, den Vorbergen des Dobratsch sich anschließende Terrasse, welche an der Nordflanke unter St. Martin in steilem Hange zur Drau abfällt, sanft zum Flusse sich neigt, liegt die altberühmte Stadt der Bamberger Kirchenfürsten, überragt von dem stattlichen Thurme der St. Jakobskirche, der die geringe Mühe des Ersteigens mit einer herrlichen Rundschau lohnt.

Einst die Vermittlerin des Handels zwischen Venedig und den deutschen Reichsstädten ist Villach, begünstigt durch seine glückliche Lage am Knotenpunkte wichtiger Verkehrslinien, der bedeutendste Handelsplatz des Landes, auf welchem Angehörige dreier Volksstämme, Deutsche, Slovenen und Italiener, friedlich mit einander verkehren. Geschichtliche Erinnerungen steigern das Interesse für den Hauptort Oberkärntens; hier residirte vom 27. Mai bis zum 13. Juli 1552 Kaiser Karl V., hier lebte der berühmte Arzt und Alchymist Theophrastus Paracelsus.

Südlich und unweit von Villach erhebt sich hart am Rande der Ebene das stattliche Gebäude des Bades Villach, einer vielbenützten indifferenten Therme von 28 Grad Celsius, die schon von den Römern gekannt war, wofür die in der Nähe gefundenen römischen Alterthümer sprechen. Vom Bad Villach gelangen wir längs der italienischen Reichsstraße westwärts in das Gailthal, in östlicher Richtung dagegen nach Überschreitung der Gailbrücke in das Thal des Faakersees.

Getrennt von der Villacher Ebene durch den niederen, aus diluvialen Trümmerstein bestehenden Bergrücken der Dobrova (Polana 666 Meter) ist das Faakerseeethal, einst die geradlinige Verlängerung des Gailthales, von diesem durch eine breite Barre geschieden, welche von Malestig bis zu dem als Dialectgrenze bemerkenswerthen Feistritzbach reicht; seine unmittelbare südliche Einfassung bilden die waldigen Vorberge der beiden Mittagsgögel der Karavanen, des Malestiger (Mornouh) und des großen



Faakersee mit dem Mittagsgögel.

Kepa (2.144 Meter), welche durch den Belcajattel (1.442 Meter) mit einander in Verbindung treten.

Ein südlich vom Malestig gelegener Vorberg, der durch seine von allen Seiten steil abstürzenden Kalkwände ausgezeichnete St. Canzianberg (777 Meter) trägt am Ost- rande seines Plateaus ein Kirchlein, das den Thalbewohnern den Morgen- und Abendgruß in hellklingenden Glockentönen herabsendet; sein östlicher Nachbar trägt auf dem Gipfel die Ruine der Burg Finckenstein; am Nordfuß des dritten, der Vinza, breitet sich der verhältnißmäßig unbedeutende Rest eines in der Vorzeit ausgedehnten Wasserbeckens, der Faakersee aus (Seehöhe 561 Meter, Flächeninhalt 2.38 Quadratkilometer, Länge 1.7 Kilometer, größte Breite 2.14 Kilometer).

Eine ziemlich steil aus dem Seegrunde aufsteigende Conglomeratininsel scheidet den See in zwei Becken, in das kleinere und seichtere südliche und in das größere nördliche mit der Maximaltiefe von 29·5 Meter. Diese Insel ist die liebliche Faakerinsel, deren fattes Grün so wohlthuend von der lichtblauen Wasserfläche absticht, beide überragt von der waldigen Vinza und der hinter ihr mit kahlen zerklüfteten Wänden ansteigenden Kalkpyramide des großen Mittagkogels (Kopa). Ein Wahrzeichen des Faakersees, das sich in der Erinnerung unwillkürlich an diesen knüpft, ist der am Nordostufer steil aufragende, einem riesigen, stark abgestuften Keel ähnliche Tabor, dessen 172 Meter über dem Seespiegel gelegenes breites Plateau einen schönen Ausblick auf die gesammte Seegegend bietet. Von den zehn Fischarten, welche die blaue Flut beleben, gilt als die edelste die zur Lachsfamilie gehörige Renke (*Coregonus Wartmanni*), in Kärnten Reinauge genannt, welche im Winter unter dem Eise mit Zugnetzen gefangen wird.

Unterkärnten mit Klagenfurt.

Im Norden und Osten von den sanft geformten Schieferhöhen der Murauer, Judenburger und Stainzer Alpen, im Süden von den kühn emporstrebenden Kalkschroffen der Karavanken und Samthaler Alpen wallartig umschlossen und gegen diese Himmelsrichtungen von den Kronländern Steiermark und Krain umgeben, breitet sich Unterkärnten ostwärts des Kärntner Oberlandes aus. Ohne die Schneegrenze zu erreichen, zieht das erstgenannte Gebirge an der Nord- und Ostgrenze dieses Landestheiles als eine lange, nur von zwei bemerkenswerthen tiefen Einsattlungen unterbrochene Reihe dunkelfarbiger Schiefer- und Gneiskuppen zuerst östlich, dann südwärts gewendet bis zum Drauthale reichend hin. Die sanft aufsteigenden unteren Gehänge desselben sind wechselnd mit ausgedehnten Nadelholzwaldungen und lachenden Feld-, Wiesen- und Obstculturen bedeckt, während ihre durch wellenförmige Linien ausgezeichneten langgestreckten Höhen weithin von zahlreichen Quellen durchrieselte Alpenmatten tragen.

Es gehören diesem Gebirgszuge die vielgenannten Höhen des aussichtreichen Eisenhut 2.441 Meter, der wegen ihrer Fundstätte fossiler Knochen interessanten Grebenzen 1.870 Meter, des Zirbitzkogels 2.397 Meter und der speikreichen, 2.141 Meter hohen Koralpe an und bildet letztere ohne Vorberge dem paradiesischen Boden des Lavantthales entsteigende Höhe mit ihrem südlichsten Ausläufer, dem 1.522 Meter hohen Hühnerkogel bei Unter-Drauburg, den Schlußstein dieser Alpenkette. Der Eisenhut, die Grebenzen und der Zirbitz liegen sämmtlich in Steiermark.

Zahlreich verzweigte und vielfach unterbrochene Widerlagen derselben, welche nur in der Stangalpe, den Höhen zwischen dem obersten Gurktale und dem Disbacher See,

ſowie im ausgedehnten Zuge der Saualpe (Große Saualpe 2.081 Meter) die eigentliche Alpenhöhe erreichen, bilden die wechſelvollſten Landſchaftsbilder Mittelfärntens, deren Reize durch die in ihre Thäler eingebetteten zahlreichen Seen nicht wenig gehoben werden.

In ganz anderer Art geſtalten ſich aber die Karavanken und die Samnthaler beziehungsweiſe Steiner Alpen an den ſüdlichen Gemarkungen des kärntniſchen Unterlandes. Sie tragen eben den vollendetſten Charakter der Kalk an ſich, welche mächtige einheitliche Geſteinsformation wie allerorts ſo auch hier mit meiſt jähem Abfalle zerborſtene



Das Varenthal mit dem Stol-Berge.

Felsenmauern darſtellt, gebildet aus Steilwänden, kurzen ſcharfgratigen Kämmen, Hörnern und phantaſtiſch geformten Zacken, von deren Baſis ausgedehnte Schuttfelder als bleiche, troſtloſe Steinwüſten in die tief eingefurchten Thäler und Gräben hinabreichen. So öde nun das Hochgebirge dieſer gewaltigen Alpenzüge in ihrem Hauptkamm im Allgemeinen erſcheinen mag, ſo überaus maleriſch wird dasſelbe jedoch im Zuſammenhang mit ſeinen Vorbergen, deren Gehänge den zwischen ihnen zur Alpenhöhe hinanziehenden Querthälern jene naturfriſche Färbung verleihen, wie ſie eben nur der Miſchwald und die Bergwieſen der Kalkalpen hervorzubringen vermögen. Da hebt ſich das kahle Hochgebirge vom ſaftigen Buchen- und freudigen Lärchengrün der vorgelagerten Berge gar wunderbar ab, ja es

erscheint umso großartiger, wenn es sich im vollsten Gegensatz als zerklüftete Gesteinsmasse aus dem altstämmigen Alpenwalde des Thalgrundes erhebt; geradezu bezaubernd schön wird aber der Anblick, wenn von den Strahlen der untergehenden Sonne getroffen die unersteiglich scheinenden Felsenmassive mit ihren schneeerfüllten Geröllrinnen in Purpur erglühn, während schon tiefe Schatten über das Thal sich hingelagert haben.

Wie nun der an der Wasserscheide zwischen Save und Drau bei Weissenfels (Natschachfattel) beginnende Alpenzug der Karavanen ostwärts sich erstreckt, in der Gruppe des Stol mit 2.239 Meter seine höchste Erhebung und im gewaltigen Massive des Pezengebirges bei Bleiburg seinen Abschluß findet, so bauen sich im südöstlichen Theile des Landes mit den Karavanen durch die 1.218 Meter hohe Einsattelung des Seeberges zusammenhängend die Saunthaler (Steiner) Alpen auf, die in ihrer Großartigkeit alle Gebirgszüge Unterkärntens übertreffen und im Grintouz (Grintove) eine Erhebung von 2.559 Meter erreichen. Es gehören jedoch dem Lande Kärnten nur die nördlichen Abfälle des im kärntnischen Seeländer-, beziehungsweise krainischen Kanferthale beginnenden und mit imposanten Steilwänden dort aufragenden südlichen Hauptzuges dieses Alpengebietes, sowie eines von der Spitze der Skuta nordöstlich abzweigenden und mit dem 1.696 Meter hohen Ursulaberge im Thale der Mieß abschließenden Nordarmes an.

Der Gegensatz dieser beiden Hauptgebirgszüge in ihren Formen und Farbentönen verleiht dem Lande jene ganz eigenthümliche landschaftliche Schönheit, die vom Lieblichen und Reizvollen alle Abstufungen des reichsten Wechsels bis zu der kühnen Absonderung einsamer Hochgebirgsgipfel und geröllgefüllter Felsenwildnisse zeigt.

Alle von Süden her der Drau zufließenden Gewässer sind echt ungeberdige Kinder der Alpen; trotz ihrer kleinen Quellengebiete wirken sie sehr verheerend, wovon die ungeheuren Massen von Schutt, welche ihren untersten Lauf begleiten, beredtes Zeugniß geben. Sie entspringen als kräftige Gewässer den oberen Thalgründen, denn das Hochgebirge selbst besitzt keine dauernden Wasserläufe. Auffallenderweise erscheint jedes der wenigen Quertäler der Karavanen in seinen landschaftlichen Scenerien verschieden. Während das bei Feistritz ausmündende Bärenthal sich als eine Schlucht gestaltet, welche durch das großartige Massiv des Stol außerordentlich wildromantisch abgeschlossen erscheint, zeigen das Voibltthal und sein Seitenthal, das Bodenthal, mildere Formen und muß insbesondere das letztere wegen seiner malerischen Schönheit hervorgehoben werden. Es ist ein flacher, im Mittel 1.000 Meter hoher, mit üppigen Wiesen bedeckter Thalgrund, dessen Seitenlehnen allmählig zur fahlen Felsenmauer der 2.186 Meter hohen Vertaza als südlichem Thalabschluß emporsteigen. Die riesigen Schutthalden derselben vermögen, durch einen mächtigen Schutzwald aufgehalten, die Culturen des Thales nicht zu erreichen.

Das zwischen dem Großen Gerlouz- und Singerberge schluchtartig beginnende Voiblthal nimmt jenseits des kleinen Voibl dort, wo die Gewässer des Bodenthales durch eine zugänglich gemachte großartige Klamm bei der Teufelsbrücke in drei Abjähgen zum Voiblerbach abstürzen, ebenfalls einen milderen, durch herrliche Laubwälder und üppige Berg- und Alpenwiesen ausgezeichneten Charakter an. Es ist von jener einst wichtigen Straße durchzogen, welche in vielen Windungen mit herrlichen Aussichtspunkten über die tiefste Einsattelung des Karavanken-Gebirgszuges über den 1.370 Meter hohen Voiblpaß ins



Das Bodenthal mit der Bertaja.

Krainerland führt. Unterhalb von Ferlach mündet das Zellthal, dessen beide Ursprungsthäler „Zell im Winkel“ und „Zell bei der Pfarre“ ihre Gewässer durch den romantischen Waidischgraben der Drau zuführen, während die Gewässer des östlich davon liegenden Gebirgsthales durch den tiefeingeschnittenen Freibachgraben sich schäumend ins Drauthal als Freibach hinauswälzen. Ein Thal ganz eigenthümlich schöner Art und in zahlreiche Seitengraben verzweigt ist das Bellacher oder Kappler Thal. Dasselbe beginnt am Hauptkamm der Santhaler Alpen mit dem überaus großartigen Felsenkessel der Bellacher Kotzchna (Kočna), während es mit seinem mittleren und unteren Laufe vom Bade Bellach abwärts zahlreiche Wässer der Karavanken aufnimmt. Im unteren Laufe trennt das

Bellacher Thal den mächtigen Gebirgsstock des Obir von jenem des Pözen, welche ausichtsreichen Alpenhöhen durch ihre Bleierze bekannt sind.

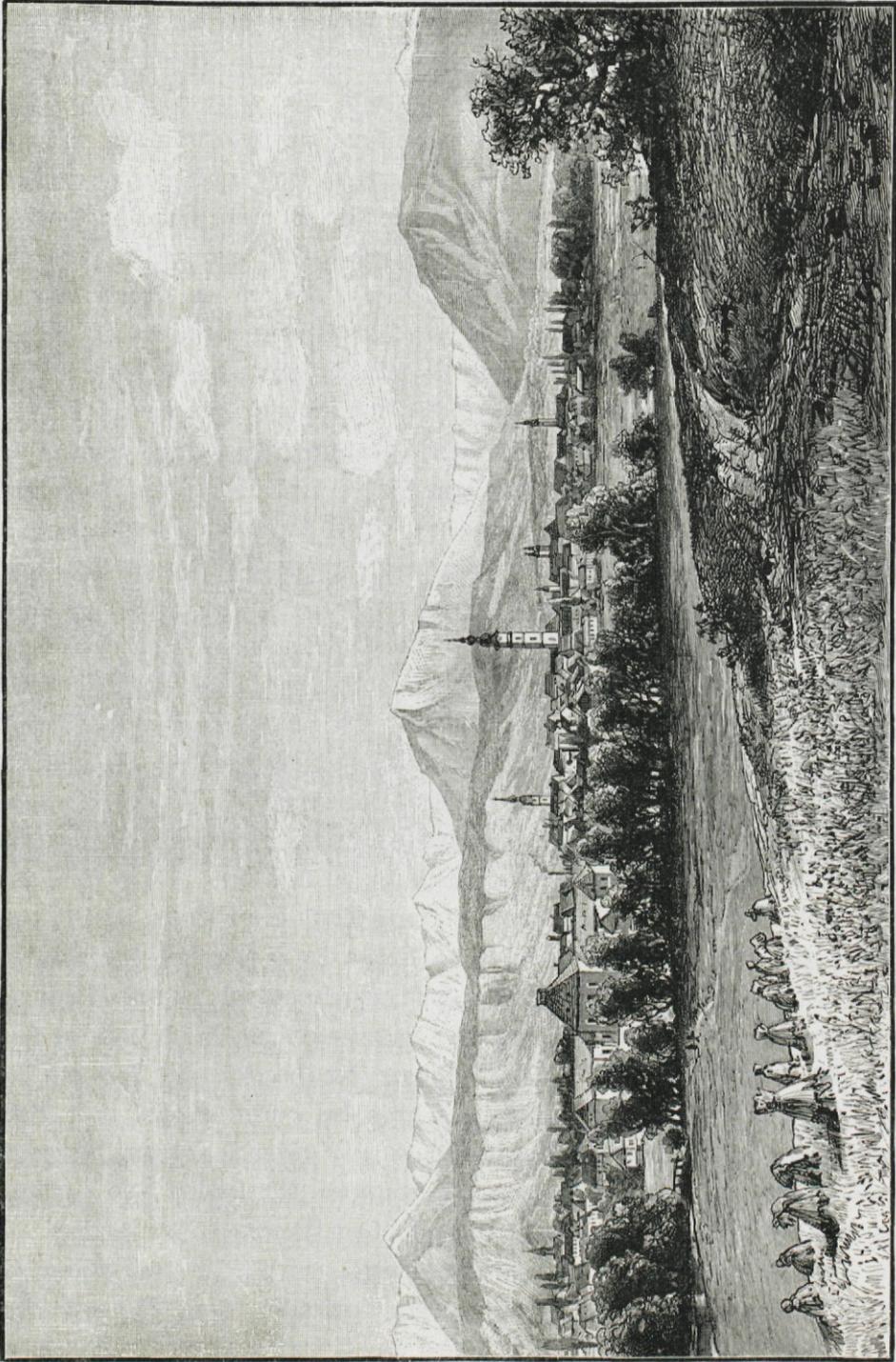
Insbefondere wird aber der herrliche Hochgipfel des Großen Obir (2.141 Meter) heute vielfach genannt und bestiegen, weil sich auf ihm die zweithöchste reich ausgestattete meteorologische Station Österreichs und ein trefflich eingerichtetes Touristenhaus befinden, welche mit dem Markt Eisenkappel durch eine Telephonleitung verbunden sind.

An der Nordseite des Obir befindet sich ober dem Dörfchen Galizien am Ausgang des buchenumstandenen Wildensteiner Grabens der Wildensteiner Wasserfall, in seiner Höhe und Mächtigkeit von keinem Wasserfall der kärnthnerischen Kalkalpen übertroffen.

Dort, wo die nördlichen Gehänge der zu dem Nordarme der Saunthaler Alpen gehörigen Döčeva und die südlichen des Pözengebirges zum Döčevafattel abfallend die Wasserscheide zwischen der Bellach und Miß bilden, senkt sich ostwärts das Mißthal gegen Schwarzenbach ab und bildet sich von dort zu jener von der Eisenbahn durchzogenen Weitung aus, in welcher schon von fern zahlreiche rauchende Schloten auf den großartigen Hüttenbetrieb von Prävali und Streiteben hinweisen.

Der ganze auf seinem Südgehänge mit Kirchen, Dörfern und Weilern malerisch überlagerte tertiäre Mittelgebirgszug, welcher den Wörther See und das Klagenfurter Feld vom Rosenthal trennt und insbesondere vom Pfarrdorfe Maria-Rain und vom Schlosse Hollenburg reizende Ausblicke über das Rosenthal und gegen die Karavanken bietet, sendet wegen seiner geringen Breitenentwicklung der Drau nur einzelne kaum nennenswerthe Bächlein zu, welche zur Sommerszeit schon während ihres Laufes versiegen. Am östlichen als eine gewaltige Thalwand (Storbin) zur Drau abstürzenden Ende dieses Conglomerat-Mittelgebirges ergießt sich unterhalb Grafenstein unmittelbar nächst der großartigen Eisenbahnbrücke der Gurkfluß in die Drau. Dessen Flußgebiet umfaßt den größeren Theil Unterkärntens. Selbst als ein winzig Bächlein aus dem hochgelegenen Toversee (Gurksee) etwas südlich des centralen Zuges der steierischen Alpen entspringend, nimmt derselbe in seinem S-förmig geschlungenen Laufe alle nach Südosten abfließenden nicht unbedeutenden Gewässer der Murauergruppe auf. Am Ende des eigentlichen Gurkthales, unmittelbar bei dem reizend gelegenen fürstbischöflichen Schlosse Zwischenwässern empfängt derselbe durch den Metnitzfluß die Gewässer des Metnitzthales, bei St. Johann am Brückl die Görttschitz und kurz vor seiner Einmündung in die Drau den Glanfluß, welcher letztere uns nun in die Klagenfurter Ebene und zum herrlichen Wörther See, sowie in die Gefilde des Glanthales zur alten Hauptstadt des Landes St. Veit und in ihre burgenreiche Umgebung führt.

Am westlichen Ende der größten, etwa vier Stunden langen und bis zu zwei Stunden breiten von der Glan durchflossenen Ebene des Landes liegt die Hauptstadt desselben,



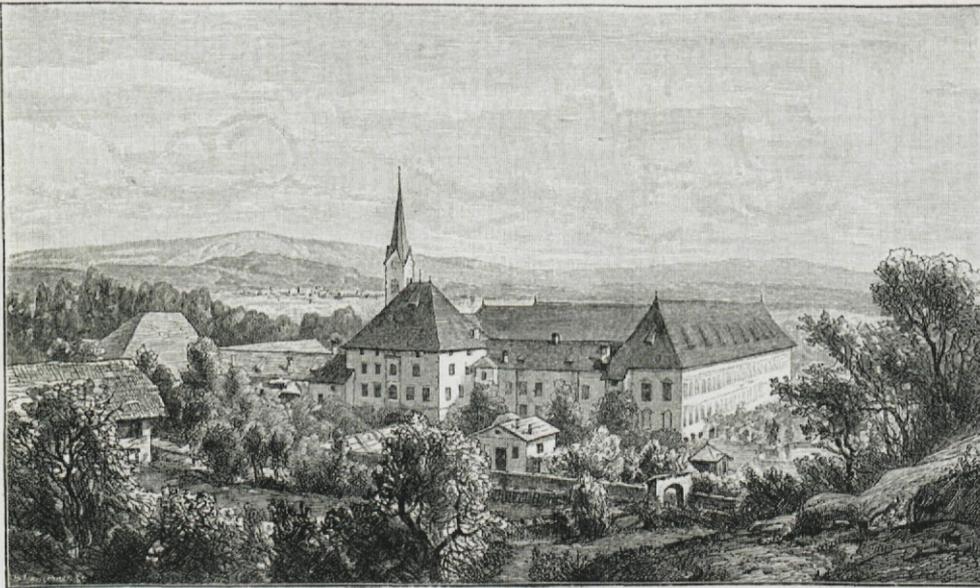
Stagenfurt mit den liebeshüfden Gebirgen.

Klagenfurt, bereits so weit von den sie umfassenden Mittelgebirgen entfernt, daß die jenseits derselben liegenden Hochgebirge nach allen Richtungen hin frei sichtbar sind, ein großer Vorzug vor vielen anderen herrlich gelegenen Städten der Alpenländer, bei denen die unmittelbare Nähe des Hochgebirges beengend wird. Nur gegen Nordwesten fällt in das Weichbild der Stadt der mit seinen aussichtsreichen Franz Joseph-Anlagen geschmückte Calvarienberg, von dessen Aussichtsthürme, sowie von der Galerie des Stadtpfarrthurmes sich eine prächtige Rundschau über das Klagenfurter Feld mit seinen zahlreichen Edelsitzen, Kirchen und Dörfern, die angrenzenden Mittel- und darüber aufragenden Hochgebirge ergibt. Selbstsprechend ist der Ausblick gegen Süden zu dem nur eine Stunde entfernten Mittelgebirge der Sattniz und dem jenseits des Drauslusses emporsteigende Hochgebirge der Karavanken, wie Stol, Großen Gerlouz, Koschuta (Košuta) und Obir, am fesselndsten, wogegen sich im Norden die etwas ferner gerückten sanftgeformten Schieferberge, aus denen der mit einer Kirchenruine gekrönte Ulrichsberg dominirend hervortritt, zu einem recht lieblichen Landschaftsbilde vereinen. Eine wahre Perle in der Umgebung von Klagenfurt ist der Wörther See, dessen bilderreiche Ufergelände, mildes Klima und reines, wegen seiner vom Mai bis September gleichbleibenden Temperatur von 20 bis 25 Grad Celsius durch fast fünf Monate zum Freibade geeignetes Wasser von keinem der übrigen Alpenseen erreicht wird, daher denn auch die Umgebung dieses Sees jährlich mehr von Fremden theils zum Kurgebrauche theils zur Sommerfrische besucht wird. In einer Mulde zwischen dem schon mehrgenannten Conglomerat-Gebirgszuge unter den Thonschiefern eingebettet, erstreckt sich dieser herrliche Mittelgebirgssee als ein schmales Wasserbecken von Welden in einer Ausdehnung von fünf Stunden Länge bis eine Wegstunde westlich von Klagenfurt mit einer bis zu 1.600 Meter wechselnden Breite. Fast in der Mitte seiner Längenausdehnung schiebt sich vom südlichen Ufer her eine kleine Halbinsel hinein, von deren felsigem Ende herab sich der gothische Bau der uralten Pfarrkirche Maria-Wörth in den Wellen spiegelt, denen sie den Namen verliehen hat. Der Umstand, daß die den See umgebenden schön bewaldeten Mittelgebirge keine besondere Höhe erreichen, sanft emporsteigen und von tiefen Thalrinnen durchzogen sind, bringt es mit sich, daß vom ganzen nördlichen Seeufer aus das Hochgebirge der Karavanken sichtbar ist, dessen Formen der Umgebung des Sees eine hohe landschaftliche Schönheit verleihen, die noch durch den großen Wechsel ihrer Bilder gehoben wird und ihre vollendeten Reize im Frühling zeigt, wenn die noch ganz verschneiten Karavanken sich von dem vorgelagerten frisch ergrüntem Mittelgebirge ganz wunderbar abheben und der klare Frühlingshimmel in der Flut sich spiegelt.

Den Lauf der Glan von der Landeshauptstadt aufwärts verfolgend, gelangt man in das burgen- und schlösserreiche Glanthal, dessen Seitenthäler, wie z. B. das Wölfnitzthal, den gleichen Charakter wie das Hauptthal an sich tragen. Milde Bergformen, wie

sie den Schiefeln eigenthümlich sind, bilden ihren Hauptcharakterzug, doch werden dieselben nirgends einförmig, weil Wald und Flur harmonisch abwechseln und die zahlreichen Ortschaften mit ihren schmucken Kirchengebäuden zwischen denselben malerisch hingelagert sind, während großartige Kirchenbauten, wie der zweithürmige Dom von Maria=Saal und die stolzen Überbleibsel ehemaliger prachtvoller Schlösser, sowie die vielen einzelnen noch wohl erhaltenen Burgen eine ganz wunderbare Staffage abgeben.

Wo der Glanfluß vom Ursprung her seine östliche Richtung verläßt und sich um den Marauberg herum gegen Südwesten wendet, liegt in einem lieblichen Thalkessel am Ausgang des romantischen Mühlabachgrabens die uralte Herzogs- und einstige Landes-



Schloß Viktring bei Klagenfurt.

hauptstadt St. Veit. Thalaufl reicht der Blick über ausgedehnte Mooswiesen bis zu den fernen Karnischen und Julischen Alpen, südöstlich erhebt sich der wegen seiner antiken Fundstätten vielgenannte Magdalenaberg und die auf einem 726 Meter hohen isolirten Kalkblock thronende herrliche wohl erhaltene Burg Hoch=Osterwiz, während gegen Osten die mattenreichen Hänge der Saualpe sich breitschultrig ausdehnen, thalab jedoch im Bollfelde bis unter Maria=Saal und Karnburg zum wahren Hohne der freundlichen culturreichen Umgebung unheimlicher Sumpf das Kinnjal des Glanflusses umfängt, dessen Regulirung, und somit Entsumpfung des Thalbodens, in Durchführung ist.

Die von der Eisenbahnstation Glandorf nächst St. Veit nach Obersteiermark ziehende Staatsbahn bringt uns über Launsdorf wieder hinüber an die Ufer des Gurkflusses. In Launsdorf zweigt sich die Görtzichthaler Bahn ab, welche zunächst über

den Gurkfluß hinüber und eine Strecke entlang desselben zum Orte St. Johann am Brückl führt, wo der Görttschitzbach links in die Gurk einmündet.

Dieser Bach entspringt in Obersteiermark, betritt im Becken des Hörfeldes, als Hörfeldbach, Kärnten, heißt hierauf Steyerbach und durchfließt als Görttschitzbach das Görttschitzthal, dessen östliche Seite von den wald- und wiesenreichen Gehängen der Sau-
alpe, der westliche aber von einem Mittelgebirgszuge gebildet wird, auf dessen einer Kuppe sich die gothische Kirche von Wartschach in einer Höhe von 1.154 Meter an einem der



Maria-Wörth am See von der Görttschacher Landspitze aus.

großartigsten Aussichtspunkte im gesammten kärntnischen Mittelgebirge befindet, leicht zu erreichen vom Endpunkt der Görttschitzthalbahn, dem im Görttschitzgraben malerisch liegenden Markt Hüttenberg, welchem der Eisenreichtum der umliegenden Gehänge der Sau-
alpe einst bedeutenden Wohlstand verliehen hat. Da befindet sich nun auch an dem wasserreichen Mofsinzbache aufwärts das großartige Bessmerwerk „Hest“, während südwärts in dem unweit der Bahnstation Möjel ausmündenden Löllinger Graben die großartigen Eisen-
hochöfen Lölling sich befinden. Zwischen Hest, beziehungsweise Mofsinz und Lölling erhebt sich „der Erzberg“, die Hauptlagerstätte des Kärntner Eisens, dessen unterer Theil sowohl, der Knappenberg, als auch die 1.280 Meter hohe, durch ein Denkmal gezielte Rudolfs-
höhe

herrliche Ausichten bieten. Der Erzberg selbst ist vollständig durchstollt. Reizend in der Mitte des Görttschigthals liegt auch der einst bedeutende industrielle Ort Eberstein mit seinem auf einem hohen Kalkfelsen thronenden, von wildem Wein bis zu seinen Fürsten hinauf umrankten Schlosse, während südwärts, am linken Ufer der Görttschig, der hohe Spitzthurm von St. Wallburgen überaus malerisch herüberwinkt. Auch die Staatsbahn führt von Launsdorf weg an das Ufer der Gurk, welche da aus der Pöllinger Thalenge in die freundliche Thalweitung von Osterwitz heraustritt. Mit der genannten Bahn gelangt



Eberstein im Görttschigthale.

man durch das Pöllinger Defilé flußaufwärts ins weitgedehnte Krapffeld, den ertragreichsten Ackerboden Kärntens, im Nordosten beherrscht von dem auf einem schmalen Abhangsrücken lagernden uralten Marktflecken Althofen, dessen wundervolle Ausicht über das ganze Krapffeld bis an die fernen Karavanken und Julischen Alpen berühmt ist.

Die doppelthürmige Wallfahrtskirche Maria-Hilf deutet uns die Lage des der Kreideformation angehörigen Kesselthales von Guttaring an, über den hochgelegenen Wallfahrtsort Waittschach hinaus erhebt sich aber der mächtige Alpenzug der Judenburger Alpen mit seinen Höhen, darunter der Zirbitzkogel in Steiermark, während gegen Nordwesten in der Richtung, wo der Gurkfluß aus dem engen Gurkthal bei Zwischenwässern heraustritt,

die Höhen der Stangalpe der Murauergruppe den Horizont sanft begrenzen. Zahlreiche wohlgebaute Ortschaften, weitläufige Gehöfte mit großartigen Ökonomiegebäuden geben Zeugniß von einem gewissen Wohlstand der landwirthschafttreibenden Bevölkerung dieser weitläufigen Hochebene und nur der Umstand, daß der fortdauernde Niedergang der Eisenproduction im Lande die Feuer in den gewaltigen Hochöfen von Treibach zc. vielleicht für lange, lange Zeit verlöschen ließ, beeinträchtigt dieses zum Theil nur äußerlich schöne Bild herrschenden Wohlstandes.

Das Gurkthal ist mehr durch seine uralten Ortschaften, wie Straßburg, Lieding, Gurk zc., als durch große Naturschönheit bekannt, denn die enge an einander tretenden Schieferberge gestatten keine reizenden Ausblicke, auch sind dieselben weniger malerisch geformt als die getrennten Bergrücken des übrigen kärnthnerischen Mittelgebirges. Nur dort, wo die Seitenthäler zu den baumlosen Höhen der Stangalpe hinanreichen, wird das Bild der Landschaft wohlgefälliger und durch weite Ausblicke reizend.

Beim Schlosse Zwischenwässern, welches am Fuße des mit einer Ruine gekrönten Bocksteiner Berges liegt, rauscht durch eine kleine Thalenge der Metnitzfluß heraus und gelangt man flufsaufwärts bei Hirt in das herrlich grün bemattete und mit Feldern wohlbestellte Metnitzthal, welches von hier scheinbar durch die malerische Höhe der steierischen Grebenzen abgeschlossen erscheint, während dort, wo sich in der rechten Thalseite über der reizend gelegenen uralten Stadt Friesach die Mauerreste der Friesacher Bergschlöffer (Petersberg, Geiersberg zc.) erheben, das Thal weiter westlich über Grades und Metnitz hinaus bis zur lustigen Alpenhöhe der Flattnitz hinauszieht. Dort aber, wo in der Umgebung der freundlichen Stadt Friesach an der Olsa aufwärts die Burgruine Dürnstein das Thal der steierischen Einöb schließt, befindet sich südlich dieser Burg der Grenzstein gegen die nachbarliche Steiermark.

Vom Einflusse der Gurk unterhalb von Grafenstein weiter wendet sich der Draufluß in einem bald weiteren, bald engeren Thale nordöstlich gegen Völkermarkt, um von dort enger eingebettet in vielen großen Krümmungen der Landesgrenze bei Unter-Drauburg zuzueilen. Bis unter Eis theilt der tiefeingeschnittene Fluß ein ausgedehntes, nur von unbedeutenden, meist isolirten malerischen Bergen unterbrochenes, südlich bis an den Nordfuß der Karavanken, nördlich bis an die südlichen Gehänge des Saualpenzuges reichendes, am rechten Ufer Saunthal, am linken Ufer Völkermarkter Gegend genanntes Thalbecken.

Im nordwestlichen Theile dieser über dem Draufluß wechselnd hoch gelegenen Thalweitung liegt die alte Stadt Völkermarkt, von welcher der Blick über das Saunthal hinüber gegen die östlichen Karavanken, sowie gegen die Saunthaler (Steiner) Alpen wohl eines der herrlichsten Gebirgsbilder bietet. Während die nördliche Umgebung von Völkermarkt durch die Ruinen der Triuner Schlöffer und jene von Waisenberg, das wohlerhaltene

Schloß Thalenstein und die auf einem kolossalen Urkalkblock thronenden Überreste der Burg Griffen zahlreiche überaus anmuthige Landschaftsbilder in sich schließt, zeichnet sich das weite Jaunthtal vorzüglich in seinem oberen Theile durch mehrere malerisch gelegene kleine Seen und liebliche Hügellandschaften aus, welche letzteren vornehmlich in der Umgebung von Sittersdorf und Globasnitz in ihren Südgehängen den Schmuck der edlen Rebe tragen, aus deren Frucht der wegen seines großen Säuregehaltes bekannte, aber



Aus der Böhmermarkter Gegend.

dennoch beliebte Sittersdorfer Wein gefeilt wird. Insbesondere malerisch ist der, nächst Oberndorf am Fuße des mit einer Kirche geschmückten St. Georgberges in einem wiesenreichen Thalbecken eingebettete, Klopeiner See, an dessen südlichem Ufer Fremde gerne zur Sommerfrische weilen.

Über die untere Hälfte des Jaunthales lagert ein von der Eisenbahn durchschnittener weit ausgehnter, spärlicher Föhrenwald (Dobrava Wald) in einförmiger Weise, wogegen die Umgebung von Stadt und Schloß Bleiburg insbesondere durch den Ausblick gegen das südwärts, ohne alle Vorberge emporsteigende Pezengebirge sich auszeichnet.

Nah der Ostgrenze Kärntens ergießt sich der Lavantfluß nächst Lavamünd in die Drau. Aus dem wildromantischen Lavantsee im Ostgehänge des Zirbitzkogels auf

steiermärkischer Erde entspringend, erreicht das klare Gebirgsbächlein im raschen Lauf die obere Stufe des Lavantthales, dem es, zum Flusse geworden, bis zum defiléartigen Ausgang unter Ettendorf treu bleibt.

Es gibt in den gesammten Alpen wenige Thäler von gleich bestrickender Schönheit, mildem Klima und größerer Fruchtbarkeit als das Lavantthal, kein Wunder also, daß es der an rauhe Lüfte und kargen Boden gewohnte Kärntner das Paradies seiner bergigen Heimat nennt.

Zwei mächtige, von Norden nach Süden ziehende, dem centralen Gneiß angehörende Alpenrücken, nämlich die Sau- und Stainzeralpe mit der Koralpe halten nebst ihren mittägigen sanft gezogenen Ausläufern das Lavantthal umfassen. Culturenreiche Widerrlager derselben ziehen, tiefe walddreiche Gräben bildend, zum Grunde des Lavantthals herab, im unteren Thale eine große beckenförmige Weitung bildend, welche sich von dem reizend gelegenen Städtchen Wolfsberg bis zum rebenumrankten Thürner Schloßhügel und zur althehrwürdigen Abtei von St. Paul nur von minderen Bodenschwellungen unterbrochen in einer Länge von 15 und wechselnden Breite bis 5 Kilometer ausdehnt und fast allerorts den ungehinderten Ausblick zu den Alpenhöhen gestattet. Nirgends begegnet dem Auge das Kahle und Wilde der Kalkalpen, deren bleiche Hochgipfel nur aus dem fernen Süden als überaus malerischer Hintergrund ins Thal lugen, denn sowohl der Sau- als Koralpenzug sind über den hochstämmigen Wald hinauf bis zu ihrem langgestreckten Scheitel mit ununterbrochenem Wiesen- und Weideland geschmückt. Die unteren Gehänge derselben aber mit allen ihren Ausläufern tragen bis zu einer Höhe von durchschnittlich 1.100 Meter treffliche Culturen, daher man hier den seltenen Anblick genießt, daß von den hohen Berggründen abwärts sich der ergiebigste Feldbau mit Wiesen, ausgedehnten Kernobstpflanzungen und Nadelholzwaldungen abwechselnd über die Niederung des Thales ausbreitet, wo in allen Culturen, Saatzfeld oder Wiese, eine auffällige Üppigkeit vorherrscht.

Aber nur das untere Lavantthal erfreut sich so reichlicher Spenden der Natur. Schon vom reizend gelegenen Städtchen Wolfsberg aufwärts rücken die Vorberge der Alpen näher aneinander und beginnt ober dem malerisch gelegenen Dorfe St. Gertraud der 8 Kilometer lange klammartige Twimberger Graben, welcher die gesegneten Thäler des unteren von dem rauhen oberen Thale scheidet. Zu den herrlichsten Punkten im Lavantthale gehört die Umgebung von St. Paul mit der auf einem Bergvorsprung sich erhebenden uralten Benedictinerabtei St. Paul, im Süden vom kirchengekrönten St. Josef Berg und der stattlichen hochgelegenen Burgruine Rabenstein überragt.

Die Höhen der Sau- sowohl als der Koralpe bieten ganz wunderbare Rundschau und sind von letzterer, nahe deren Gipfel sich ein wohleingerichtetes Unterkunftshaus befindet, ganz Unterkärnten und die mittlere Steiermark, sowie die beiden Landeshauptstädte

Klagenfurt und Graz zu sehen, gewiß ein herrlicher Abschluß der centralen Alpenkette Kärntens, welche mit den Fortsetzungen der Koralpe im Hügellande der unteren Steiermark, in der Murinsel, sich verläuft. So ist das Kärntner Unterland.

Das Kanal-, Gail- und Leifachthal.

Im südwestlichen Theile von Kärnten, der Wasserscheide zwischen dem schwarzen und dem adriatischen Meere, finden wir das in vielen Partien so überaus malerische



Wolfsberg mit der Koralpe von Schloß Thürn aus.

Kanalthal, einerseits durchströmt von der wildbachartig einherbrausenden Fella, welche nordöstlich von Uggowitz, am Sattel der Uggowitzer Alpe und des Dürren Wipfel entspringt, bei Saifnitz die Wasserscheide bildet, und dem Tagliamento zufließt, andererseits von der Gailitz, die ihren Lauf der etwas nördlicher fließenden Gail zuwendet.

Wenn man bei der italienischen Grenzstation Pontebba die Fellaabücke überschreitet, befindet man sich in dem österreichischen Grenzdorfe Pontafel und hat gleich Gelegenheit, einen Gegensatz zu bewundern, wie er sonst nur in den seltensten Fällen bemerkt werden kann: drüben italienisch, herüber slovenisch und deutsch, die Bauten, die Menschen und ihre Sitten und Gebräuche. Das kleine Dorf, durch einen mächtigen Steindamm vor den

Ausbrüchen der Fella und der sich mit ihr vereinenden Pontebbana geschützt, liegt in einem kleinen Thalbecken, umrandet von einem Kranze bewaldeter Berge, die steil anstrebend ihre malerisch geformten Kuppen im blauen Äther baden.

Anderwärts gestaltet sich die Gegend schon bei dem oberhalb an der Fella gelegenen Leopoldskirchen, die Gehänge werden kahler, jäh aufstrebende Felskolosse blicken dräuend ins Thal, breite graue Streifen, mit großen Steinen und Geschiebemengen übersät, bezeichnen die furchtbare Thätigkeit der entfesselten Wildbäche. Ein bizarrer Wechsel in der Gebirgsscenerie begleitet uns, bis unweit des alten Hammerhauses bei Talavai die schwalbennestartig am Felsen klebenden zwei Blockhäuser unsere Aufmerksamkeit auf sich ziehen, bei welchen in der Pfingstwoche 1809 Hauptmann Hensel mit einer kleinen Schar von Helden den Franzosen so lange den Weg versperrte, bis diese sich ihren Weg über die Leichen der Tapferen zu bahnen vermochten. Ein einfaches Denkmal mit dem Bilde des sterbenden Löwen gibt Zeugniß davon, daß dieser Punkt vertheidigt wurde bis zum letzten Blutstropfen.

Bei Malborgeth blickt uns wie ein stets bereiter Grenzwächter die neuerbaute, wohlarmirte Thalssperre entgegen, das schmale Thal beherrschend, zu dessen beiden Seiten sich steile Bergwände aufthürmen, welche nur die sprunggewandte Gemse belebt und deren wilde Zacken und Gipfel noch der stolze Adler in weitem Bogen umkreist. Bei Uggowiz schiebt sich mit mächtigen Widerlagern der 1.369 Meter hohe Dürrer Wipfel vor, als wollte er das Thal abschließen im Bunde mit den ihm entgegenstehenden Bergriesen, welche in ihrem weiteren Verlaufe die wildromantische Schlucht formiren, durch die wie ein wildes Kind der freien Berge die Seisera herausströmt aus einem Gebiete voll himmelanstrebenden Bergen und unzugänglichen Felsen Schluchten. Der gewaltige Wischberg (2.669 Meter) sendet hier ebenfalls einen Ausläufer dem Thale zu, von dessen Vorsprung ein Kirchlein niederschaut. Es ist dies der weit bekannte Wallfahrtsort Luschari, wo alljährlich Tausende frommer Waller zusammenkommen und fromme Gebete mit der Bewunderung einer überwältigenden Naturschönheit verbinden.

Verfolgen wir den Weg über die Wasserscheide von Saifnitz weiter nach Tarvis, einem inmitten der herrlichen Alpenwelt gelegenen Marktflecken, von wo aus wir einen Ausflug ins Raibler Thal unternehmen. Längs der Schliça mit ihren smaragdgrünen Wellen windet sich die Straße durch die Schlucht links am Fuße des 1.918 Meter hohen Königsberges, rechts an den nur um Weniges niedrigeren Fünfspitzen vorbei bis zu dem Bergwerke Raibl und dem wegen der Großartigkeit seiner Umgebung mit Recht berühmten Raibler See, hinter welchem der Seekopf und Zottenkopf malerisch aufsteigen. Diese Straße gegen Süden weiter verfolgend gelangen wir auf den Predil, wo über der jenseits gelegenen Thalssperre der gewaltige Mangart (Manhart) im Hintergrunde eine imposante

Folie bildet. Hier im Angesicht einer entzückend schönen Gebirgswelt kämpfte fast gleichzeitig mit Hensel in Talavai Hauptmann Hermann und fiel mit seinen Streitern für das Vaterland, nachdem er mit seiner kleinen Schar, trotz des Bewußtseins gänzlicher Isolirtheit, Wunder der Tapferkeit verrichtet hatte. Hier wie bei Talavai verkündet ein Denkmal mit dem sterbenden Löwen den Heldenruhm der braven Söhne Oesterreichs. Nicht mit Unrecht hat man diesen in den Franzosenzeiten so viel umstrittenen Punkt die kärnthnerischen Thermopylen genannt. Wenn wir von diesem geschichtlich und landschaftlich



Aus der Seisera.

hochinteressanten Punkte nach Tarvis zurückkehren und von dort auf der meisterhaft angelegten Kunststraße weiter wandern, gelangen wir nach Thörl und Maglern, wo sich dann das bisher enge Thal ausweitet und wieder ein frisches geschäftliches Leben pulst. Ruhig treibt die Gailitz, der wir von Tarvis aus gefolgt sind, ihre Wellen in die Gail und bildet damit den Abschluß des Kanalthales, dieses an Naturschönheiten so überaus reichen Fleckchens heimatlicher Erde.

Südöstlich von der Mündungsstelle der Gailitz in die Gail befindet sich der Hauptort des unteren Gailthales, Arnoldstein, der durch seine freundliche Lage, das an historischen Erinnerungen reiche Stift und das noch in den Ruinen kühn niederschauende Schloß unsere

Blicke fesselt. Nach Nordwesten hin erblickt man den prächtigen Dobratsch 2.167 Meter hoch, von dessen Kuppe aus der entzückte Blick weit hineinschweift in das schöne Kärntnerland. Die ostwärts fließende Gail wälzt ihre Wellen träge in dem flachen Bett durch das ziemlich breite Thal bis Maria-Gail, wo sie in die Drau mündet.

Wir wandern ihrem vielfach geschlängelten Laufe entgegen längs der bei Straßfried sich abzweigenden Straße nach Feistritz, dessen Kirchlein mit dem schlanken Helmturm uns schon aus der Ferne entgegenwinkt. Bei der hier vorherrschenden Eintönigkeit bietet die Landschaft wenig Anziehendes. Auch das folgende St. Stefan vermag den Wanderer nicht zu fesseln. Das einzige Interessante ist noch der über die Windische Höhe ins Drauthal abzweigende Fahrweg, der in seinem Verlaufe noch Spuren des einst hier hinziehenden Römerweges erkennen läßt. Von Förolach an begleitet uns südlich ein sumpfiges Wiesensland, in dessen Mitte der kreisreiche Presseler See eingebettet ist und in seinen Wellen den südlich etwas höher ansteigenden stattlichen Egger Forst spiegelt. Kleinere Ortschaften und vereinzelt Gehöfte wechseln nun mit Mooswiesen und den bald bewaldeten, bald nackten Thalhängen bis St. Hermagor, dem Hauptort des mittleren Gailthales. Der Marktflecken liegt am Defilée der Göffering, vor ihrer Vereinigung mit dem breiten Gailthal, stolz überragt von dem jäh aufstrebenden, 2.121 Meter hohen Spitzegel der Gailthaler Alpen. Auf einem mitten im Markte aufsteigenden Hügel steht die Kirche; von der einst in der Nähe stehenden Burg sind die letzten Reste verschwunden. Nordwestlich von St. Hermagor verläuft die Straße in das idyllische Gitschthal der Göffering mit den Ortschaften St. Lorenzen und Weißbriach. Auf dem nahen Kreuzberge bietet die nach Seiner Majestät dem Kaiser benannte Franz Joseph-Höhe einen schönen Ausblick auf den Weißensee.

Dem Durchbruchsthale der Göffering thalabwärts folgend, wobei wir am rechten Berghang die Burgreste von Malendein gewahren, gelangen wir wieder in das Gebiet der Gail, der wir thalauf weiter folgen. Im Norden trennt uns ein Abhangsrücken der Gailthaler Alpen mit dem 1.658 Meter hohen Hohenwarth, von dem Gitschthale bis Hermagor, im Süden aber eröffnet sich ein Blick auf den wilden zerrissenen Trohkofel, auch Troger Höhe genannt, 1.856 Meter hoch, und den 2.198 Meter hohen Gartnerkofel, die Heimat der vielgesuchten Pflanze *Wulfenia carinthiaca*, welche da in großer Menge zu finden ist. Die etwas von der Hauptstraße abseits liegenden Ortschaften Watschig und Tröppelach blicken trüb und traurig zu uns herüber, während neben dem ersteren Orte der unbändig wilde Dselizenbach seine Geschiebemengen über die Thalsohle ausbreitet. Ober Watschig führt im Thale des Trögel-Dselizenbaches ein uralter Weg den Berg hinan, an verlassenen Bergwerken und Schieferbrüchen vorbei zu den unter der wilden Reppwand 1.657 Meter hoch liegenden äußerst malerischen Bodenseen, drei kleine

Bergseen, in deren krystallinem Wasser sich munter die Forelle tummelt. Durch einen Wald hochstämmiger Buchen führt der Weg vorwärts, sich allmählig in den nun folgenden Alpenweiden verlierend, zum Unterkunftsbaus Raßfeld, einem Punkte von hoher landschaftlicher Schönheit, zugleich ein alter Übergang nach Pontafel.

Etwas freundlicher als die früher genannten Orte präsentirt sich Rattendorf. Von Waidegg an weitet sich das Thal etwas aus, wird freundlich und anmuthig. Prächtigt zwischen üppig grüne Wiesen und wogende Saatsfelder gebettet liegen nahe beisammen



Reißbach mit dem Polinigg.

die Ortschaften Tresdorf und Kirchbach. Die ganz in der Nähe jäh aufsteigende Felswand bietet einen seltsamen Contrast. Ein schönes Bild gewähren der in den Karnischen Alpen 1.881 Meter hoch aufsteigende Kirchbacher Wipfel und der grandios über diesen niederschauende 2.189 Meter hohe Hochwipfel. Oberhalb und nördlich von Reißbach, dessen Kirchlein hoch über den Häusern thront, erblicken wir das gewaltige Massiv des Reißkofels, 2.369 Meter hoch, welcher die ziemlich schwierige Ersteigung durch eine unvergleichlich wechselvolle Fernsicht lohnt, namentlich einen geradezu überraschenden Blick in die Kette der Karnischen Alpen gewährt. Aus dem durch die vom Reißkofel kommende Bizauninse in seiner Existenz bedrohten Dorfe Gundersheim gelangen wir nach Grafendorf, welches

zwischen zwei Schuttkegeln eingebettet liegt. Von der nahen Anhöhe herab schaut halbversteckt im Walde das Thürmlein von St. Helena am Wieserberg, wo noch ein Hütlein von den Zwergen aufbewahrt ist, die in grauer Vorzeit am Reißkofel nach Gold gegraben haben sollen.

In einer halben Stunde erreichen wir Dellach, in dessen Nähe sich auf einem vorspringenden Hügel Gurina befindet, welches in der letzten Zeit durch die daselbst gemachten etruskischen und römischen Funde die Aufmerksamkeit weiter Kreise auf sich gezogen hat. Nördlich erheben sich die waldlosen Gehänge der 2.252 Meter hohen Tauken, durch Jahrhunderte ein ziemlich ergiebiges Bergwerk auf Blei und Galmei, heute aber ein ödes, völlig wasserloses Gebirgsterrain. Auf der südlichen Thalseite thürmt sich die massige, 1.936 Meter emporstrebende Zollnerhöhe auf, die auf ihrem ausgedehnten Moorplateau einem schönen Alpensee Raum gewährt. Im Hintergrund tritt der pittoreske hohe Trieb mit seiner bis 2.200 Meter hohen Felsenstirn hervor.

Wenn wir im Thal bei dem unbedeutenden Dorfe St. Daniel mit den Ruinen der Burg Goldenstein vorbei sind, eröffnet sich eine der schönsten Gegenden des ganzen Gailthales. Ahrenschwere Felder, üppige Wiesengründe, rauschende Wälder und dunkelgrüne Auen erfreuen unser Auge. Vom rechten Gailufer herüber winken das Kirchlein und die Burgruinen von Waidenburg. Im Norden, Westen und Süden erhebt sich ein Kranz majestätischer Gebirge, in der Thatsohle liegen nahe beisammen die Ortshaften Röttschach, Mauthen und Würmlach, ein kleines Idyll, das der Berge gewaltige Riesen zu bewachen scheinen. Da erblickt man den struppig aussehenden Zuckbühel (1.891 Meter), den mit leuchtend grünen Alpentristen bedeckten Auf der Mussen (1.945 Meter), die Mauthner Alpe (1.785 Meter) mit der grauen Felsenzinne des Mooskofels (2.254 Meter), den schrundig ausgewetterten Telsonkofel (2.238 Meter), den hornartig sich zuspizenden Kollinkofel (2.810 Meter), die pittoresk hervortretende Kellerspiz (2.799 Meter) und den prächtig geformten Polinigg (2.333 Meter). Tief zwischen diese Bergriesen hat sich der Valentinbach sein Felsenbett gegraben und bildet eine mehr als zwei Stunden lange Klamm voll von Bildern überwältigender Großartigkeit, wie man sie auf solch engem Raume selten wieder wo anders zusammengedrängt findet.

An der nach Norden über den Gailbergjattel ins Drauthal führenden Straße liegt noch das hübsche Dörflein Laas. Ein anderer Weg führt über Mauthen im Valentinthale an den Gehängen des Kreuzberges entlang nach dem Plöckenpasse. Mächtige Buchen mit weitverzweigten Laubkronen überwölben den Weg mit einem dichten Laubdach, die Helle des Tages in reizendes Dämmerlicht verwandelnd, sprudelnde Wasserlein rieseln vorbei, um sich nach kurzem Laufe in Myriaden von Tröpflein zerstäubt in die Valentin-Klamm zu stürzen. Nach etwa drei Stunden erreicht man den Plöckenpaß, eine tiefe Einsattelung

zwischen dem Cellonkofel und Kleinen Pal; es ist hier der einzige wegsame Übergang nach Italien. Eng und schmal windet sich der Weg zwischen den grauen, von mannigfachen Gletscherjahren durchrissenen Felswänden hin, an der Landesgrenze eine natürliche Festung bildend. Hier zogen auf schmalen Saumpfadern schon die alten Etrusker nach Süden, warfen die Römer ihre Cohorten in die nördlichen Provinzen. Schon Julius Cäsar ließ den schmalen Bergweg in eine Fahrstraße umwandeln. Nahe der Grenze findet man die bekannten römischen Inschriften, leider schon arg mitgenommen von den Eishämmern der hier massenhaft durchziehenden italienischen Arbeiter, welche oft ihren Muthwillen an diesen Inschriften auslassen. Im Jahre 1809 benützten auch die von Süden her in Oberkärnten einfallenden Franzosen diesen Weg, nachdem sie die kleine österreichische Besatzung geschlagen hatten. Heute sitzt fast mitten in dem großartigen Felsenpasse, einer eingedeckelten Schnecke vergleichbar, das Häuschen der italienischen Finanzwache, den Wanderer an die Zollgezege erinnernd.

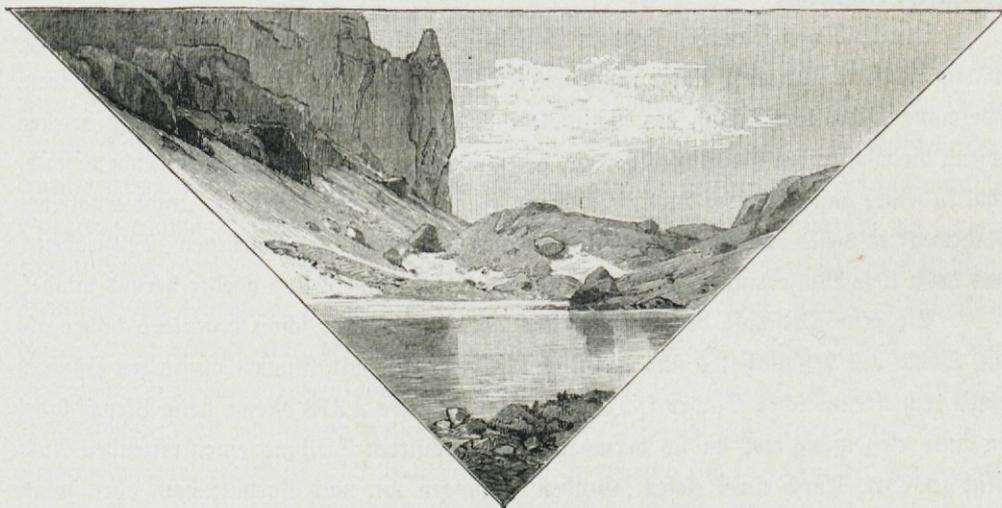
Oberhalb von Mauthen liegt im Gailthale die alte Gewerkschaft Wezmann. Gegenwärtig erinnern nur mehr einige rauchende Kohlenmeiler an das frühere belebte Treiben. Wezmann bildet den Schluß des Gailthales. Aus einer engen, felsigen Schlucht brechen tosend die Wasser des Gailflusses hervor, der wildbachartig auch das nun folgende Lessachthal in seiner ganzen Länge durchzieht. Erst seit neuester Zeit führt ein „nicht erhaltener Fahrweg“ in dieses entlegene Hochthal mit seinen sprichwörtlich gewordenen „72 Gräben“, das heißt tiefe Wasserrinnen, in welche sich die Straße hinein und wieder heraus windet.

Die erste Ortschaft des Lessachthales, St. Jakob, liegt schon bedeutend höher als die Sohle des Lessachthales und macht mit seinen reich mit Blumen verstellten Häusern einen recht freundlichen Eindruck. Die gegenüber liegende 2.378 Meter hohe Blenge ladet zu einer Besteigung ein, da sie vermöge ihrer exponirten Stellung einen reizenden Ausblick gewährt. Durch einen tiefen „Graben“ gelangen wir nach Kornat; hoch oben winkt das Kirchlein, während neben dem Fahrweg in unmittelbarer Nähe des harzduftigen Fichtenwaldes das Wirthshaus „Bierbaum“ zu kurzer Rast einladet. Ein Blick nach Süden zeigt uns das wildromantische Wolayerthal, das am Ursprunge inmitten einer unbeschreiblich großartigen Gebirgsscenerie den dunkeln Wolayer See birgt, der gewöhnlich erst um Mitte Juli seine winterliche Eisdecke sprengt.

Das nun folgende Dorf Liesing bietet wenig Bemerkenswerthes, doch ist das Landschaftsbild, einerseits der Lunkkofel, andererseits die Frauenspitzen, ein ganz sehenswerthes. Bei St. Lorenzen, der Perle dieses engen Thales, macht man gern Halt, um das zwischen smaragdgrünen Wiesengründen und vereinzelt Getreideflächen liegende Dörfchen, die hoch ansteigenden Alpen und den prächtigen 2.114 Meter hohen Genskofel zu betrachten. Ein reizender Ausblick eröffnet sich auch auf den Hochweißstein (Monte par alba), der

als höchster Gipfel (2.690 Meter) der Karnischen Alpen, bereits in Italien stehend, seine gewaltige Gletscherstirne recht imposant im goldenen Sonnenlichte blinken läßt. Seitwärts von einem isolirten Berge grüßt das Kirchlein von Frohn nieder, von welchem aus der Blick über das ganze Lessachthal und bis tief hinunter ins Gailthal schweift.

Von St. Lorenzen aus erreichen wir in einer halben Stunde Maria-Luggau. Über den kleinen, hübschen Häusern thront wie ein geborner Herrscher das ausgedehnte Kloster der Serviten. In der Kirche ist das wunderthätige Marienbild, „unsere liebe Frau zu Luggau“, das alljährlich eine große Anzahl bedrängter Menschenkinder um sich versammelt und sich deutsch, slovenisch und italienisch die Leiden des Erdenlebens klagen läßt. Unfern des Dorfes liegt beim Wirthshaus „Zur Wacht“ die Grenze des Landes Kärnten gegen Tirol und das Ziel unserer Wanderung.



Wolayersee.



Römische Funde aus Gurina.

zur Vorgeschichte Kärntens.

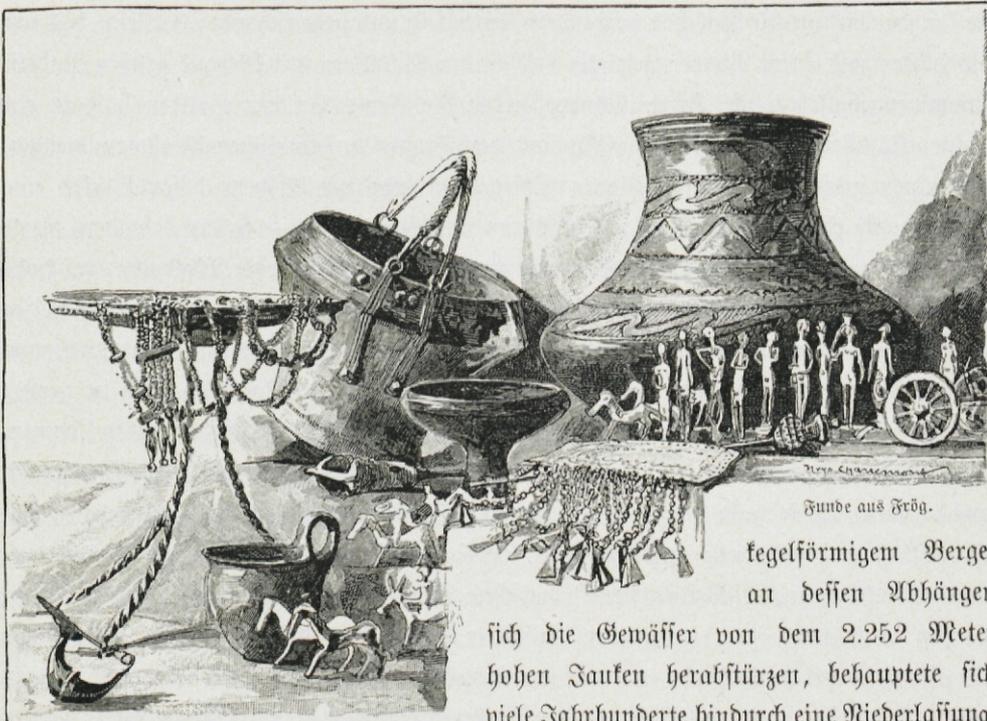


ine Geschichte Kärntens im Alterthum kann in des Wortes strengem Sinne nicht geschrieben werden. Noch ohne geographische und historische Individualität theilte die Landschaft, welche wir heute mit diesem Namen bezeichnen, als Stück Noricum dessen Schicksale. Wie Rom fast ohne Kampf und Blutvergießen von dem norischen Reiche Besitz ergriffen, nachdem es mit seinen Bewohnern Jahrzehnte hindurch in Bundesgenossenschaft und im friedlichen Austausch der Waaren gestanden hatte, so erfreute sich dieses Land mehr noch als andere Provinzen des Weltreiches unter den Kaisern des Segens eines langen Friedens. Kärnten ist im Alterthum nicht der Schauplatz großer Ereignisse gewesen. Die hart an seinen heutigen Grenzen geschlagene Cimbernschlacht bei Norcia (Neumarkt in Obersteier), in der das römische Heer unter dem Consul Gnaeus Papirius Carbo im Jahre 113 v. Chr. erlag, war für Jahrhunderte hinaus der letzte Waffenlärm, der es beunruhigen konnte. So durfte es sich ungestört der Gewinnung und Verwerthung seiner Berg- und Bodenproducte hingeben und hat unzweifelhaft unter Roms Herrschaft in materiellem Wohlstand gelebt, aber ungleich anderen Gebieten der romanisirten Welt, Spanien, Aquitanien und selbst dem narbonensischen Gallien und Afrika gegenüber keinen activen Antheil an der höheren geistigen Entwicklung genommen. Dies ist der Grund, weshalb des Landes bei seiner stillen Existenz von antiken Autoren so selten gedacht wird. Würde Geschichtschreibung wirklich nur auf geschriebener Überlieferung beruhen, dann

könnte sie sich, was Kärnten im Alterthume angeht, ihrer Aufgabe in wenigen Worten entledigen. Die Erwähnung seiner Metallschätze und des Handelsverkehrs seiner keltischen Völker mit Aquileja, die Namen der in römischer Zeit blühenden größeren Orte bei Strabo, Plinius und Ptolemäus, das Verzeichniß einiger Straßenzüge mit der Angabe ihrer Stationen und deren Entfernungen im sogenannten Itinerarium Antonini (aus dem Anfang des IV. Jahrhunderts) und auf der Peutinger'schen Karte der Wiener Hofbibliothek, das wäre so gut wie Alles, was über jene Gegenden aus der classischen Literatur zu entnehmen ist. An sich dürre Notizen, welchen voller Werth erst durch die reichen Funde des Landes und die lebendige Anschauung seiner Bodenverhältnisse gegeben wird. Freilich wo sie gänzlich versagen, vermissen wir sie ungeachtet ihrer Dürftigkeit schwer und stehen dann oft genug dem durch die Ausgrabungen zu Tage gebrachten Materiale rathlos gegenüber.

So wissen wir nicht den Namen des Volkes, welches das Land vor den Kelten besaß, obgleich die Funde dessen Dasein beweisen. Die zu Tischerberg im Faunthal, in Stockenboi beim Weissenbach und anderwärts zum Vorschein gekommenen Gegenstände gehören jener vor-keltischen Periode an, die man sich gewöhnt hat mit dem Namen der Hallstätter zu bezeichnen. In dieselbe fällt auch das große Gräberfeld von Frög bei Roslegg an der Drau. Was dieser ausgedehnten, bei weitem noch nicht genügend ausgebeuteten Nekropole ihr besonderes lokales Gepräge gibt, sind die zahlreichen Ornamente und Figürchen aus Blei — Pferde, Maulthiere, Vögel, Menschen primitivster Form —, die größtentheils dazu dienten, mittels einer Harzlösung entweder an dem Bauche oder an der Mündung irdener Graburnen angebracht zu werden. Nebstdem wurde ein kleiner bleierner Wagen mit vier vorgespannten Pferdapaaren gefunden, und ein gewisser Überschuß von Figürchen scheint in Befolgung eines ähnlichen Gebrauches, wie er in griechischen Gräbern an Statuetten aus Terracotta beobachtet wurde, gebrochen in die Gruben geworfen worden zu sein. Da das Blei, aus dem diese Figürchen gegossen sind, nachweisbar kärntnischen Ursprungs ist, so sind in ihnen auch zweifellos einheimische Erzeugnisse zu erkennen. Der fortgesetzt aufmerksamen Beobachtung des Leiters der Ausgrabungen, Karl Freiherrn von Hausser, wird es wohl gelingen, eine zeitliche Aufeinanderfolge der Gräber, das allmälige Anwachsen dieses Todtenfeldes festzustellen, aber die wesentliche Gleichartigkeit der Gegenstände, sowie der Bestattungsweise — es deckt gewöhnlich ein gemeinsamer Hügel zwölf und mehr Gräber, in welchen die Urnen mit den Resten der verbrannten Leichen beigelegt sind — läßt schon jetzt erkennen, daß diese Nekropole einem einzigen Volke angehört hat.

Ein davon verschiedenes Bild bietet eine andere ungemein ergiebige Fundstätte auf der Gurina bei Dellach im oberen Gailthal. Hier in ungemein fester Lage auf isolirtem



Funde aus Frög.

kegelförmigem Berge, an dessen Abhängen sich die Gewässer von dem 2.252 Meter hohen Tauken herabstürzen, behauptete sich viele Jahrhunderte hindurch eine Niederlassung, deren Überreste von der Hallstätter Periode an bis auf die Zeiten der Völkerwanderung herab ihn in wirrem Durcheinander bedecken. Auch hier stehen die metallischen Objecte an Wichtigkeit voran, und wie für Frög die Bleifiguren, so sind für Gurina Täfelchen aus dünnem Bronzeblech mit von hinten ausgeschlagenen Inschriften besonders charakteristisch. Die letzteren sind in einem dem von Oste nahe verwandten Alphabete geschrieben, und die ältesten darunter scheinen mit jenen gleichzeitig zu sein, welche auf einer Bergwand nahe bei Würmlach an der uralten Straße über den Plöckenpaß eingeritzt waren und jetzt aus dem Fels gesprengt im Museum zu Klagenfurt aufbewahrt werden.

Seltenerweise sind die spezifisch keltischen Funde aus Kärnten nicht häufig, obgleich Kelten nicht bloß bis zum Ausgang des Alterthums die Einwohner des Landes blieben, sondern auch unter römischer Herrschaft vielfach ihre nationale Eigenart bewahrt haben. Zeuge dessen sind die zahlreichen keltischen Personennamen, welchen wir in den in lateinischer Sprache abgefaßten Inschriften auf den Grabsteinen begegnen. Man zählt deren mehr als zweihundert. Grabsteine geben auch in den gewöhnlich über den Inschriften in Relief gemeißelten Bildnissen der Verstorbenen den Beleg, daß, wenn schon die Männer sich nach römischer Art zu bekleiden pflegten, die Frauen häufig der fremden Mode sich nicht unterworfen und ihre Nationaltracht treu bewahrt hatten. So sehen wir auf einem Grabsteine im Rudolfinum zu Klagenfurt ein Mädchen in ganzer Gestalt mit kurzem Haar,

in langem bis an die Knöchel reichendem Unterkleid und gebauschtem Oberkleid, das um die Hüften mit einem Riemen gegürtet und an den Schultern mit überaus großen Nadeln zusammengehalten wird. Breite Bänder zieren die Arme. In den Händen hält es ein Schmuckkästchen, das gewöhnliche Attribut der Frauen auf norischen Grabmonumenten, und einen großen runden metallenen Spiegel, in dem zur Abwehr bösen Blickes eine Gorgomaske eingerigt ist. Nicht selten führen uns Grabsteine — so ein besonders merkwürdiger an der Kirche zu Lendorf — die noch reichere Tracht der Matrone vor. Hohe kegelförmige Hüte, von denen lange Schleier bis zur Taille herabhängen, gedrehte Ketten aus Metall um den Hals, lange Ketten und große Scheiben an der Brust, unproportionirt lange Fibeln an der Schulter, wie sie auf dem Zollfeld und Magdalenaberg in großer Anzahl gefunden wurden, dies alles zeigen diese, in künstlerischer Hinsicht meist so kümmerliche Porträts mit peinlicher Ausführlichkeit, die deutlich beweist, welch hohen Werth man auf die treue Wiedergabe des in seiner Überfülle sich kaum genügenden Zierats gelegt hat. Sie entbehren gegenwärtig nur der Farbe, um eine völlig genaue Vorstellung der einstigen Landestracht zu geben. Weit entfernt, römischen Brauche nach und nach zu weichen, scheint sie sich in späterer Zeit, in welcher classischer Formensinn dem Andrang barbarischen Ungeschmacks sich nicht mehr zu erwehren vermochte, selbst nach auswärts verbreitet zu haben. Wenigstens wird im Edict, in dem Kaiser Diocletian 301 die Preise der in seinem Reiche gangbaren Verkaufsartikel bestimmte, eines „norischen“ Mantels gedacht.

Nicht minder als Namen und Kleider der Bewohner spricht für das Festhalten nationaler Art die Fortdauer heimischer Götterculte. Kann man den gallischen Ursprung auch für Gottheiten wie Belenus und Epona nicht beweisen, so ist doch in dem auf Votivsteinen aus dem Lavantthal und aus Seckau (Solva) genannten Latobius der keltische Kriegsgott zu erkennen. Zahlreicher sind die Zeugnisse für den Cult der Göttin Moreia. Ein Heiligthum derselben wurde bei Burg Hohenstein entdeckt. In Cilli, der Hauptstadt Noricum's wenigstens in späterer Zeit, wird sie mit Jupiter und der Stadtgöttin Celeia zugleich verehrt und zurückkehrende Soldaten richten beim Betreten der heimischen Erde zuerst ihre Gebete an sie, wie die zu Kerschbach bei Windisch-Feistritz an der pannonischen, zu Weihmörting an der raetischen Grenze gefundenen Votive beweisen. Als Herrin des Landes waren ihrem Schutze vor allem dessen Eisenwerke und Goldgruben empfohlen, und so erscheint sie nicht selten unmittelbar im Zusammenhange mit dem Metallhandel, den die Bewohner hauptsächlich nach Aquileja betrieben. Dort hatten ihr die Pächter (conductores) der norischen Eisenwerke einen Denkstein gesetzt und von einem Betriebsleiter (procurator) derselben rührt einer der bei Hohenstein gefundenen ihr geweihten Altäre her. Verwandter Cultgebräuche halber verglichen die Römer diese Göttin mit Isis, und dieselbe Göttin kennt auch Tacitus bei den Sueven. Da auch sonst Kelten als die höher Civilisirten auf

germanische Völker Einfluß erhielten, so dürfte ein solcher auch hier stattgefunden haben, und dann wird es wohl nicht als etymologisches Spiel zu deuten sein, wenn bei dem bairischen Historiographen Aventinus (1521) diese taciteische Isis als „Frau Eisen“ erscheint, welche den mythischen König Schwab das Schmieden des Eisens lehrt.

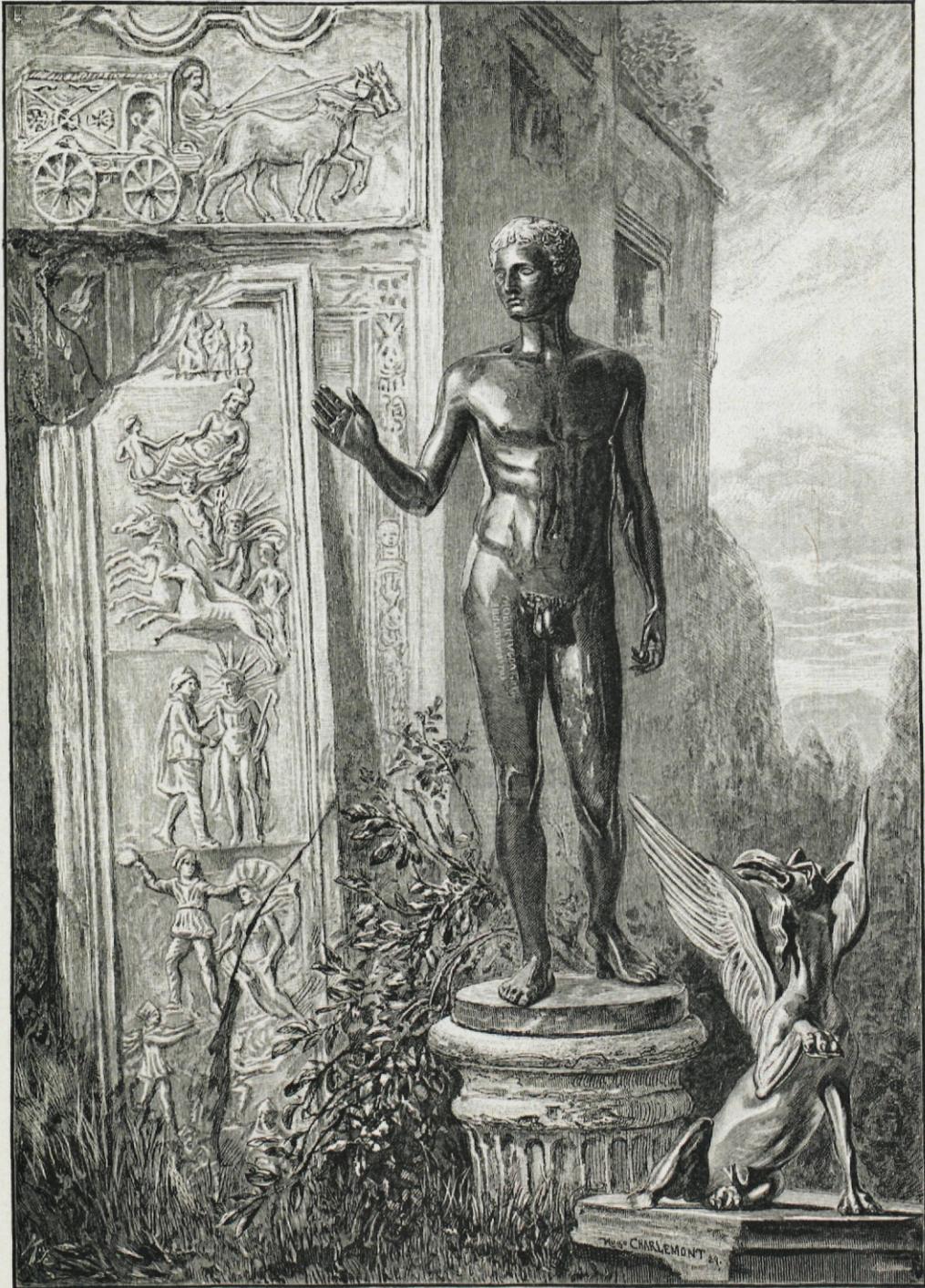
Grundlage des wirtschaftlichen und mithin des historischen Lebens im inneren Noricum war seit Alters der Bergbau. Seine Metalle machten den Besitz des Landes werthvoll, und als es unter Augustus zum römischen Reiche geschlagen ward, wurden die Bergwerke sofort in dessen Eigenthum übernommen. Ihre Ausbeutung bahnte der Kultur viel früher, als sie sonst wohl eingedrungen wäre, selbst in die rauhesten und abgelegensten Theile des Gebirges den Weg, wie man auch behaupten darf, daß das römische Straßennetz ohne den Bergbau nicht in dem Maße, als es den allenthalben vorhandenen Spuren nach den Anschein hat, über das Land sich ausgebreitet hätte. Die zwei Hauptstraßen, welche Italien und Noricum verbanden, die alte von Octavianus Augustus neu erbaute, unter den Kaisern Valentinianus und Valens (373) wieder hergestellte über den Plöckenpaß (Monte Croce), von der noch heute die Geleise im Felsen sichtbar sind, und die über den von Natur aus gebahntesten und niedrigsten aller Alpenpässe, den von Pontafella, waren dem Verkehr offen lange bevor das norische Königreich zur römischen Provinz geworden, und da römische Sprache und Sitte nicht im Gefolge feindlicher Occupation, sondern in der des Handels erschien und nirgends in schroffen Gegensatz zur heimischen trat, fand sie überall Eingang. Die Verwaltung war zwar von Augustus nach der für Barbarenländer üblichen Weise eingerichtet. Ein Statthalter aus dem römischen Ritterstande mit dem Titel eines Praefectus, dann eines Procurators, der später in Celeia (Cilli), anfangs aber wahrscheinlich auf kärnthnischem Boden, in Virunum residirte, führte die Regierung in des Kaisers Namen. Unter seinem Commando standen die Hilfstruppen und Milizen des Landes. Ihm lag die Rechtsprechung und die Verwaltung der Finanzen ob. Seit Kaiser Claudius gewinnt römisches Wesen sichtlich das Übergewicht. Unter ihm erhalten die Orte Virunum und Teurnia ihre Stadtrechte. Unbeschadet der angeführten Belege für das Beharren keltischen Wesens sprechen daneben andere Anzeichen für ausgedehnte Latinisirung des Landes. Was für Noricum überhaupt, gilt für das an Italien grenzende Kärnten insbesondere. Die tektonische Form der Grabsteine wie der Stil der Inschriften sind ganz in italischer Art. Wie in Italien selbst, wurde hier die Garde der Prätorianer rekrutirt, welche den Anspruch erhob, den barbarischen Regionen gegenüber das nationale römische Heer darzustellen.

Im Genusse einer weitgehenden Autonomie entwickelten sich rasch die städtischen Gemeinden. Keiner stand an Größe Virunum nach, das sich im weitesten Thalbecken Kärntens, dem Zollfelde, nicht ferne den neueren Hauptstädten des Landes, St. Veit und

Magenfurt erhob. Seine Stelle bezeichnet heute eine aus antiken Steinen errichtete, dem heiligen Antonius geweihte Kapelle, das „Brunnerkreuz“ (1693), sogenannt nach dem landschaftlichen Beamten Dominik Brunner, der den Trümmern der Römerstadt zuerst wieder seine Aufmerksamkeit zuwandte, nachdem sie schon zwei Jahrhunderte vor ihm dem scharfen Blick Cnea Silvio Piccolominis, des späteren Papstes Pius II., damals noch Geheimschreibers Kaiser Friedrichs III. nicht entgangen waren. Ohne militärische Bedeutung, vielleicht nicht einmal mit Mauern umgeben, lag die Stadt, welche einem einzigen, aber unverdächtigen Zeugnisse zufolge den Rang einer Colonie hatte, ganz nahe der Stelle, wo die Reichsstraße sich theilte, um einerseits den Weg nach Zuvavum (Salzburg), anderseits den nach Ovilava (Wels) einzuschlagen. Dem Handel und Verkehr verdankte sie ihre Blüte. Wie eine Erinnerung daran ist uns das Bild einer römischen Kutsche auf einem der an der Wallfahrtskirche von Maria-Saal eingemauerten Steine geblieben, das uns die Fuhrwerke und Transportmittel jener Zeit anschaulich macht: vierräderig, mit zwei vorgespannten Pferden, der Kutscher auf dem Bock; durch das Fenster des Wagenkastens ist der Fahrgast mit einem Fächer in der Hand sichtbar.

Zahlreich sind die von der Erde bedeckten Überreste des Ortes, der von den Anhöhen terrassenförmig zu dem die Ebene durchschneidenden Flüsschen Glan herabstieg. Allenthalben stößt man auf Heiligthümer, Bäder, Wohnhäuser mit Mosaiken und Malereien. Gegen Arndorf hin wurden die Grundmauern eines Tempels, bei Tölttschach Ruinen von Thermen aufgedeckt. Nicht weit davon stand ein Rundbau mit Statuen. Gegen Norden an der Straße lagen die Gräber. Wie so häufig in den Donauprovinzen, begegnen wir auch hier dem in den Zeiten des sinkenden Heidenthums über das ganze römische Reich verbreiteten Geheimculte des Mithras. Es dürfte sogar zwei Heiligthümer desselben in Virunum gegeben haben, eines noch innerhalb der alten Stadt bei Tölttschach, wo eine Inschrift gefunden wurde, die von der Wiederherstellung eines durch Alter verfallenen Tempels im Jahre 239 n. Chr. spricht, und ein zweites in der Nähe des Schlosses Tanzenberg, wo ein anderer Stein die Reconstruction eines Tempels im Jahre 311 bezeugt. Eines von ihnen scheint besonders prächtig ausgestattet gewesen zu sein. Denn wenn sonst das Bild des Sonnengottes, der in der Höhle den Stier ersticht, mit all seinem symbolischen Beiwerke von mäßiger Größe und aus geringem Steine gearbeitet zu sein pflegt, so haben sich im Zollfelde gewaltige Bruchstücke von Marmor gefunden, welche auf eine überlebensgroße Gruppe schließen lassen und dessen mit Darstellungen in Relief geschmückter Rahmen aus mehreren Blöcken zusammengesetzt werden mußte.

Auch die Umgebung der Stadt war dicht besiedelt. So fand man auf dem nahen Magdalenaberg, der sich fast bis 600 Meter über die Thalsohle erhebt, nebst zahlreichen Geräthen des Schmiedehandwerks gegen Süden die Reste von Gebäuden, während er



Römische Bildwerke aus Veii.

gegen Osten mit Grabkammern besetzt ist. Hier wurden auch die an Kunstwerth weitaus wichtigsten Fundstücke Kärntens, beide aus Bronze und heute im kaiserlichen Museum zu Wien, ausgegraben. Das eine ist ein Greif mit mächtig ausgebreiteten Fittichen, einst zu einer Statue des Apollon gehörig. Aus diesem Zusammenhange erklärt sich erst Stellung und Bewegung des Fabelthiers: die rechte Vorderpranke erhebend und den mächtigen, mit zackigem Kamm versehenen Adlerkopf emporwendend, lauscht es gespitzten Ohres dem Gesange des Gottes und dem Klange seines Zitherspieles. Schätzen wir in diesem Stück ein schönes Beispiel römischer Bronzetechnik, so gibt sich dagegen das andere als ein echt griechisches Werk zu erkennen. Es ist das lebensgroße Standbild eines nackten Jünglings, der in typischer Geberde die rechte Hand zum Gebete erhebt, wie um von den Göttern Sieg im Wettkampfe zu erflehen. Auf seinem rechten Beine haben zwei Freigelassene, welche die schöne Statue offenbar in irgend ein Heiligthum weihten, ihre Namen eingraben lassen: Nulus Publius Antiochus und Tiberius Barbis Tiberianus. Den Namen der Barbier trifft man häufig auf norischen, namentlich kärntnischen Inschriften. Sie scheinen ein schon sehr frühe aus Italien, vielleicht aus Aquileja, wo wir ihnen wieder begegnen, eingewandertes Geschlecht zu sein, wie denn auch allen palaeographischen Kennzeichen nach die Inschrift der Bronze spätestens der augusteischen Zeit angehört. Dieses, wie es scheint, untrügliche Zeugniß, sowie der Umstand, daß die Figur nach ihrer Aufindung im Jahre 1502 von ihrer grünen Patina gereinigt und überfirnißt wurde, eine Proceßur, durch welche ihrer ursprünglichen Modellirung großer Abbruch geschah, haben glauben gemacht, daß sie ein Werk des ersten vorchristlichen Jahrhunderts sei, und ihre Werthschätzung wesentlich beeinträchtigt. Unbefangener Prüfung kann es aber nicht entgehen, daß sie gleich den Bronzen aus Herculaneum, dem sogenannten Idolino in Florenz oder dem Vornauszieher im Capitol zu Rom ein griechisches Original ist, eines der vielen Standbilder, die den Siegern in den Festspielen errichtet wurden, und wir irren wohl kaum, wenn wir sie der Schule des berühmten peloponnesischen Meisters Polykleitos aus dem V. Jahrhundert v. Chr. zusprechen. Wie wir aus alten Autoren und aus antiken Nachbildungen seiner Werke wissen, hat derselbe zuerst gewagt, das volle Gewicht seiner Figuren nur von einem Beine tragen zu lassen und das andere entlastete derart vom Boden zu trennen, daß es ihn fast nur mit den Zehen berührt. Und ebenso kennen wir die von ihm festgestellten Maßverhältnisse des menschlichen Körpers, nach welchen er und seine zahlreichen Schüler ihre Gestalten gebildet haben. In dem einen wie in dem anderen Betracht zeigt unsere Statue die für ihn charakteristischen Merkmale. Ohne Zweifel wurde sie zu einer Zeit, in der so manche verarmte und herabgekommene griechische Stadt ihre beweglichen Kunstschätze zu veräußern gezwungen war, von den beiden Donatoren, deren Namen die Inschrift nennt, auswärts erworben und in das von den großen

Centren der Kunst so ferne gelegene Heiligthum am Magdalenaberg gebracht, wo sie indeß — trügen die Anzeichen nicht — nicht unempfindliche Beschauer fand. Wenigstens ist unter den vielen an der Kirche zu Maria-Saal eingemauerten römischen Relieffsteinen auch einer mit der Figur des Mars zu sehen, welche der Wendung des Kopfes, der Stellung der Arme und Beine und selbst den Proportionen nach, soweit letztere die rohe Hand des provinziellen Bildhauers zu treffen vermochte, wie die Copie dieser Bronze erscheint. Nur die Geberde der rechten Hand, die hier den Helm des Gottes zu tragen hat, wurde verändert. Die linke hält den Speer. Zu seinen Füßen liegen Schild und Schwert. Und wie schon damals diese Statue als Vorbild diente, so ist sie es anderthalbtausend Jahre später auch für den größten deutschen Künstler, Albrecht Dürer, geworden, welchen die Proportionslehre des Menschen gleich jenem peloponnesischen Erzgießer zeit lebens beschäftigt hat und der sich durch dieses ihm gewissermassen congeniale Werk zur Schöpfung seiner Adamfiguren anregen ließ.

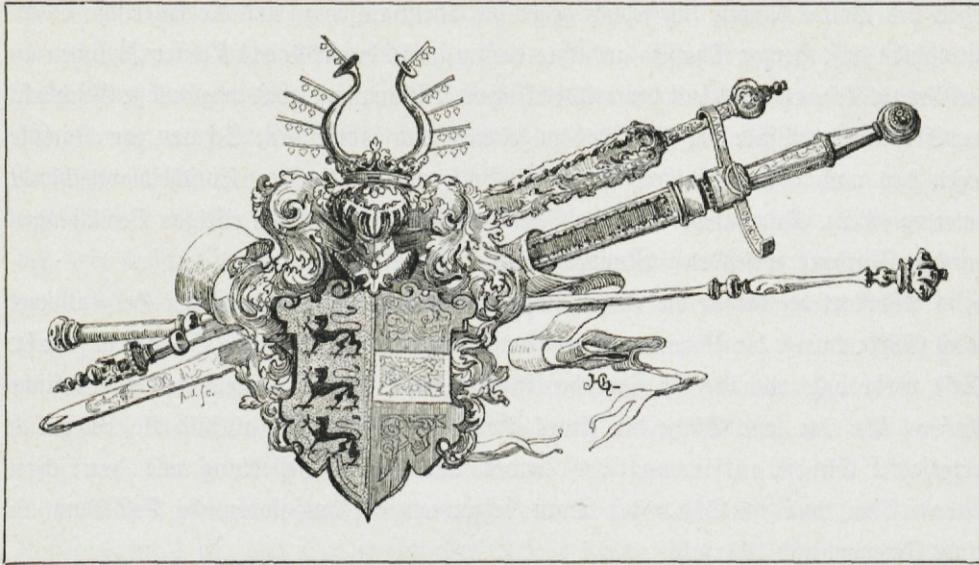
Nebst Virunum kennen wir nur noch ein selbständiges Gemeinwesen auf kärnthnerischem Boden, Teurnia oder Tiburnia, nicht ferne von Spital in dem breiten Lurnfelde auf einem isolirten Hügel gelegen, in dessen Tannenwald sich heute das Dorf St. Peter im Holz verbirgt. Von hier aus führten Wege durch die Thäler der Lieser, Möll und Mallnitz zu den Goldminen jenseits der Tauern. Andere Orte waren Santicum (St. Martin bei Willach) an der Mündung der Gail in die Drau, die beiden Grenzstationen des illyrischen Zollgebietes Larix (Saifnitz bei Tarvis) und Loncium (bei Mauthen an der oberen Gail), Matucaium (bei Treibach) an der Straße nach Obilava (Wels) und Zuenna (Zauernstein bei Globasnitz) an der Straße nach Celeia (Gilli). Auch wo keine römischen Ortsnamen bekannt sind, wie z. B. im Lavantthal, bezeugen Funde die Besiedlung dieser Gegenden im Alterthum.

Mit der Gefährdung der Donaugrenze mehrten sich die Durchzüge von Truppen, die ersten Boten der schweren Kriegsstürme, welche auch über die Thäler Kärntens hereinbrechen sollten. Virunum ist wahrscheinlich schon 408 den Westgothen erlegen. Teurnia überdauerte es. Eugippius, der Schüler und Biograph des heiligen Severinus, nennt es in der zweiten Hälfte des V. Jahrhunderts die kirchliche Metropole des inzwischen christlich gewordenen Noricum. Es erwehrt sich 473 noch tapfer der Ostgothen und wird erst 591 von seinem Schicksale erreicht. Unsere Quellen gestatten nicht, schrittweise zu verfolgen, wie das Römerthum dem Andrang der Barbaren in diesen Ländern allmählig erlag, und es ist auch von geringem Interesse, die Namen der Horden zu kennen, die sie sengend und plündernd durchzogen. Den Westgothen und Langobarden folgten die Awaren und schließlich bemächtigten sich slavische Völker der verlassenen Orte. Aus den Trümmern Virunums bauten sie sich die „Karnburg“, ein antiker Säulenstumpf (der „Fürstenstein“)

und ein aus römischen Steinen hergestellter Sitz (der „Herzogsstuhl“) dienten ihnen bei den Huldigungen ihrer Herzoge. Die Errungenschaften der ein halbes Jahrtausend hier herrschenden classischen Cultur waren vernichtet. Selbst das Befestigungswerk, das einst von Aquileja ausgegangen war, mußte von neuem, diesmal durch Sendboten aus Salzburg, in Angriff genommen werden, und tragen Land und Volk auch heute einen Namen, der von einer keltischen Wurzel abzuleiten ist, so ist doch die antike Bevölkerung in ihrer nationalen Eigenart bis auf die letzte Spur verschwunden.



Das Brunnenkreuz auf dem Zollfeld.



Das Landeswappen, das Schwert des Großmeisters Johann Siebenhirter in Millstatt (1499) und Richterstäbe.

Zur Geschichte Kärntens.



ehr als hundert Jahre vergingen seit dem Sturz des weströmischen Reiches, bis sich im südlichen Noricum wieder eine dauernde Herrschaft bildete. Erst gegen Ende des VI. Jahrhunderts verbreiteten sich die Slovenen oder Winden, damals noch Unterthanen der Avaren, von Pannonien her und aus den Landschaften zwischen der Drau und der Save über weite Gebiete der durch die Völkerwanderung verödeten österreichischen Alpenländer und rückten durch Kärnten westwärts bis an die Drauquelle vor. Ihrer weiteren Ausbreitung in dieser Richtung setzten sich seit 595 die Baiern entgegen und erreichten es nach wechselvollen Kämpfen mit ihren slavischen Nachbarn, daß diese am Anraßer Bache (westlich von Lienz) Halt machten. So fiel das frühere Binnen-Noricum, das nun Karantanien (Bergland) hieß, den Alpen-slaven anheim, die sich bald darauf des avarischen Zoches entledigten und wahrscheinlich dem großen Slavenreiche des Franken Samo unterordneten. Als dieses nach kurzem Bestand zerfiel (662), erscheinen die Karantaner unter selbständigen Häuptlingen oder Supanen. Zielbewußt aber arbeiteten die baierischen Herzoge aus dem Geschlechte der Agilolfinger auf die allmälige Unterwerfung der Alpen-slaven hin. Ihre Befehrung zum Christenthum sollte diese erleichtern. Ein großer

Theil des Volkes häumte sich jedoch gegen die Christianisirung und die baierische Oberherrlichkeit auf. Herzog Thassilo gründete darum im Jahre 769 das Kloster Innichen an der Grenze Karantaniens mit der ausdrücklichen Bestimmung, „das ungläubige Geschlecht der Slaven zum Pfade der Wahrheit zu leiten“, und führte seine Scharen zum Kampfe gegen das nach voller Freiheit strebende Volk, welches in der Entscheidungsschlacht unterlag (772). Nun machte auch das Befehrungswerk, Dank den eifrigen Bemühungen der von Salzburg entsendeten Glaubensboten, raschere Fortschritte.

Als Karl der Große die thatfächliche Unabhängigkeit des baierischen Herzogthums brach (788), kamen die Karantaner mit demselben unter fränkische Oberherrschaft. Diese verdrängte allmählig die slavischen Fürsten, und an deren Stelle traten fränkische Grafen. Als eine feste Stütze der Frankenherrschaft erwies sich alsbald die beharrlich fortgesetzte Christianisirung des Landes und dessen Besiedlung mit deutschen Colonisten. Nur im Süden der Drau behauptete sich das slovenische Volksthum in seiner Eigenart und Überzahl.

Bald nachdem das mit Baiern verbundene Land ein Theil des ostfränkischen (deutschen) Reiches geworden war (843), erwuchs demselben durch die raubfüchtigen Magyaren eine große Gefahr. Nach Kaiser Arnulfs Tode fielen ungarische Horden in Kärnten ein. Zwar gelang es noch, sie zu schlagen (901), und an diesen Sieg knüpft sich der Sage nach die Entstehung von St. Veit, doch wenige Jahre später ward die karolingische Ostmark durch die Magyaren vernichtet. An den weiteren Kämpfen gegen den raubend und plündernd vordringenden Feind nahmen auch die Karantaner im baierischen Heerbann nicht geringen Antheil, so namentlich unter König Otto I., der durch die herrliche Waffenthat auf dem Lechfelde Deutschland für immer von den Einfällen jenes Reitervolkes befreite (955). Deutsche Ansiedler drangen jetzt noch weiter nach Osten, und nicht nur der Ackerbau und die mit ihm zusammenhängenden Beschäftigungen gelangten nun zu höherer Entwicklung, auch der Bergbau ward eifrig betrieben, insbesondere am Hüttenberger Erzberg.

Aus dem Verbande mit Baiern wurde Karantaniens, das nebst dem heutigen Kärnten das östliche Pustertthal und die Steiermark, im weiteren Sinne auch Drain umfaßte, im Jahre 976 gelöst. Als sich nämlich Herzog Heinrich II. von Baiern (der „Zänker“) gegen Kaiser Otto II. empörte, entsetzte ihn der Kaiser zeitweilig des Herzogthums und schwächte dieses selbst durch die dauernde Abtrennung der Ostmark und Karantaniens, welsch letzteres als ein eigenes Herzogthum Heinrich I. (der „Jüngere“), ein Sohn des früheren Baiernherzogs Berthold, sammt der Veroneser Mark (bis zum Po und Mincio) und der Grafschaft Istrien erhielt. Kärnten ward sonach ein selbständiges Herzogthum des deutschen Reiches. Heinrich I. wurde schon ein Jahr nach seiner Erhebung entsetzt, weil

er sich mit dem vertriebenen Baiernherzog verbündet hatte. Kärnten (mit der Mark Verona) kam jetzt an den Grafen Otto im Wormsfelde, den Vater des Papstes Gregor V., nach Ottos Verzichtleistung aber nebst Baiern nochmals an Heinrich I. (983), der bald auf Kärnten und die Mark Verona beschränkt wurde, da Heinrich der Zänker Baiern zurückerhielt. Als Heinrich von Kärnten starb (989), fiel sein Land an Baiern und erhielt erst (1002?) mit dem früheren Herzog Otto vom Wormsfelde wieder seinen eigenen Herrn, der dem Kaiser Heinrich II. im Kampfe mit dem Markgrafen Arduin von Ivrea durch die Erstürmung der Brentaklause einen großen Dienst leistete. Auf Otto folgte dessen Sohn Konrad I. (1004 bis 1011), dann Adalbero von Eppenstein, der im Jahre 1035 wegen angeblichen Hochverrathes abgesetzt wurde, und endlich Konrad II., der Sohn des ersten Konrad, der Mitbewerber seines gleichnamigen Veters um den deutschen Königsthron nach dem Erlöschen des sächsischen Kaiserhauses. Als Konrad II. kinderlos starb (1039), blieb das Herzogthum einige Zeit unbesezt; erst im Jahre 1047 vergabte Kaiser Heinrich III. das von ungarischen Kriegsscharen wiederholt heimgesuchte Land (samt Verona) an den schwäbischen Grafen Welf, der sich am Ende seiner Tage zu einer Verschwörung gegen das Reichsoberhaupt verleiten ließ. Und wieder kam das Herzogthum an Fremde, zunächst an Konrad III. (Runo) aus dem Hause der Pfalzgrafen von Lothringen (1056 bis 1061), dann an Berthold von Zähringen, von denen jedoch keiner Einfluß im Lande gewann. Berthold warf sich bald den Feinden König Heinrichs IV. in die Arme und ward deshalb abgesetzt (1077). Nun empfing Liutold von Eppenstein, dessen Vater Markward schon vor Bertholds Einsetzung die oberste Gewalt in Kärnten an sich gerissen haben mag, die Belehnung mit unserem Herzogthum und vererbte es (1090) an seinen Bruder Heinrich III., der bis dahin Istrien und die Krainer Mark verwaltet hatte.

Die Macht der Herzoge erlitt in diesem Zeitraum eine beträchtliche Einbuße in Folge der größeren Selbständigkeit, welche die zu Kärnten gehörigen Marken seit dem Ende des X. Jahrhunderts erlangten, und in Folge des weiteren Anwachsens der geistlichen Besitzungen innerhalb der Grenzen des Herzogthums. Zu den geistlichen Herrschaften, welche sich der Unabhängigkeit von der gräflichen wie von der herzoglichen Gewalt erfreuten, zählten insbesondere die den Salzburger Erzbischöfen schon von den Karolingern verliehenen und von den sächsischen Kaisern beträchtlich erweiterten Besitzungen bei Friesach, Maria-Saal, im Görtschitz- und unteren Lavantthal, dann die Güter des von Kaiser Heinrich II. (1007) gestifteten Bisthums Bamberg, welche Feldkirchen, die ganze Landschaft von Villach bis Pontafel, Wolfsberg mit dem oberen Lavantthal u. s. w. umfaßten. Zu den vornehmsten und begütertsten Geschlechtern des Landes zählten im XI. Jahrhundert die Grafen von Sponheim-Lavant und jene von Ortenburg. Unter den heimischen Edeln werden die Herren von Heunburg, Zeltschach, Dietrichstein und andere genannt. In den

geschlossenen Orten, wo sich freie Handwerker niederließen, begann ein eifriger Gewerbebetrieb und auch der Handel nahm da Aufschwung. So namentlich in dem salzburgischen Friesach, das aus seiner Lage an der nach Italien führenden Straße manchen Vortheil zog, 1015 mit dem Markt-, Zoll- und Münzrechte ausgestattet wurde und schon 1072 den Rang einer Stadt besaß; ferner in dem bambergischen Willach, wo sich mehrere Straßen kreuzten und ein lebhafter Verkehr zwischen Deutschland und Italien entwickelte, insbesondere nachdem dieser Platz 1060 das Marktrecht erhalten hatte. Auch die Landwirtschaft stieg nach Umfang und Ertrag.

Zu den kirchlichen Stiftungen, die dem frommen Sinn des XI. Jahrhunderts ihre Entstehung und eine zumeist reiche Ausstattung verdankten, zählen: das Kloster der Benedictinerinnen zu St. Georgen am Längsee, gestiftet (um 1000) von der Gräfin Wichburg, der Gemalin des Grafen Otwin von Lurn- und Pustertal, das Benedictinerstift Ossiach, eine Schöpfung der Eltern des Patriarchen Poppo von Aquileja (aus der Zeit um 1026) und in der Sage gefeiert als die letzte Zufluchtsstätte des wilden Polenkönigs Boleslaw, das Nonnenkloster sammt Chorherrenstift bei der Marienkirche in Gurk, welches die in der Legende so vielfach verklärte Hema (Hemma), die Gattin des Grafen Wilhelm von Friesach und im Saanngau, gründete (1042) und dessen reiche Güter dann Erzbischof Gebhard von Salzburg zur Dotation des von ihm am 6. März 1071 gestifteten Bisthums Gurk verwendete, endlich das Ordenshaus der Benedictiner zu St. Paul im Lavantthal, dessen erste Inassen Graf Engelbert von Sponheim aus Hirschau in Schwaben berief (1091). Um diese Zeit entstanden auch das Chorherrenstift in Eberndorf und die Benedictinerklöster von Millstatt (vor 1088) und Arnoldstein (1107). Auf Veranlassung der Klöster wurden nicht bloß weite Landstrecken urbar gemacht, sondern die Mönche und Nonnen widmeten sich in den Klosterjulen auch dem Unterricht der Jugend.

Als mit Herzog Heinrich III. das Haus Eppenstein erlosch (1122), kam Kärnten an den Grafen Heinrich von Lavant aus dem Geschlecht der Sponheimer, das die Herzogswürde bis zu seinem Ausgange erblich behauptete. Die glänzendste Zeit der Sponheimer Periode ist jene des Herzogs Bernhard (1202 bis 1256). Durch Klugheit, Bildung und geschäftliche Gewandtheit vor vielen seiner Standesgenossen ausgezeichnet, auf weiten Reisen in die Verhältnisse fremder Staaten und Völker eingeweiht, vertraut mit höfischen Sitten und mit den Künsten der Diplomatie, dabei von hohenstaufischem Geiste bejeelt, war Herzog Bernhard berufen, sehr oft die innere und äußere Politik des deutschen Reiches zu beeinflussen und namentlich in dessen Beziehungen zum Papstthum sein entscheidendes Wort in die Waagschale zu werfen. Ein pracht- und glanzliebender Herr, entfaltete Bernhard in allen Burgen, in denen er Hof hielt, den vollen Prunk des Ritterthums. Er ist der Begründer der kärntischen Hofämter, die er an die in der Nähe von

St. Veit, seiner gewöhnlichen Residenz, tausenden Burgherren vergabte: der Karlsberger wurde Marschall, der Kraiger Truchseß, der Osterwiger Mundschenf. Dichter und Sänger waren bei Bernhard gern gesehene Gäste. Walthar von der Vogelweide weilte bei ihm in der Burg zu St. Veit und pries begeistert seine Freigebigkeit. Eifrig betheiligte sich der Herzog selbst an den Ritterspielen. Bei solchen Neigungen vernachlässigte er jedoch keineswegs die Pflichten seiner Würde, denn für die Aufrechterhaltung der inneren Ruhe that er sein Möglichstes. Als Bernhard nach einem vielbewegten Leben hochbetagt im Jahre 1256 starb, folgte ihm als der achte und letzte Herzog aus dem Stamme der



Stift St. Paul.

Sponheimer sein Sohn Ulrich III. Durch seinen Bruder Philipp, den erwählten Erzbischof von Salzburg, wurde der neue Herzog in eine Fehde mit dem Bischof Ulrich von Seckau verwickelt, den das Salzburger Kapitel nach Philipps Absetzung auf den erzbischöflichen Stuhl berufen hatte und dem die Ungarn, seit dem Aussterben der Babenberger die Herren Steiermarks, Hilfe leisteten. Als ungarische Scharen in Kärnten einfielen und den Sponheimern empfindlichen Schaden zufügten, nahm sich König Přemysl Ottokar II. von Böhmen, damals auch schon Besitzer von Österreich, des ihm verwandten herzoglichen Hauses nachdrücklich an, setzte sich mit den über die ungarische Herrschaft mißvergnügten Steirern in Verbindung und schlug mit diesen und den Kärntnern den ungarischen König bei Kroissenbrunn (1260). Der Gewinn von Steiermark

war für Přemysl Ottokar die Frucht dieses Sieges, und jetzt verfolgte er, begünstigt vom Papst und unterstützt von seinem Vetter, dem neuen Erzbischof Wladislaw von Salzburg, mit aller Beharrlichkeit das ihm schon seit längerer Zeit vorschwebende Ziel, auch Kärnten zu erwerben. Herzog Ulrich war kinderlos und der nächste Erbe seiner Eigengüter wäre sein Bruder Philipp gewesen, der auch auf das Herzogthum Ansprüche erhob. Trotzdem setzte es der Böhmenkönig durch, daß Ulrich ihn und nicht seinen Bruder in Poděbrad zum Erben seines Landes und seiner sonstigen Güter bestellte (4. December 1268). Zur Entschädigung für diesen Verlust bewirkte Ottokar Philipps Wahl zum Patriarchen von

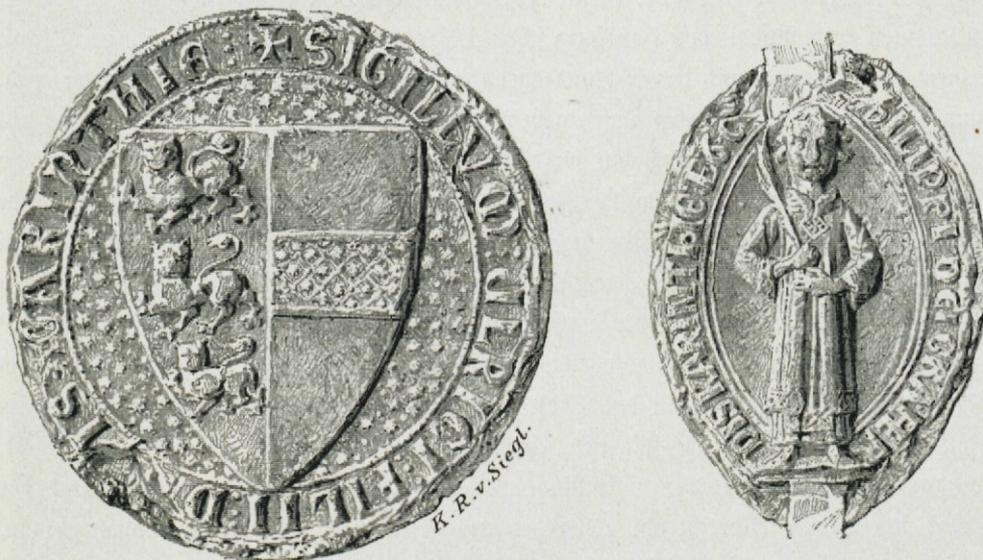


Sponheimer Herzogsiegel: Bernhard (1209).

Aquileja. Am 27. October 1269 starb der letzte der Sponheimer Herzoge und der Böhmenkönig betrachtete sich nun, ohne Philipps oder des Reiches Rechte zu berücksichtigen, als den Erben Kärntens und der Sponheim'schen Besitzungen in Krain. Der Sponheimer Fürstenstamm hatte sich nicht nur die Erbllichkeit der Herzogswürde, sondern auch die Landeshoheit erworben. Dagegen waren zu dieser Zeit nach der Ablösung der Marken die Grenzen des Herzogthums fast schon auf die heutigen beschränkt. — In Städten zählte Kärnten bis zum Ausgang der

Sponheimer schon fast ebensoviele als heutzutage. Als Hauptstadt galt St. Veit, neben welchem aber dessen nachherige Rivalin Klagenfurt schon zu einiger Bedeutung gelangte. Noch heute erinnert der inmitten des Hauptplatzes von Klagenfurt aufgestellte „Lindwurm“ an jene Sage, welche von der Gründung der jetzigen Landeshauptstadt erzählt. Um das herzogliche Jagdschloß bildete sich ein Markt, der unter Ulrich II. (1181 bis 1202) schon eine Zollstätte besaß und, von Herzog Bernhard zur Stadt erhoben, mit Ringmauer und Thoren versehen wurde. Auf dem flachen Lande wiederum trieben der Mehrzahl nach unfreie Leute Ackerbau und Viehzucht, neben welchen Beschäftigungen nun auch der Bergbau weitere Ausbreitung gewann, denn neben den alten Eisengruben standen auch einzelne Silber- und Bleibergwerke im Betriebe. Selbst das geistige Leben und Streben wies unter den Sponheimern erfreuliche Fortschritte auf. Neben den Klosterschulen entstanden in den

Städten, in Märkten und anderen größeren Ortschaften eigene Unterrichtsanstalten mit weltlichen Lehrern; Gurk und St. Paul besaßen sogar Schulen höherer Art. Beredtes Zeugniß für den Aufschwung der Geister geben ferner mehrere der damals aufgeführten und theilweise noch erhaltenen und bewunderten Bauten. Der namentlich durch die Kreuzzüge genährte religiöse Sinn äußerte sich auch in der Begründung einer Reihe von Propsteien, Collegiatstiften und Klöstern, mit welsch letzteren zumeist Spitäler für arme Kranke verbunden waren. Ein solches gründeten auch die Grafen von Ortenburg (1191) und von diesem erhielt die benachbarte Ortschaft, der heutige Markt Spital, seinen Namen. In Villach gab es seit 1229 ein Hospital zur Beherbergung von Armen und Pilgern. Von



Sponheimer Herzogsiegel: Ulrich III. (1248) und Philipp Electus (1273).

den neuen Klöstern ist das der Cistercienser in Viktring das bedeutendste; gestiftet von dem reichen Grafen Bernhard von Truxen aus dem Geschlechte der Sponheimer, bekam es die ersten Mönche aus dem Kloster Villars in Lothringen (1142). Im Jahre 1228 gründete Erzbischof Eberhard II. von Salzburg das Bisthum Lavant mit dem Sitze in St. Andrä.

Nach dem Tode seines Bruders setzte Philipp, der letzte Sponheimer, alle Mittel in Bewegung, um Kärntens Herr zu werden. Aber im Lande selbst ergriffen nur die Städte und der niedere Clerus seine Partei, während Ottokar an der Mehrzahl des heimischen Adels und an dem Gurker Bischof Dietrich II. eine feste Stütze fand. Philipp begnügte sich vorläufig mit dem leeren Titel eines „beständigen Statthalters in Kärnten“, den ihm Ottokar übertrug, nachdem er sich selbst des Erbes der Sponheimer vollends

bemächtigt hatte. Doch auch die Tage seiner Herrschaft in Kärnten waren gezählt. Rudolf von Habsburg, fest entschlossen, des Reiches Rechte zu wahren und des Böhmenkönigs trotigen Sinn zu brechen, erklärte ihn der Lande Österreich und Steiermark für verlustig und belehnte (1275) Philipp von Sponheim mit Kärnten und dem dazugehörigen Theile von Krain und der Mark. Rasch vollzog sich nun in unserem Lande der Abfall von Ottokar. Graf Meinhard von Tirol, dessen Bruder Albert von Görz und die Grafen von Ortenburg rückten mit starken Kriegsscharen in die südlichen Herzogthümer ein und bemächtigten sich derselben zu Gunsten des Reiches. Schon am 21. November 1276 mußte Ottokar auf diese Länder verzichten, und als er im Jahre 1278 den Krieg gegen das Reichsoberhaupt erneuerte, verlor er Schlacht und Leben. Die Reichsverweigerung in Kärnten hatte Rudolf von Habsburg schon 1276 dem Grafen Meinhard von Tirol, seinem alten Freunde und treuen Bundesgenossen, übertragen, und ihn belehnte er auch, zumal Philipp von Sponheim nach einem ruhelosen Leben im Jahre 1279 zu Krems das Zeitliche gesegnet hatte, zum Lohne für die ihm geleisteten Dienste mit dem Herzogthum Kärnten (Mugzburg, 1. Februar 1286), nachdem ihm schon früher Krain und die windische Mark als Pfand für ein Darlehen zugefallen waren. Der neue Herzog unterzog sich bei seinem Regierungsantritt jener eigenthümlichen, angeblich schon seit der Zeit der slavischen Fürsten üblichen Ceremonie, die auch Anastasius Grün im „Pfaff vom Kahlenberg“ poetisch verherrlicht hat. Diese sogenannte Herzogseinsetzung vollzog sich auf dem Fürstenstein bei Karnburg, in der Kirche zu Maria-Saal und auf dem Herzogsthron im Bollfeld. Da Meinhard nur selten in seinem Herzogthume weilte, gelang es ihm nicht, wie er wünschen mochte, hier volle Ruhe und Ordnung aufrecht zu erhalten. Auch der Krieg, den Herzog Albrecht von Österreich und Steiermark, Meinhards Schwiegersohn, mit den Salzburger Erzbischöfen führte, brachte viel Unheil über das Land. Friesach wurde während desselben zweimal (1289 und 1292) von dem Feinde in Brand gesteckt, das Lavantthal erlitt furchtbare Verheerungen und alle Bande der Ordnung schienen gelockert, als der reich begüterte Graf Ulrich von Heunburg sich jenem Bunde steirischer Adeltiger zugesellte, die gegen ihren Herzog Albrecht die Fahne der Empörung erhoben. Auf der bambergischen Feste Griffen, die er in seine Gewalt gebracht, trotzte der Graf monatelang den Herzoglichen. Erst als Meinhards jüngster Sohn Heinrich frische Mannschaften nach Kärnten brachte, gelang es den Herzoglichen unter der Führung Konrads von Aussenstein, den Heunburger am Wallersberge zu besiegen, und als dann seine ganze Grafschaft mit Feuer und Schwert verwüstet wurde, ergab sich der Graf auf Gnade und Ungnade (1293).

Im Jahre 1295 starb Meinhard in Greifenburg und seine Söhne Otto, Ludwig und Heinrich übernahmen gemeinsam das väterliche Erbe. Sie unterstützten die

Habsburger sowohl in dem wieder entbrannten Kampfe mit Salzburg, als auch bei dem Waffengange um die deutsche Königskrone; zu dem Siege Albrechts bei Göllheim half Herzog Heinrich wacker mit. In ihrem eigenen Herzogthum aber Ordnung zu schaffen, gelang ihnen nur in geringem Maße, zumal der jüngste und tüchtigste der herzoglichen Brüder von Ehrgeiz getrieben seine Blicke in die Ferne lenkte. Als Gemal der Prinzessin



Die Herzogseinführung in Kärnten.

Auna von Böhmen erhob er nämlich nach dem Erlöschen des prämyslidischen Mannsstammes Ansprüche auf die erledigte Krone. Er gewann auch die Mehrzahl der böhmischen Stände für sich, verfeindete sich aber mit König Albrecht, der das Land für ein heimgefallenes Reichslehen erklärte und seinem Sohne Rudolf verlieh. Erst nach dessen frühem Tode wurde Heinrich zum böhmischen König gewählt (1307). Albrechts Nachfolger auf dem deutschen Throne, Heinrich VII. von Luxemburg, hielt an der Ansicht fest, daß Böhmen dem Reiche anheimgefallen sei, und trat, um es seinem Hause zuzuwenden, in Verhandlungen mit jenem Theile der Stände, der sich von dem Kärntner

abgewendet hatte. Als endlich der deutsche Königssohn Johann von Luxemburg mit Heeresmacht ins Land rückte, um von dem böhmischen Throne Besitz zu nehmen (1310), mußte Heinrich, von seinen wenigen Anhängern und Bundesgenossen verlassen und fast nur auf die Truppen aus seinen Erblanden angewiesen, Prag den Rücken kehren und in die Heimat ziehen. Den Königstitel behielt er jedoch bis zu seinem Tode bei.

In Kärnten und Tirol erscheint Heinrich, nachdem seine Brüder Ludwig (1305) und Otto (1310) gestorben waren, als alleiniger Herr. Trotz seiner leeren Kassen, trotz seiner mit den Jahren steigenden Schwäche und Unthätigkeit wurde unser König-Herzog jedoch bald eine vielumworbene Persönlichkeit. Denn da er keinen Sohn besaß, waren seine Töchter Adelheid und Margaretha die Erbinnen aller seiner Eigengüter und Weiberlehen, zu denen fast alle tirolischen Grafschaften zählten, und die Luxemburger wie die Habsburger bemühten sich deßhalb, Heinrich, als er nach dem Tode seiner zweiten Gemalin, Adelheid von Braunschweig, an eine neue Ehe dachte, bei seinen Werbungen gefällig und dienstbar zu sein. Johann von Böhmen, der Heinrichs dritter Gemalin Beatrix von Savoyen eine große Mitgift versprochen hatte, setzte es endlich durch, daß sein gleichnamiger Sohn Margaretha (Maultasch) zum Altar führte, und es war bei dieser Gelegenheit bestimmt worden, daß Heinrichs Töchter in den Besitz seiner Länder gelangen sollten, falls er keinen Sohn hinterließe. Kaiser Ludwig der Baier hatte zwar schon früher dem König-Herzog zugestanden, daß ihm in Ermanglung von Söhnen seine Töchter oder ein Gemal derselben auch in den Reichslehen, somit im Herzogthum Kärnten nachfolgen könnten, und es war nur die Bedingung beigefügt worden, daß die Erbeseinsetzung eines Gemals mit des Kaisers Wissen geschehen müsse. Jetzt aber fürchtete Ludwig schon das Anwachsen der luxemburgischen Hausmacht und ging darum mit den Habsburgern Albrecht und Otto, Herzog Meinhard's Enkeln und Heinrichs nächsten männlichen Verwandten, am 26. November 1330 einen geheimen Vertrag ein: der Kaiser versprach, die Habsburger nach Heinrichs Tode mit Kärnten zu belehnen, diese hingegen sagten ihm ihre Hilfe zur Erwerbung Tirols zu. Die österreichischen Herzoge benützten seitdem in kluger Weise jede Gelegenheit, um in Kärnten Einfluß zu gewinnen und so ihre künftige Herrschaft vorzubereiten. Als nun Heinrich anfangs April 1335 aus dem Leben schied, belehnte Kaiser Ludwig die Habsburger noch im Mai zu Linz mit unserem Herzogthum. Die Kärntner leisteten den neuen Landesherren anfangs Juni den Eid der Treue und am 2. Juli unterzog sich Herzog Otto namens seines Hauses der Huldigungsfeier auf dem Zollfeld. Die kriegerischen Versuche der Luxemburger, Kärnten für sich zu gewinnen, blieben ebenso erfolglos wie die diplomatischen, und so entsagte denn König Johann im Frieden zu Enns (9. October) für sich und seine Söhne sowie für Margaretha Maultasch und deren Schwester allen Ansprüchen auf Kärnten und das verpfändete

Krain. Auch die späteren Bemühungen der Söhne Johanns, von Tirol aus Kärnten zu erobern, scheiterten.

Nach Ottos Tode war sein Bruder Albrecht II. (der Weise oder Lahme) alleiniger Beherrscher der österreichischen Länder. Auch in Kärnten sorgte er kraftvoll für Aufrechterhaltung der inneren Ruhe und suchte das Wohl seiner neuen Unterthanen bestens zu fördern. Leider kamen zu seiner Zeit furchtbare Unglücksfälle über das Land. In den Jahren 1338 bis 1340 verwüsteten Heuschreckenschwärme die Felder, im Jahre 1342 traten große Überschwemmungen ein, im Jahre 1348 (25. Jänner) ereignete sich jenes heftige Erdbeben, infolge dessen ein Theil der Südwände des Dobratsch abstürzte, viele Dörfer und Weiler verschüttete und auch Villach, wo gleichzeitig eine Feuersbrunst wüthete, fast ganz zerstörte. In demselben Jahre begann die Beulenpest (der „schwarze Tod“) ihren verheerenden Umzug in Kärnten und raffte Tausende von Menschen hin. Das aufgeregte Volk, welches in allen diesen Schicksalsschlägen Strafgerichte Gottes sah, glaubte nur durch außergewöhnliche Bußübungen den Zorn des Himmels versöhnen zu können und veranstaltete deshalb die mit so vielem Unfug verbundenen Geißlerfahrten. An den Juden rächte das Volk die ihnen zur Last gelegte Entheiligung kirchlicher Gegenstände oder die Übervortheilung in geschäftlichen Dingen durch Mord oder Vertreibung, so insbesondere in Wolfsberg (1338).

Albrechts Erbe wurde sein ältester Sohn, der hochbegabte Rudolf der Stifter, der Tirol für sein Haus erwarb (1365) und so Kärntens Westgrenze schützte. Unter seinen ihm in der Regierung folgenden Brüdern Albrecht III. und Leopold III. brach in unserem Lande ein Aufstand aus, dessen Niederwerfung den Herzogen viele Mühe verursachte. Als die Seele desselben erscheinen die beiden Friedrich von Aussenstein, die Enkel Konrads, die sich bitter gekränkt fühlten durch die Übertragung des Marschallamtes an Rudolf von Liechtenstein und der Landeshauptmannschaft an Konrad von Kraig. Zwei Monate lang wogte der Kampf in der Gegend von Bleiburg, dem Hauptsitze der Empörer. Erst dann, als die Burg vollkommen eingeschlossen, die Stadt eingäschert, die Umgebung verwüstet war, ergaben sich die Aussensteiner den Herzogen. Ihre reichen Güter fielen den Landesfürsten zu, sie selbst wurden zu lebenslänglicher Haft in der Burg Strechau bei Rottenmann verurtheilt. Dort starb der eine der beiden Friedrich, der andere wurde nach 28 Jahren begnadigt und beschloß sein Leben als Domherr in Regensburg.

Sehr abträglich für die Macht der Habsburger erwiesen sich die vielfachen Theilungen ihres Besitzes. Durch eine solche gelangte Kärnten schon 1375 unter die Verwaltung Leopolds III., dem innere Fehden in diesem Lande viel zu schaffen machten. Da in der an Wirren reichen Zeit die Bürger viele Unbilden seitens der Adelligen erfahren mußten, verbanden sich (1386) die Städte St. Veit, Klagenfurt und Völkermarkt zur Abwehr

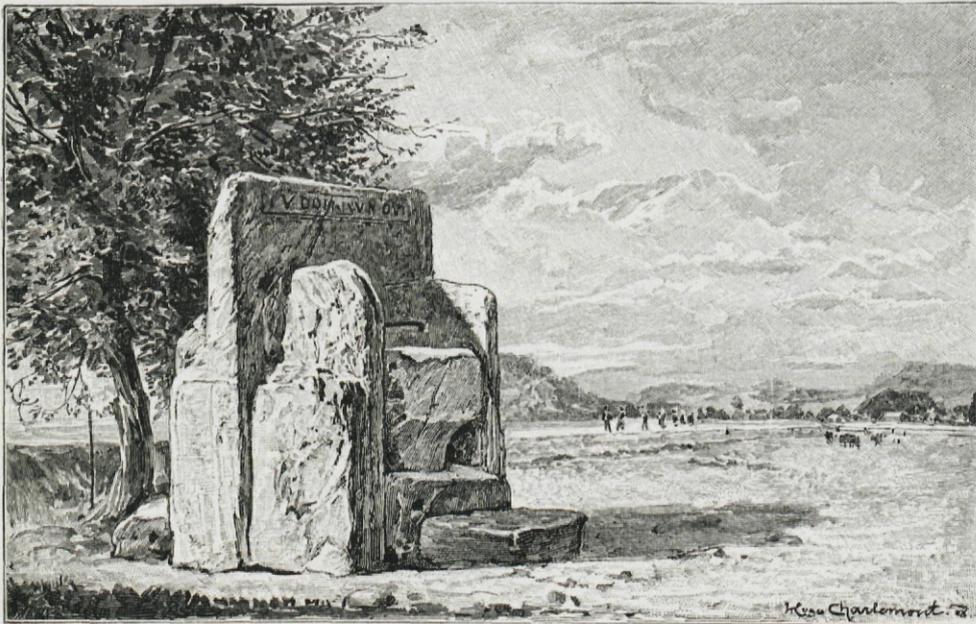
gegen die raublustigen Herren und zur Berathung über gemeinsame Interessen. Nachdem der Herzog bei Sempach den Tod gefunden, führte sein Bruder Albrecht III. in allen österreichischen Ländern die Regierung, nach seinem Hingange aber gab es wegen derselben wieder langdauernde Zerwürfnisse zwischen den Habsburgern. Erst im Jahre 1411, nachdem inzwischen der Parteikampf zu einem wilden Bürgerkriege in Österreich ausgeartet war, kam es zu einer vorläufigen Ordnung der staatlichen Verhältnisse. Ernst der Eiserne, ein Sohn Leopolds III., vereinigte die Herrschaft von ganz Innerösterreich (Steiermark, Kärnten, Krain und die benachbarten kleineren Gebiete) in seinen Händen und empfing dann auch die Huldigung der Kärntner. Er war der letzte Herzog, der sich in der alten ehrwürdigen Form in sein Amt einsetzen ließ (1414).

Während seiner Regierung (1420) erlosch das Grafengeschlecht der Ortenburger. Das reiche Erbe, zu dem auch die Märkte Spittal und Paternion zählten, kam an die mächtigen Grafen von Cilli, die bald darauf eine Fehde mit dem Bischof von Bamberg begannen und später, als Herzog Friedrich V. (seit 1440 römischer König), der Sohn des „eisernen“ Ernst, die Regierung übernommen hatte, auch mit diesem in Streit und Kampf geriethen. Erst 1443 fügten sie sich in Friedrichs Lehensherrlichkeit und sicherten den Habsburgern die Vererbung ihrer Herrschaften Cilli, Sternberg und Ortenburg beim Erlöschen ihres Stammes zu. Dieser Fall trat ein, als Ulrich von Cilli in Belgrad ermordet wurde (1456). Nun säumte Friedrich nicht, auf seine Rechte als Lehensherr und auf den Erbvertrag sich stützend, die meisten innerösterreichischen Herrschaften der Cillier an sich zu bringen.

Die Regierungsperiode Kaiser Friedrichs III. war für Kärnten eine drangsalvolle Zeit, denn fast nie ruhten die inneren Fehden und wiederholt wurde das Land von Einfällen auswärtiger Feinde heimgesucht. Kaum war der Aufstand, den Andreas Baumkircher in Steiermark entzündet hatte und der sich durch dessen Genossen auch in unser Land verpflanzte, niedergeschlagen, als türkische Reitercharen raubend, brennend und mordend durch den Kanter-Paß gegen Bleiburg und von da ins Jaun- und Glanthal vordrangen, von wo sie eine Menge Gefangener mit sich schleppten (1473). Als die Türken zum zweitenmale einfielen (1476), aus dem Savethal über Weissenfels und Willach unter entsetzlichen Verheerungen einerseits bis ins Gurkthal, andererseits ins Jaun- und Lavantthal drangen, da vermochte ihnen wegen ihrer Schnelligkeit das Landesaufgebot keinen Widerstand zu leisten. Diese Mißstimmung bemächtigte sich deshalb der niederen Volksclassen, sie wähten sich sogar von den Herren verlassen, da sich diese bei der Annäherung des Feindes in die festen Plätze retteten. In der Graffschaft Ortenburg bildete sich damals unter der Leitung des Peter Wunderlich ein Bauernbund, der als seinen Zweck die Vertheidigung des Landes gegen die Türken bezeichnete, daneben aber auch

zum Schrecken der Grundherren verschiedene Vortheile oder Rechte für den Bauernstand zu erringen trachtete.

Als im Juli 1478 türkische Renner und Brenner zahlreicher als bisher über Tarvis gegen Villach stürmten, stellten sich ihnen bei 400 bewaffnete Bauern entgegen, die aber größtentheils niedergemacht oder gefangen wurden. Die Raubscharen wütheten dann fast drei Wochen lang in ganz Mittelfärnten und holten sich selbst von den Aamen die dort weidenden Thiere herab; 10.000 Gefangene sollen sie bei ihrem Abzuge mitgeschleppt haben. Kaum waren die Unholde abgezogen, so schritt man daran, die Leiter des Bauern-



Der Herzogsstuhl auf dem Bollfeld bei Maria-Saal.

bundes durch Einkerkung oder Hinrichtung unschädlich zu machen. Neue Bedrängniß erwuchs dem Lande, als der Kaiser mit dem Erzbischof Bernhard von Salzburg in Streit gerieth und dieser bei dem Ungarnkönig Matthias Corvinus Hilfe fand. Ungarische Truppen besetzten (1480) die salzburgischen Plätze in Kärnten und unternahmen von hier aus Raubzüge in die Umgebung, während kaiserliche Söldnerscharen die erzbischöflichen Besitzungen verheerten. Dasselbe Jahr brachte Heuschreckenschwärme und die Pest ins Land. Um das Elend voll zu machen, erschienen auch die Türken wieder (1480, 1483). Der Krieg zwischen den Ungarn und den kaiserlichen Söldnern währte bis zum Tode des Corvinus (1490), dann erst räumten die Ungarn die von ihnen besetzten erzbischöflichen Plätze. Zum Zwecke des Kampfes gegen die Türken hatte Friedrich zwar den geistlichen

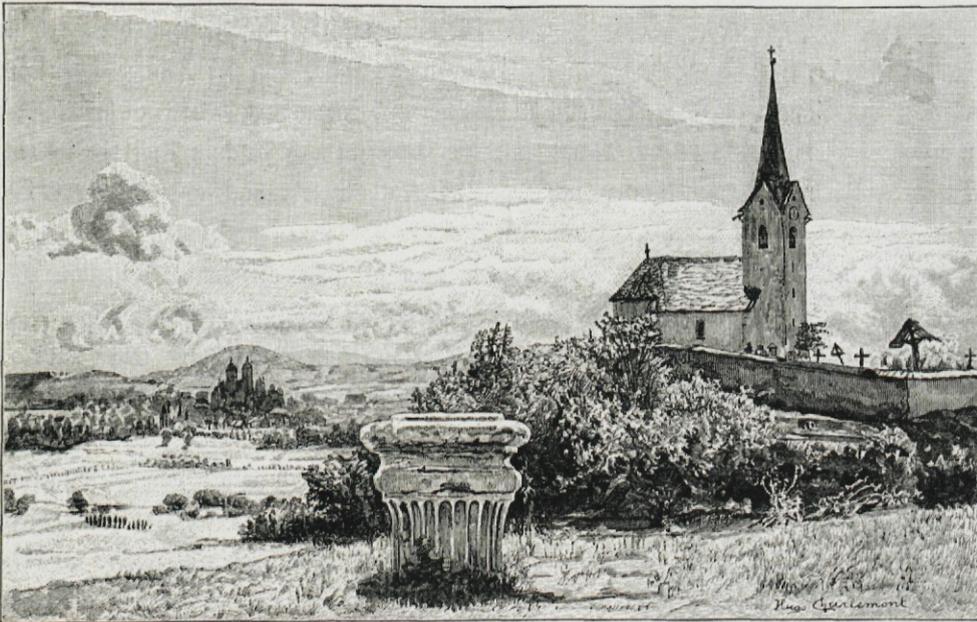
St. Georgs-Ritterorden gestiftet und ihm das Kloster zu Millstatt sammt allen dazu gehörigen Besitzungen überlassen, dieser Orden, dessen erster Großmeister Johann Siebenhirter wurde (1469), vermochte jedoch seine Aufgabe nicht zu lösen, denn es mangelte ihm an Geldmitteln und darum auch an der hinreichenden Anzahl von Mitgliedern.

Als Kaiser Friedrich starb (1493), vereinte Maximilian I. sämtliche Länder des Hauses Habsburg in seiner Hand. Eifrig bemühte er sich, die Wunden zu heilen, die ihnen Kriege und feindliche Einfälle geschlagen, kräftig trat er gegen das Faustrecht auf, sorgsam war er auf Abwehr der Türkengefahr bedacht. In Osterreich legte er ein Zeughaus an. Dem Wunsche der Stände nachkommend, verbannte Maximilian die wieder ziemlich zahlreich gewordenen Juden aus Steiermark und Kärnten (1496). Das Gleiche that auf seinem Gebiete der Erzbischof von Salzburg und etwas später auch der Bischof von Bamberg. Nach dem Tode Leonhards, des letzten Grafen von Görz, fiel dessen Grafschaft alten Erbverträgen gemäß an Maximilian, der nun das untere Pustertal mit Trient, obwohl es bisher einen Theil Kärntens gebildet hatte, dem Lande Tirol einverleibte. So wurde Kärnten auf seine heutigen Grenzen beschränkt (1500).

Jene tiefgehende Bewegung, von der ein großer Theil der Bauernschaft Krains und Südsteiermarks im Jahre 1515 ergriffen wurde und die in der Forderung gipfelte, daß die Grundherren mit den seit alter Zeit üblichen Giebigkeiten zufrieden sein und alle darüber hinausreichenden Abgaben abstellen sollten, drang auch nach Kärnten. In Pustritz bei Griffen tagten am 1. Juni bei 3.000 Bauern und schlossen einen Bund, an dessen Spitze Christof Groß und Georg Mur als Feldhauptleute, dann mehrere Unterhauptleute, Viertelmeister, Redner und „Beiständer“ gestellt wurden. Die Bewegung verbreitete sich auch in das Fann- und Gailthal und nordwärts bis Straßburg und Hüttenberg. Beunruhigt durch diese Vorgänge sammelten die Stände eine größere Truppenmacht und bewältigten allmählig, von kaiserlichen Söldnern unterstützt, den Aufstand. Bei ihrem Zuge durch das Land war die ständische Macht auch vor die Thore der landesfürstlichen Stadt St. Veit gekommen, die Bürger aber, Gefahr für ihre Freiheiten befürchtend, hatten ihr den Einlaß erst nach längerem Zögern zugestanden. Darob verlegt baten Adel und Geistlichkeit den Kaiser um Überlassung der Stadt Klagenfurt, die ihnen bei künftigen Empörungen der Unterthanen als sicherer Waffenplatz dienen sollte. Maximilian willfahrte diesem Wunsche (1518) und die Stände versprachen, Klagenfurt zu einer Festung umzugestalten. Da aber die Erklärung Klagenfurts zu einer ständischen Stadt den Verlust vieler Rechte der Bürger mit sich brachte, geriethen diese in große Besorgniß, welche sich bald auf alle landesfürstlichen Städte und Märkte verpflanzte, weil jetzt alle den Verlust ihrer Freiheit befürchteten. Man schickte mehrere Bürger nach Wels, um den Kaiser um die Zurücknahme der Schenkung zu bitten, aber bevor noch das Gesuch erledigt

wurde, starb Maximilian. Klagenfurt blieb ständisch, ward nun an Stelle von St. Veit die Hauptstadt des Landes und der Stützpunkt der nach immer größerer Macht strebenden Stände.

Unter Maximilians Enkel Ferdinand I. begann für die österreichischen Lande abermals die Türkennoth. Immer schwerer wurden die Opfer an Gut und Blut, die namentlich die Bevölkerung Innerösterreichs für die Grenzvertheidigung bringen mußte, und doch konnte der Feind lange nicht für die Dauer zurückgehalten werden. Die drohende Gefahr veranlaßte die Stände Kärntens, die Befestigung der Landeshauptstadt ernstlich



Der Fürstenstein im Landhaus zu Klagenfurt auf seinem ehemaligen Platze bei Karnburg (im Hintergrund Maria-Saal).

in Angriff zu nehmen und durchzuführen. In diese Zeit fällt aber auch das Vordringen der Lehre Luthers nach Kärnten. Sächsische Knappen wurden die Verkünder derselben in den Bergrevieren der hohen Tauern, Einwanderer aus Schwaben, die in dem nach einem verheerenden Brande eben wieder erstehenden Klagenfurt sich eine neue Heimat gründeten, verbreiteten sie in der Metropole des Landes; zum eifrigsten Förderer der Reformation aber wurde der Adel, der die religiöse Bewegung zur Erhöhung der ständischen Macht auszunützen gedachte. Unglaublich rasch hatte die Reformation Boden gefaßt, während Kaiser Karl V. mit den Häuptern des Protestantismus in Deutschland schon in Krieg gerathen war. Auf der Flucht vor Moriz von Sachsen kam der Monarch und mit ihm der gefangene Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen nach Villach, um

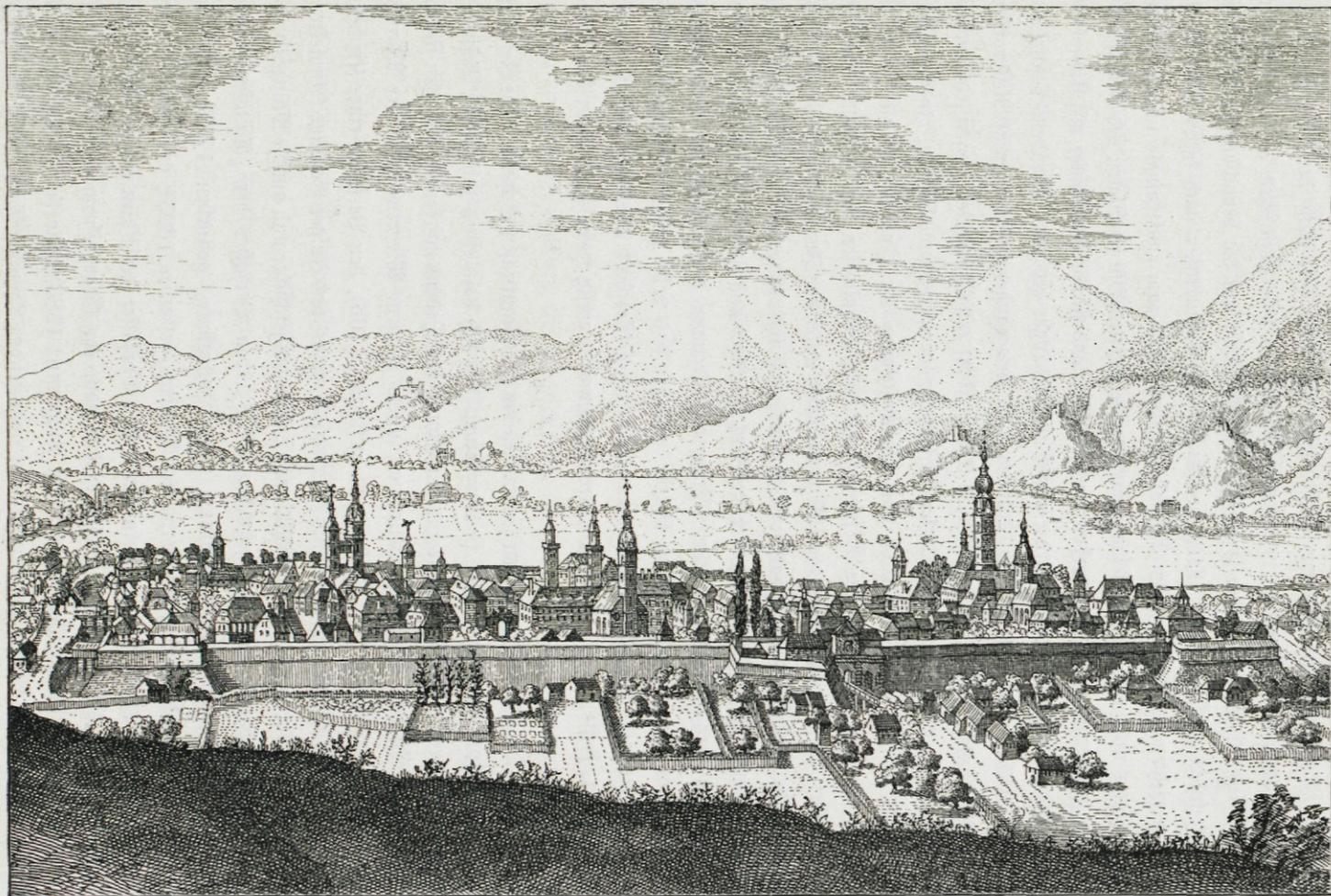
in dieser Stadt vom Mai bis zum Juli 1552 zu verweilen. Auch König Ferdinand erschien zu dieser Zeit in Villach und holte sich die Zustimmung des Kaisers zu dem Passauer Vertrage.

Nach Ferdinands Tode (1564) wurde sein jüngster Sohn Karl Herr von Innerösterreich. Seine ganze Regierung durchzieht der Kampf mit den protestantischen Ständen, die von ihm die Bewilligung freier Religionsübung verlangten und auf jedem Landtage das Begehren nach Gewissensfreiheit stellten, wobei die Steuer- und Truppenbewilligungen, die wegen der Türkengefahr häufig von den Ländern gefordert werden mußten, in hohem Grade ihre Bestrebungen begünstigten. In seiner Bedrängniß gab Erzherzog Karl endlich auf dem Landtage zu Bruck an der Mur (1578) die mündliche Zusage, daß der Adel für sich und seine Angehörigen Religionsfreiheit genießen solle, daß die Evangelischen ihre Kirchen und Schulen in Graz, Laibach, Klagenfurt und Judenburg behalten dürften, daß auch die Bürger der Städte und Märkte in ihrem Gewissen nicht beschwert werden sollten; andererseits hätten die Protestanten sich gegen die Katholiken ruhig und nicht aufhebend zu verhalten.

Da die Stände Manches unternahmen, was die ihnen gemachten Zugeständnisse überschritt, und er befürchten mußte, daß sie es auch auf Beseitigung des Gehorsams in weltlichen Dingen abgesehen hätten, befreundete er sich immer mehr und mehr mit dem Gedanken, eine katholische Gegenreformation in seinen Ländern durchzuführen, und traf einzelne, eine solche vorbereitende Anordnungen.

Karl starb im Jahre 1590 und hinterließ Innerösterreich seinem vom Selbstgefühl des Herrschers beseelten Sohne Ferdinand II. Das Ungenügende vereinzelter Maßregeln erkennend, ordnete dieser eine Action in großem Maßstabe nach jenem Plane an, den Bischof Georg Stobäus von Lavant ihm empfohlen hatte. Die Grundzüge desselben waren: die Verwaltung der Länder und Städte darf nur Katholiken anvertraut werden. Katholiken sollen nicht Landstände werden. Die evangelischen Prediger und Lehrer sind zuerst auszuweisen, hierauf sollen die Bürger und Bauern bekehrt werden und ihre Bücher, Kirchen und Friedhöfe verlieren. Jedermann muß sich schriftlich zum katholischen Glauben bekennen; wer sich dessen weigert, soll Hab und Gut verkaufen und nach Überlassung des zehnten Theiles vom Erlöse an den Staat auswandern.

An die Spitze jener Commission, der die Durchführung der Gegenreformation in Kärnten übertragen wurde und deren Geleite 300 Büchsenjäger bildeten, trat Bischof Martin Brenner von Seckau, der „Regerhammer“. Sie erschien im September 1600 aus Obersteier im Lieserthal und durchzog die meisten Gegenden Kärntens. Ein erfolgreicher Widerstand war den Bürgern und Bauern nicht möglich; wer nicht auswandern wollte, mußte sich unterwerfen. Auch die Stände, die in Klagenfurt — dem Hauptstize und



Klagenfurt um das Jahr 1649.

Bollwerke des Protestantismus in Kärnten — Söldner gesammelt hatten, fügten sich nach einigem Zögern in das Unvermeidliche und widersetzten sich nicht der Befehung der Klagenfurter Bürger. Trohdem verharrten diese bei der protestantischen Lehre, sie hielten sich heimlich Prädicanten oder zogen zum Gottesdienst auf die benachbarten Schlöffer, wo sich solche noch befanden. Weil sie Beichte und Communion nach katholischer Weise nicht verrichten wollten, erschien Bischof Brenyer 1604 zum zweitenmale in Klagenfurt und begann nochmals sein Befehungswerk. Die meisten Bürger fügten sich endlich, die übrigen wanderten aus. Nun wurden die städtischen und ständischen Ämter mit Katholiken besetzt und die Ertheilung des Bürgerrechtes auf Anhänger des alten Glaubens beschränkt. Die Jesuiten, die schon 1598 Millstatt von dem eingegangenen St. Georgs-Ritterorden übernommen und 1603 das Augustinerstift Eberndorf erhalten hatten, zogen jetzt auch in Klagenfurt ein, um durch ihre Thätigkeit die Gegenreformation zu vollenden. Insbesondere bemühten sie sich, den Unterricht und die Erziehung der Jugend in die Hand zu bekommen. Hatten ja auch die Reformatoren dem Schulwesen ihre eifrigste Sorgfalt zugewendet, weil ihnen daran lag, die neue Lehre unter der Jugend zu verbreiten. Als ihre höchste Unterrichtsanstalt hatten sie die adelige Schule oder das ständische Collegium in Klagenfurt gestiftet (1563), an dem der Adel, Prediger und Lehrer, Beamte und Rechtsfreunde sich ihre Bildung erwarben. Einer der Rectoren des Collegiums, Hieronymus Megiser aus Stuttgart (gestorben 1616), verfaßte das erste zusammenhängende Werk über Kärntens Landesgeschichte (*Annales Carinthiae*); Gotthard Christalnik, ein Kärntner von Geburt, Pastor zu St. Veit und Osterreich, sammelte eifrig Handschriften zur Geschichte seines Vaterlandes.

Durch die Gegenreformation fielen auch die protestantischen Schulen. Die Jesuiten eröffneten sofort ein Gymnasium in Klagenfurt, das sich bald eines zahlreichen Besuches erfreute. Unter den in Kärnten bis zur Aufhebung des Ordens wirkenden Jesuiten finden sich mehrere Gelehrte und Schriftsteller von gutem Namen. Wir erwähnen hier Markus Hansiz (aus der Gegend von Völkermarkt, gestorben 1766), der Verfasser einer Kirchengeschichte des südöstlichen Deutschland (*Germania sacra*) und einiger Beiträge (*Analekten*) zur Geschichte Kärntens, den ebenfalls um die Heimatsgeschichte und um die Münzenkunde verdienten Erasmus Fröhlich (gestorben 1758), den Verfasser der „Philosophie der Religion“, Siegmund von Storchenaus (aus Hohenburg, gestorben 1797) und den berühmten Botaniker Franz Freiherrn von Wulfen (gestorben 1805), den Entdecker der nach ihm benannten *Wulfenia carinthiaca* und Verfasser der *Flora norica*. Unter den Schriftstellern des Laienstandes aus der Zeit nach der Gegenreformation nimmt Graf Franz Christof Rhevenhüller (geboren zu Klagenfurt 1588, gestorben 1650) den ersten Rang ein — der Verfasser der neun Bände umfassenden *Annalen Ferdinands II.*, welche

der protestantischen, schwedischen und französischen Partei gegenüber die habsburgischen und katholischen Interessen vor und während des dreißigjährigen Krieges vertraten.

Trotz der eifrigen Thätigkeit, welche die Jesuiten seit ihrer Berufung nach Klagenfurt entfalteten, gab es aber doch, da inzwischen die Frist für die Auswanderung hier und da erstreckt worden war, noch Protestanten in der Hauptstadt. Erst 1627 setzte ihnen Ferdinand II. den letzten Termin bis Weihnachten dieses Jahres und gleichzeitig richtete sich die Gegenreformation auch wider die protestantischen Stände. Schon früher hatte Ferdinand der Aufnahme von Evangelischen unter die Stände seine Zustimmung versagt, 1611 erscheint schon die Hälfte derselben katholisch und 1628 erhielt der protestantische Adel den Befehl, entweder katholisch zu werden oder auszuwandern. Viele Adelige entschlossen sich zur Auswanderung. Mit ihrem Abzuge verlor der Protestantismus seine letzte Stütze in Kärnten, das Land eine ansehnliche Summe geistiger und materieller Kräfte. Das Schicksal der ständischen Macht war auch in Innerösterreich schon seit Ferdinands Sieg auf dem Weißen Berge besiegelt, die Landtage traten nur mehr zusammen, um die vom Landesfürsten verlangten Steuern zu bewilligen.

Die Noth des dreißigjährigen Krieges verspürte auch Kärnten, wenngleich es nicht zum Schauplatz des Krieges geworden war. Durch die hohen Kriegssteuern verarmte das Land, durch die häufigen Truppenstellungen wurde es entvölkert. Allgemeines Elend brach herein, viele Leute starben den Hungertod, Diebe und Räuber lagerten sich an den belebtesten Straßen. Mit hellem Jubel begrüßte man deshalb im Jahre 1648 die Kunde von dem Ende des großen Krieges, und die nun folgende Friedenszeit heilte langsam die schweren Wunden, die er geschlagen. Neue Gefahr brachten die Türkenkriege unter Leopold I. Als der letzte große Osmanensturm sich den Mauern Wiens nahte (1683), zog das Kärntner Aufgebot zur Vertheidigung der steirischen Grenze ab, im Lande selbst wurden alle Vorsichtsmaßregeln getroffen und in die bedrohte Kaiserstadt ging eine Schar von Knappen unter Gschwind von Pöckstein, die dort beim Minenbau vortreffliche Dienste leisteten.

In den ersten Regierungsjahren Karls VI. wüthete im östlichen Theile Kärntens die Pest (1715 und 1716) und raffte über 7.000 Menschen hin. Der Kaiser kam 1728 nach Klagenfurt, um im Landhause die Huldigung der Kärntner entgegenzunehmen, — es war die letzte im Lande selbst vollzogene, der letzte Landesfürst aber, der sie auf dem Herzogsstuhl empfangen, Ferdinand II. (1596). Unter Karl VI. begann vornehmlich in der Gegend zwischen dem Millstätter und Ossiacher See abermals eine religiöse Bewegung. Von den evangelischen Bauern, bei denen sich im Allgemeinen die Anhänglichkeit an die Heimat stärker erwiesen hatte als das Verlangen nach dem öffentlichen Bekenntnisse ihres Glaubens, waren nämlich nur wenige ausgewandert, doch hatte sich bei

einem ansehnlichen Theile der Zurückgebliebenen, wenn sie auch äußerlich den Forderungen der katholischen Kirche entsprachen, die protestantische Gesinnung erhalten. Als nun damals in Tirol und Salzburg die Evangelischen des Landes verwiesen wurden, erregte das Schicksal der Exulanten lebhaftes Mitgefühl bei ihren Glaubensgenossen in Kärnten, und immer offener zeigte sich da, durch vielverbreitete Druckschriften genährt, der protestantische Geist. Trotz strenger Maßregeln der Regierung dauerte die religiöse Bewegung noch einige Jahre fort. Kaum war sie gedämpft, als wieder die durch Karls VI. letzte Kriege nothwendig gewordenen Steuerausreibungen und Truppenaushebungen in einem Theile des Landvolkes Unzufriedenheit und Aufregung hervorriefen. In der Gegend von Willstatt sammelten sich Bauern und Knechte unter der Führung des Paul Zopf, verjagten die Jesuiten aus dem Markte und plünderten denselben, bis die bewaffneten Bürger Spitals dem Unfuge ein Ende machten und die Auführer der verdienten Strafe zuführten (1737).

Mit der größten Opferfreudigkeit unterstützte Kärnten Karls VI. Tochter, als sie den Kampf um das Erbe ihrer Ahnen mit zahlreichen und mächtigen Feinden aufzunehmen gezwungen war. Glücklicherweise tobte die Kriegsjurie nicht auf dem Boden Kärntens und auch die innere Ruhe des Landes wurde während Maria Theresias vierzigjähriger Regierung nur selten gestört. In der „Gegend“, bei Paternion, Hermagor und an anderen Orten regte sich seit 1748 der Protestantismus wieder, weshalb die Regierung abermals Ausweisungen anordnete. Erst später ließ man von der Strenge gegen die Evangelischen ab; 1774 verbot Maria Theresia, ohne ihre Genehmigung Ausweisungen vorzunehmen. Fast alle jene zahlreichen Anordnungen, welche die große Kaiserin zum Zwecke der Neuordnung des Staates traf, übten auch auf das Kärntnerland ihre wohlthätige Wirkung und sie halten das Andenken an die erhabene Regentin im Volke noch heute wach. Es war ein beredtes Zeichen dieser lebhaften Sympathie der Kärntner für Maria Theresia, daß die Stände ihr, als sie mit ihrem Gemal und mehreren ihrer Kinder im Jahre 1765 nach Klagenfurt kam, daselbst das erste Denkmal errichteten — die von Balthasar Moll angefertigte Statue aus Blei, welche nach ihrem Verfall durch das von Pönninger in Erz gegossene Standbild ersetzt wurde, dessen Enthüllung Kronprinz Rudolf im Jahre 1873 vollzog.

Nachdem die Kirchenfürsten von Salzburg und Bamberg bezüglich ihrer kärntnischen Besitzungen schon 1535 das landesherrliche Recht der Habsburger anerkannt, sich zu allen gemeinsamen Lasten verpflichtet und ihren Unterthanen in Rechtsjachen die Berufung an den Landesfürsten zugestanden hatten, brachte Maria Theresia die bambergischen Herrschaften durch Kauf an sich (1759), so daß nunmehr nur noch die salzburgischen ihrer unmittelbaren Regierung entzogen blieben. Sie bestellte den Landeshauptmann, den Vorstand der landesfürstlichen Regierung, auch zum Vorsitzenden der Ständeschaft, welche

Würde seit 1555 der von den Ständen gewählte und in seiner Amtsführung von den „Verordneten“ unterstützte Burggraf bekleidet hatte. Sie unterjagte die Anwendung der Folter, welche auch in Kärnten bis dahin sehr im Schwunge war; sie befahl, daß die Acten über Hexenproceffe ihr noch vor dem Urtheilspruche zur Entscheidung vorgelegt würden. Sie sorgte für die Hebung des von ihr „als Grundlage und größte Stärke des Staates“ geschätzten Bauernstandes, ermäßigte dessen Dienstpflichten gegenüber den Herrschaften und übertrug den Schutz der Bauern vor der Willkür ihrer ständischen Herren den neugeschaffenen Kreisämtern (in Klagenfurt, Villach und Völkermarkt). Das Bisthum Gurk vergrößerte Maria Theresia durch den Willstatter Bezirk, der bis zur Aufhebung ihres Ordens von den Jesuiten selbständig verwaltet worden war; dagegen kam der Kärntner Antheil des Patriarchats von Aquileja nach dessen Aufhebung (1751) an das Erzbisthum Görz. Infolge der von der großen Kaiserin ins Leben gerufenen Reform des Volksschulwesens begann auch in Kärnten ein heilsamer Umschwung auf dem Gebiete des Unterrichts; Klagenfurt erhielt durch sie eine Normalschule. Die materielle Wohlfahrt des Landes förderte Maria Theresia durch mannigfache Anregungen und Verordnungen: behufs Hebung der Landwirthschaft nach jeder Richtung gründete sie (1764) die kärntnische Landwirthschaftsgesellschaft, die älteste unserer Monarchie; sie förderte den Flachsbau und die Leinwandbereitung, regte die Pflanzung von Maulbeerbäumen, die Begründung der Seidenzucht an; unter ihrer Regierung wurden die Kartoffel und der Mais durch den Niederländer Thys im Lande heimisch gemacht. Nachdem der Bergbau auf edle Metalle nach seiner bis in die zweite Hälfte des XVI. Jahrhunderts andauernden Blüte wegen der hohen Productionskosten, der Erschöpfung einzelner Reviere, der Concurrnz durch die Edelmetallschätze der neuen Welt und wohl auch wegen des durch die Gegenreformation veranlaßten Abzuges von Gewerken und Arbeitern in Abnahme gekommen war, suchte Maria Theresia den Hüttenberger Eisenbau durch Einführung einer neuen Betriebsordnung zu heben, welche das Verhältniß der Gewerken zu einander, den Betrieb der Schmelzwerke und den nun nicht mehr durch den altherkömmlichen Straßenzwang und das Niederlagsrecht zu Gunsten einzelner Städte beeinträchtigten Absatz der Erzeugnisse regelte. Einen glänzenden Aufschwung nahm in dieser Zeit die Gewehrfabrication in Ferlach, die unter Ferdinand I. von Waffenschmiedern aus den Niederlanden begründet worden war. In Klagenfurt entstand eine Tuch- und eine Bleiweißfabrik.

Wie bei der Schilderung der Herrscherthätigkeit Maria Theresias, so müssen wir uns auch bei ihrem dem österreichischen Volke unvergeßlichen Sohne und Nachfolger Josef II. auf jene Momente beschränken, die auf die Verhältnisse Kärntens eine besondere Rückwirkung übten. Dies thaten vor Allem des Kaisers Reformen auf dem Gebiete der Rechtspflege, sowie seine mit Recht hoch gepriesenen Maßnahmen zur Besserung der Lage

des Bauernstandes, unter denen die Aufhebung der Leibeigenschaft überall da, wo sie noch bestand, als mit den wohlthätigsten Folgen verbunden erscheint. Nachdem Josef durch das Toleranzpatent den Protestanten Religionsfreiheit und bürgerliche Rechte zugestanden hatte, bekannnten sich auch in Kärnten alle jene, die insgeheim evangelisch geblieben waren, als solche. Ihre Zahl stieg bald auf 14.000, und binnen wenigen Jahren gab es 23 evangelische Bethäuser im Lande. Das Vermögen der aufgehobenen Klöster kam in den Religionsfond, mit dessen Mitteln neue Pfarreien und Schulen dort, wo es an solchen mangelte, gestiftet wurden. Das Schicksal der Auflösung traf in Kärnten nebst mehreren kleinen Klöstern jene zu St. Georgen am Längsee, Ossiach und Arnoldstein (1783), zu Viktring (1786) und St. Paul (1787). Von allen diesen Klöstern erfreute sich nur das letztgenannte der Wiederherstellung. Kaiser Franz berief im Jahre 1809 die Benedictiner der aufgehobenen Abtei St. Blasien im Breisgau, welche indeß eine Unterkunft in Spital am Pyhrn gefunden hatten, nach St. Paul. Josef II. verbot das noch heute an vielen Orten übliche Wetterläuten, er untersagte die beliebten Wallfahrten nach Maria-Saal, auf den Lufchariberg und andere, er traf sogar Anordnungen in Bezug auf die Formen des Gottesdienstes und auf die Ausschmückung der Kirchen und Heiligenbilder, welche nicht selten Argerniß beim Volke erregten, so daß es sich, wie dies zu Stein im Jaunthal, zu St. Georgen am Längsee und in Eisenkappel geschah, der Ausführung des kaiserlichen Befehles widersetzte. Josef gab unserem Lande auch eine neue Diöcesaneintheilung: es wurde nach Auflassung des Görzer, Laibacher und Salzburger Diöcesanantheils, aber unter Aufrechthaltung der erzbischöflichen Rechte Salzburgs unter die Bischöfe von Gurk und Lavant so getheilt (1786), daß die Grenze der früheren Kreise Klagenfurt und Völkermarkt auch die der beiden Bisthümer bildete. Der Fürstbischof von Gurk, Franz Altgraf von Salm, verlegte seinen und des Domkapitels Amtssitz nach Klagenfurt. Über das ganze Kronland erstreckt sich der Gurker Bisthumsprenzel erst seit dem Jahre 1859. Damals wurde der Kärntner Antheil der Lavanter Diöcese der Gurker einverleibt, wogegen zehn Decanate des Marburger Kreises in Steiermark dem Lavanter Bisthum zufielen, das nun seinen Sitz in Marburg nahm.

Wie der ganzen Monarchie, so brachten unter Kaiser Franz die Kriege mit Frankreich auch dem Lande Kärnten eine lange Reihe schwerer Prüfungen, zumal es öfter vom Feinde durchzogen und auf seinem Boden mancher Kampf ausgefochten wurde. Schon im Jahre 1797 rückten die Franzosen durch das Kanalthal in Kärnten ein. Erzherzog Karl konnte trotz des Heldenmuthes seiner Truppen und trotzdem er sich selbst während des Treffens der größten Gefahr preisgab, die Gegend von Tarvis gegen Massenas Übermacht nicht behaupten und zog sich nach Obersteiermark zurück, worauf das französische Hauptheer unter Napoleon in Klagenfurt einrückte (30. März) und sich dann

ebenfalls nordwärts wandte. Andere aus Tirol und über den Loibl heranziehende Heerschaaren des Feindes besetzten nun die Landeshauptstadt, die durch die fortdauernden Lieferungen für die französische Armee sehr hart mitgenommen wurde. Der Vorfriede von Leoben machte dieser Kriegsnoth zwar bald ein Ende, aber schon im Jahre 1800 konnten die in dem wieder ausgebrochenen Kampfe siegreichen Franzosen kraft der Bestimmungen des Waffenstillstandes von Steyr wieder einige Theile des Landes, das Lieser-, Möll- und Oberdrauthal, besetzen und darin bis ins folgende Jahr verbleiben. Als durch den Frieden von Luneville Salzburg an den Großherzog von Toscana fiel, kamen die in Kärnten gelegenen Herrschaften des Erzstiftes an Österreich und wurden 1806 in Staatsgüter verwandelt. Damit war der letzte Rest der mittelalterlichen Theilung Kärntens beseitigt. Im Kriegsjahre 1805 setzten sich die Franzosen abermals in Klagenfurt fest und wieder litt das Land unter ihren Erpressungen und Brandschatzungen. Diese Bedrängniß währte bis in den Februar des folgenden Jahres, weil die Heeresabtheilungen der Generale Massena, Ney und Marmont trotz des schon im December abgeschlossenen Friedens von Preßburg nur langsam nach Italien abmarschirten. Die Verpflegung der feindlichen Truppen, die erzwungenen Geschenke an deren habgierige Befehlshaber und andere Zahlungen hatten dem Lande gegen 1½ Millionen Gulden gekostet. Noch mehr Unheil brachte den Kärntnern das Jahr 1809. Als Erzherzog Johann auf die Kunde von Napoleons großen Erfolgen auf dem deutschen Kriegsschauplatz mit seinem Heere Italien verließ und nach Kärnten zog, folgten ihm die Franzosen auf dem Fuße. Um sie in ihrem raschen Vordringen zu hindern und den Rückzug der österreichischen Armee zu sichern, sollten die Befestigungen bei Malborghet und auf dem Predil so lange als möglich behauptet werden. Die braven Besatzungen beider Plätze erfüllten diese Aufgabe so weit ihre Kräfte reichten. Trotz der geringen Zahl der Mannschaften vertheidigten sie diese Stellungen mit einem Heldenmuth, der ihnen unvergänglichen Nachruhm sichert. In Malborghet commandirte der Ingenieur-Hauptmann Friedrich Hensel nur ungefähr 300 Mann, aber unverzagt wies er die wiederholte Aufforderung zur Ergebung, die der französische Oberbefehlshaber Eugen Beauharnais an ihn richtete, zurück. Glücklicherweise wurden die Sturmangriffe der Franzosen am 15. und 16. Mai abgeschlagen, am dritten Tage aber gewann der Feind, aller Tapferkeit der Besatzung ungeachtet, durch seine Überzahl den Sieg. Es gelang jenen Abtheilungen, welche die das Fort überragenden Höhen erstiegen hatten, in das Innere desselben einzudringen; Hensel ward tödtlich verwundet, die noch übrige ermattete Besatzung überwältigt und gefangen genommen. Mit dem Verluste von 1.300 Mann hat sich der Feind den Besitz der Bollwerke von Malborghet erkaufen müssen. Ähnliche Scenen spielten sich auf dem Predil ab. In dem Fort gebot der Hauptmann Johann Hermann von Hermannsdorf. Die Zahl seiner Leute belief sich auf wenig

mehr als 200 Mann, aber auch er wies jede Aufforderung zur Capitulation kaltblütig zurück. Am 16. Mai begannen die Franzosen das Blockhaus zu stürmen, das wirksame Feuer der Vertheidiger jagte sie jedoch bald von dannen. So auch am folgenden Tage. Und selbst als Hermann am 18. Mai die Kunde vom Falle Malborghets erhielt, wurde er nicht wankend in seinen Entschlüssen, denn er kannte den Werth jeder gewonnenen Stunde für das auf dem Rückzuge begriffene Heer seines Kaisers. Nochmals entbrannte der Kampf, den die über 6.000 Mann zählenden Franzosen in höchster Erbitterung wieder aufgenommen hatten. Eine Schar derselben erklimmt nun die nächsten Höhen, schleudert von dort brennende Fackelkränze in das hölzerne Fort und steckt es so in Flammen. Wie sich das Feuer der Pulverkammer nähert, stürzt Hermann mit seinen Leuten hervor und versucht es, sich durch den dichten Haufen der Feinde durchzuschlagen. Aber bald sinkt er, aus vielen Wunden blutend, zu Boden und mit ihm fällt der Rest seiner Heldenschar. Das Denkmal bei Malborghet und jenes auf dem Predil, beide auf Befehl Kaiser Ferdinands I. in gleicher Weise ausgeführt, sollen die Erinnerung an die ruhmvollen Kämpfe österreichischer Truppen in den „Thermopylen Kärntens“ bei der Nachwelt wach erhalten. Indes hatte Erzherzog Johann Steiermark erreicht. Die Franzosen zogen nach dem Fall der beiden Forts über Klagenfurt und Friesach der Hauptarmee Napoleons zu. Nur kleinere Abtheilungen des Feindes blieben im Lande zurück, die sich unter Ruska in der Hauptstadt sammelten, als der österreichische General Chasteler aus Tirol längs der Drau vorrückte. Vor den Thoren der Stadt und auf dem nahen Kreuzberge entspann sich am 6. Juni ein hitziges Gefecht, nach welchem die Österreicher, vom Feinde weiter unbelästigt, ihren Marsch nach Untersteier fortsetzten. Ruska geberdete sich nun in Klagenfurt als unumschränkter Herr, schwer seufzte die Bevölkerung unter den unaufhörlichen, sich stets steigenden Geld- und Proviantforderungen der Franzosen.

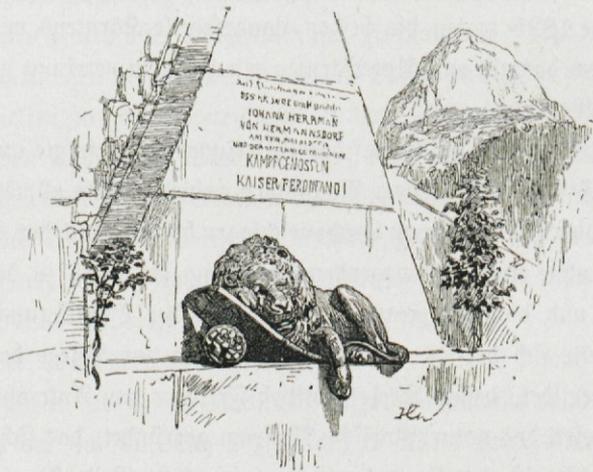
Der schwere Druck der feindlichen Occupation weckte in dem Volke eine tiefgehende Gährung. Man schritt daran, den Landsturm aufzubieten, wofür namentlich Johann Türri sehr thätig war, der am kaiserlichen Hoflager in Lotis einen Plan zum Überfall von Klagenfurt verabredet hatte, Andreas Hofers Aufruf zur Erhebung im Lande verbreitete, Pulver und Blei sammelte und insgeheim den Tirolern und Oberkärntnern zuführte. Schon war es im Oberlande zu Zusammenstößen mit den französischen Besatzungen gekommen, als die Kunde vom Abschlusse des Schönbrunner Friedens anlangte. Zu den Gebieten, die Österreich durch denselben verlor, zählte auch Oberkärnten, es kam nun als ein Theil der illyrischen Provinzen unter französische Botmäßigkeit, während Unter- kärnten einen Kreis des Grazer Guberniums bildete.

Nach vier Jahren verhafter Fremdherrschaft schlug für das Kärntner Oberland endlich die Erlösungstunde, als Österreich an der Seite Preußens und Rußlands in den

großen Befreiungskampf eintrat. Schon im Sommer 1813 eröffnete Feldzeugmeister Hiller auf kärntnischem Boden den Angriff auf die Truppen Eugene Beauharnais', der die illyrischen Provinzen für Napoleon vertheidigen sollte. Nach mehreren Gefechten bei Willach, am Loibl, in der Umgebung von Hermagor und namentlich bei Feistritz im Rosenthal, zu dem Beauharnais selbst Verstärkungen über die Kotschna herbeiführte (6. September), gelang den Österreichern am 19. September der Hauptschlag. Von Hollenburg drang General Becsey ins Rosenthal vor und zwang eine französische Abtheilung zu der beschwerlichen Flucht über die Bertatscha nach Krain; Frimont verjagte den Feind aus Rosegg, dieser räumte auch Willach und behauptete sich nunmehr in der Gegend zwischen Arnoldstein und Pontafel. Auch hier bedrängte ihn Hiller bald von mehreren Seiten, und da indeß Laibach von den Österreichern genommen wurde, gaben die Franzosen auch Tarvis auf und zogen am 11. October aus Kärnten ab. Wenige Tage darauf erkämpften die Verbündeten den herrlichen Sieg von Leipzig, und damit war das Schicksal des französischen Imperators besiegelt. Mit Illyrien fiel Oberkärnten an den vielgeprüften Kaiser Franz zurück. Es wurde dem Laibacher Gubernium untergeordnet, und von alledem, was die Franzosen im Lande geschaffen hatten, blieb nur wenig in Kraft. Aber erst im Jahre 1825 traten die beiden Landestheile Kärntens miteinander wieder in Verbindung, indem damals auch Unterkärnten mit Illyrien vereinigt und der Laibacher Regierung unterstellt wurde.

Die lange Friedenszeit, welche auf den Befreiungskampf folgte und auch nach dem Tode des Kaisers Franz unter seinem Nachfolger anhielt, heilte allmählig die Wunden, die Krieg und Fremdherrschaft unserem Lande geschlagen hatten. Auch das Sturmjahr 1848 verlief in Kärnten, ohne einer wildwogenden Strömung die Bahn zu öffnen, wiewohl das Parteigetriebe und die Aufgeregtheit einen Theil der Bevölkerung ergriffen hatte. Im Jahre 1846 hatte sich der Kärntner Geschichtsverein zur Pflege des Studiums der Heimatsgeschichte gebildet, dessen Seele Gottlieb Freiherr von Ankershofen wurde, und zwei Jahre später wird das naturhistorische Museum gegründet, das sich die Erforschung der natürlichen Verhältnisse des Landes angelegen sein läßt. Beide Vereine haben in dem Prachtbau des 1884 eröffneten Rudolfinums ihr eigenes Heim gefunden. Die Erhebung aus der erschlaffenden Einwirkung patriarchalischer Zustände, die Periode des allseitigen Aufschwunges begann jedoch wie im ganzen Reiche so auch in unserem Lande erst mit der Regierung Franz Josephs I., unseres erhabenen Herrn, von dessen Hochherzigkeit, Großmuth und Huld es im reichlichsten Maße Beweise erhalten hat und dessen Anwesenheit im Lande (1850, 1856, 1882, 1885) zu den begeistertsten patriotischen Kundgebungen Anlaß bot. Seine Selbständigkeit erlangte Kärnten im Jahre 1849 wieder; es wurde damals aus seiner Verbindung mit Krain gelöst und bildet seitdem ein eigenes

Kronland. Zur Beforgung der eigenen Angelegenheiten, zur Vertretung der besonderen Interessen des Landes ist seit 1861 der Landtag berufen. Die Schienenwege, die in Kärnten während der Jahre 1863 bis 1879 eröffnet wurden, haben es in den Weltverkehr einbezogen, und nun kommen alljährlich zahlreiche Fremde, unser mit Naturschönheiten so reich ausgestattetes Alpenland bewundern und lieben zu lernen. Als Venetien im Jahre 1866 an das junge Königreich Italien überging, wurde Kärnten eine Grenzmark Österreichs gegen den welschen Nachbarstaat und gewann dadurch eine erhöhte Wichtigkeit in militärischer, handelspolitischer und staatlicher Hinsicht. Und welche herrlichen Fortschritte es Dank der eigenen Kraft und Tüchtigkeit, sowie der vielseitigen wirksamen Förderung durch die kaiserliche Regierung in der neuesten Zeit in seiner productiven Thätigkeit gemacht hat, das bewies in glänzender Weise die Landesausstellung im Jahre 1885. Auf allen Gebieten der Land- und Forstwirthschaft, des Gewerbes und der Industrie, des Volks-, Mittel- und Fachschulunterrichts offenbarte sich ein gedeihliches, zu den schönsten Erwartungen berechtigendes Schaffen.



Das Denkmal für Hauptmann Hermann auf dem Freibil.



Physische Beschaffenheit der Bevölkerung in Kärnten und Krain.

Die Bewohner des Kronlandes Kärnten präsentiren sich in der Regel als wenig gutgenährte Leute von hagerem Körperbau. Der Körpergröße nach nähert sich, soweit dies aus den Assentirungslisten entnommen werden kann, die Bevölkerung von Kärnten jener von Salzburg und hält so ziemlich die Mitte zwischen jener von Niederösterreich und Krain. Die Zahl der Unterwüchsigen ist geringer als im Wiener Militär-Territorialbezirke, ebenso jene der Kleinen; hingegen erheben sich die über 170 Centimeter großen Leute auf nahe drei Zehntel der Assentirten. — Der Umstand, daß der Ergänzungsbezirk Klagenfurt in Bezug auf die Körpergröße günstigere Resultate ergibt als andere deutsche Bezirke, ist offenbar auf Rechnung der vielen Slovenen zu stellen, die in Klagenfurt zur Assentirung kommen.

Die Deutschen Kärntens bilden gleich den Deutschen in Steiermark ein Mischvolk, wie dies am deutlichsten aus der Untersuchung der Augen- und Haarfarbe und aus der Betrachtung des Schädelbaues hervorgeht. Der rein blonde Typus (blauäugig und blondhaarig) ist in Kärnten unter den Schulkindern mit 17.1 Procent vertreten, ein im Vergleich mit nordischen Ländern auffallend geringer Procentsatz. Sieht man vom rein blonden Typus ab, welchen die Alten als bei den Kelten und Germanen vorhanden rühmten, und nimmt man bloß auf die Individuen mit blonden Haaren oder blauen

Augen Rücksicht, so erhält man für erstere 44·3 Procent, für letztere 26·6 Procent. Diese Daten haben jedoch für die Erwachsenen keine Geltung, da erfahrungsgemäß in einer erheblichen Anzahl von Fällen mit zunehmender Entwicklung die helle Complexion in die brünette umschlägt, ein Verhalten, welches mit Entschiedenheit für die Kreuzung der Deutschen Kärntens mit einem fremden Volke von dunkler Complexion spricht. Daß die siegenden Germanen die Complexion der Besiegten oder doch Absorbirten annahmen, erklärt sich aus der großen Empfindlichkeit, die der pigmentarme Organismus dem Pigmente gegenüber zeigt. Auch die Untersuchung der unter den Deutschen Kärntens vorkommenden Schädelformen lehrt, daß von einer Typenreinheit nicht mehr die Rede ist; überall, selbst in den entlegensten Ortschaften fanden sich, wenn auch die Procentsätze der einzelnen Formen variirten, doch stets mehrere Typen vor. Nach dem Verhältnisse der Schädellänge zur Schädelbreite sind unter 1.546 Schädeln aus Kärnten 34 Procent langköpfig, darunter 5·7 Procent hohen Grades dolichokephal (Länge : Breite = 100 : 75 oder darunter), die übrigen mesokephal (Länge : Breite = 100 : 75·1 bis 80); kurzköpfig (brachykephal) sind 66 Procent, darunter nur 19 Procent hohen Grades (hyperbrachykephal, Länge : Breite = 100 : 85 oder darüber).

Bei Rücksichtnahme auf ausschließlich deutsche Bezirke Kärntens steigt der Procentsatz der Dolichokephalen um 1 Procent, während die Hyperbrachykephalen abnehmen. Unter 981 Schädeln aus solchen Bezirken sind 35 Procent langköpfig (dolichokephal und mesokephal) und 65 Procent kurzköpfig, davon jedoch bloß 17 Procent hyperbrachykephal. Verglichen mit den im Kronlande Steiermark gewonnenen Resultaten gelangt das höchst bemerkenswerthe Ergebnis zutage, daß die langköpfige Form in Kärnten um 10 Procent häufiger auftritt, die Hyperbrachykephalen hingegen erheblich abgenommen haben. Diese Erscheinung ist nicht leicht zu erklären, obwohl man mit einiger Wahrscheinlichkeit annehmen kann, daß sie auf einer dichteren Vertretung des dolichokephalen Elementes unter den germanischen Einwanderern Kärntens beruht. Es könnte aber auch an eine Absorption einer in vorgermanischer Zeit in Kärnten angesiedelten dolichokephalen Bevölkerung gedacht werden, womit die Thatsache stimmen würde, daß die Gräberfunde Innerösterreichs aus vorgermanischer Epoche vorwiegend dolichokephaler Schädel aufweisen. Nach den aufgestellten Ziffern wären nur gegen zwei Drittel der Deutschen Kärntens kurzköpfig. Der Procentsatz der Langköpfe steigert sich aber erheblich, wenn man die Schädel nicht nach der üblichen gekünstelten Classification rangirt, sondern auch der Betrachtung nach dem Augenmaße einigen Werth beimißt. Man begegnet nämlich Schädelformen, die nach der numerischen Classification (Länge : Breite = 100 : 80 bis 81) zu den Kurzköpfen zählen, die aber, dem Langbau nach zu urtheilen, mit mehr Recht den Langköpfen zugerechnet werden sollten. Zu dieser Gruppe von Schädeln, wahrscheinlich Mischformen, in denen der

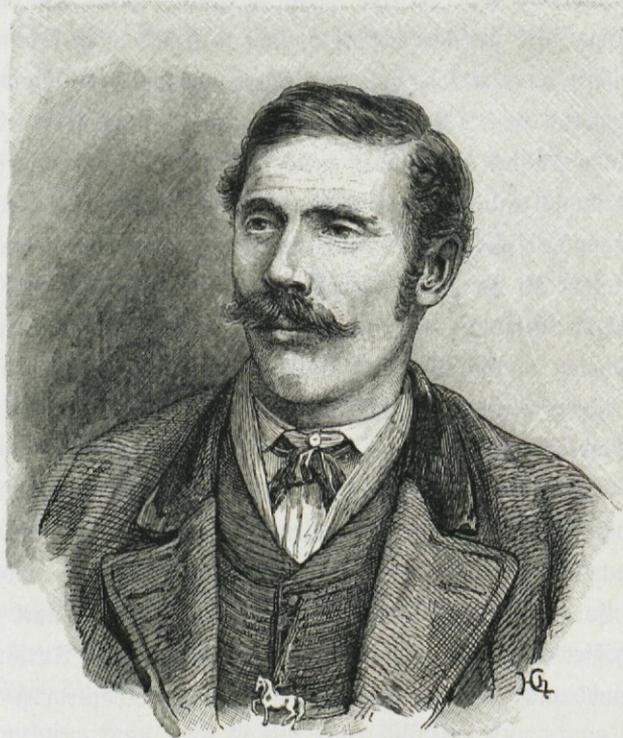
ursprüngliche germanische Typus noch zum Durchbruch gelangt, gehören zwischen 15 und 20 Procent der Brachycephalen. — Der langköpfige Typus wäre demnach in reiner oder gemischter Form noch in mehr als der Hälfte der Fälle vertreten, wobei aber zu bemerken ist, daß die zumftmäßig als dolichokephal anerkannten Formen (5·7 Procent) auf alle Fälle in der Minorität bleiben. Die Langköpfe sind in mehreren Abarten vertreten, und zwar als Reihengräbertypus, lange schmalgesichtige Köpfe, bei welchen die Schädelhöhe der Schädelbreite nahesteht oder dieselbe sogar übertrifft; ferner ähnliche Formen, bei welchen aber der Unterschied zwischen Schädelbreite und Schädelhöhe bedeutend zu Gunsten der ersteren ausschlägt; dann mesokephale und überhaupt lange (dolichoide) Schädel derselben Form und endlich in 3·9 Procent der Fälle Schädel, welche überdies noch durch besondere Größe ausgezeichnet sind (Index mesokephal oder leicht brachykephal).

Den Gesichtstypus anlangend, zeigt die Mehrzahl der Langköpfe schmale (leptoprosope) und orthognathe Gesichtskelete mit weitgeöffneten Augenhöhlen und enger Nasenöffnung. Der Rest von 26 Procent ist durch eine breite Gesichtsförm (Chamäprosope) gekennzeichnet. Auch die Kurzköpfe enthalten mehrere Varietäten oder Typen, unter welchen die Hyperbrachycephalen am auffallendsten sind. Zumeist handelt es sich um, durch Kürze und Breite ausgezeichnete Schädel mit schwach gewölbtem oder flachem Hinterhaupt. Das Gesicht ist in 64 Procent der Fälle schmal (leptoprosope) und nur 36 Procent zeigen eine gedrungene breite Gesichtsförm (chamäprosope). Die Augenhöhlen und Nasenöffnungen sind zumeist wie bei den Dolichokephalen geförm, erstere nämlich weit, letztere schmal.

Eine constante Combination der zwei Haupttypen der Augen- und Haarfarbe mit bestimmten Schädelformen läßt sich hier ebenso wenig als in Steiermark nachweisen. Es wird vielmehr auch hier beobachtet, daß die genannten körperlichen Attribute bunt durcheinandergemengt und auch ziemlich unabhängig von der Körpergröße nebeneinander vorkommen.

Unter der vollberechtigten Annahme, daß die germanischen Stämme ursprünglich einen mehr einheitlichen Typus darboten und zur Dolichokephalie hinneigten, kann das Vorkommen des brachykephalen, vielfach brünetten Typus und die Metamorphose der hellen Complexion im Laufe der individuellen Entwicklung kaum anders als durch Kreuzung der Germanen mit einem brünetten Volke erklärt werden. Die Provenienz dieses fraglichen Volkes ist dormalen nicht discussionsreif. Eine Kreuzung mit den Slaven, die vielfach herangezogen wurde, wenn von den typischen Verschiedenheiten unter den modernen Deutschen die Rede war, vermag die Sache nicht zu erklären. Unleugbar bildeten und bilden auch heute noch die Slovenen eine Quelle, aus der fremde, einerseits typisch-slavische, andererseits von den Slaven selbst absorbirte blonde und brünette Elemente den Deutschen zufließen, wie dies, abgesehen von anderen Momenten, allein

schon aus den vielen slavischen Personennamen hervorgeht, die unter den Deutschen Innerösterreichs vorkommen. Aber alles dies reicht noch nicht hin, um die typische Abänderung, welche unter den Deutschen beobachtet wird, dem Verständnisse wesentlich näher zu bringen. Man könnte auch an Reste eines nicht slavischen Volksstammes denken, auf den die Germanen bei ihrem Vordringen gegen Innerösterreich stießen, indessen liegen derzeit aus der vorgermanischen und voroslavischen Epoche Innerösterreichs zu wenig



Typus eines Deutschen aus Kärnten.

Befunde vor, um positive Ausprüche zu fällen. Fast scheint es aber, als sollte man in dieser Frage das Schwergewicht nicht nach Innerösterreich verlegen, sondern eher der Anschauung zuneigen, daß die brachycephalen Elemente bereits unter den einwandernden germanischen Stämmen vertreten waren.

Krain ist nahezu ein fast rein slovenisches Land; die Deutschen beschränken sich auf die Stadt Laibach mit 23 Procent, auf die Gottschee mit 72 Procent und den nachbarlichen Gerichtsbezirk Rudolfswerth mit 11 Procent.

Bei den Slovenen lassen sich ähnliche typische Gegensätze wie bei den Deutschen beobachten. Auch unter den Slovenen tritt neben dem brünetten Typus ein blonder auf, und da die helle Complexion massenhafter unter den Kindern vorkommt als unter

den Erwachsenen, so ist die nachträgliche Bräunung eines Theiles der Blonden nicht zu bezweifeln. Verglichen mit Kärnten nimmt der blonde Typus, trotzdem das ethnische Bild ein wesentlich geändertes ist, nur um 1·1 Procent ab. Der Procentsatz der Blondhaarigen sinkt um 3 Procent, während die Blauäugigkeit um 2·2 Procent steigt. Die Grauäugigen nehmen um ein Geringses zu, und zwar von 34·7 Procent auf 35·6 Procent. Der Procentsatz der rein Blonden und der Lichthaarigen ist einerseits zu groß und die



Typus einer Deutschen aus Kärnten.

diesbezüglichen Unterschiede zwischen den Slovenen und den Deutschen Kärntens sind zu gering, als daß die Verhältnisse in Krain eine andere Auffassung zuließen als in Kärnten. Die unter den Krainer Slovenen vorkommende Abänderung der Haarfarbe spricht vielmehr gleichfalls dafür, daß die Slovenen, ähnlich den Deutschen Kärntens, Abkömmlinge einer ursprünglich durchwegs blond gewesenen Race repräsentiren und durch Kreuzung mit einem brünetten Volke die besprochene Abänderung erfahren haben. Die Zahl der Individuen mit dunkler Complexion (braune oder schwarze Haare, braune Augen) hat im Vergleiche mit Kärnten, was sehr bemerkenswerth zu sein scheint, um 2·2 Procent abgenommen, sie ist von 27·8 Procent in Kärnten auf 25·6 Procent in Krain gesunken, während innerhalb der dunklen Complexion der speciell schwarze Typus erheblich

zugenommen hat. Die Slovenen sind demnach strenge genommen nicht viel brünetter als die Deutschen, was gleichfalls beweist, daß das Gros der brünetten Deutschen Kärntens nicht ausschließlich aus einer Vermischung mit Slovenen hervorgegangen sein kann.

Einigermassen anders stellt sich die Sache hinsichtlich des rein schwarzen Typus (schwarze Haare, braune Augen), der von 2·8 Procent in Kärnten auf 4 Procent in Krain gestiegen ist. Dasselbe Resultat kommt zum Vorschein, wenn man, von der Augenfarbe



Typus eines Slovenen aus Krain.

absehend, nur die Schwarzhaarigen hervorhebt. Die Verhältniszahlen betragen dann 4·3 : 7·6 Procent. Der Einfluß einer schwarzhaarigen Race macht sich somit hier geltend.

Auch die Betrachtung der unter den Slovenen vorkommenden Schädelformen ergibt eine Reihe von bemerkenswerthen Typen; nirgends fand sich nur ein Typus vor. Unter 200 Schädeln, zumeist aus aufgelassenen Weinhäusern stammend, sind 79·7 Procent kurzköpfig, davon 42·5 Procent hyperbrachykephal und nur 20·3 Procent langköpfig (davon 0·8 Procent rein dolichocephal). Unter den Brachykephalen zeigen 13 Procent den langköpfigen Bau, so daß noch immer 33 Procent Langköpfe 67 Procent Kurzköpfen gegenüberstehen. Auffallend ist die hohe Quote der Hyperbrachykephalen, namentlich

wenn man Kärnten zum Vergleiche heranzieht, wo diese Form nur 19 Procent beträgt, also um volle 23 Procent weniger. Die Slovenen übertreffen in dieser Hinsicht sogar das durch reichliches Auftreten von Hyperbrachycephalen ausgezeichnete Deutschtirol, welches 33·6 Procent Hyperbrachycephale aufweist. Es ist wahrscheinlich, daß einst die Hyperbrachycephalen vorwiegend mit dem brünetten Typus zusammenfielen, gleichwie man anzunehmen berechtigt ist, daß die Dolichoképhalen hauptsächlich unter den Blonden



Typus einer Slovenin aus Krain.

auftraten. Die Varietäten der Schädelformen anlangend, sind die Mesoképhalen am häufigsten, 19·5 Procent; rein Dolichoképhale sind sehr selten und der Reihengräbertypus findet sich gar nicht vertreten. Unter den Brachycephalen stößt man erstens auf die auch unter den Deutschen Kärntens vorkommenden leptoprojopen Kurzköpfe, zweitens auf eine sehr auffallende typische Form und drittens auf atypische Formen, die noch häufig eine Annäherung an eine der beiden früheren Typen zeigen. Die als auffallend typische Form bezeichnete Varietät (25·5 Procent) sticht durch nachstehende Eigenschaften hervor: der Schädel ist in der oberen Ansicht kurz und breitoval, im Profil hoch, in der Ansicht von hinten breit, hoch und abgeplattet.

Sehr charakteristische Merkmale zeigt auch das Gesichtskelet. Im Allgemeinen unterscheidet sich der Gesichtstypus der Slovenen von dem der Deutschen durch das Vorwalten der Breitendurchmesser, Vorspringen der Jochbrücke und der Backenknochen. Unter den Slovenen sind 61·1 Procent Chamäprosofop. Diese Chamäprosofie combinirt sich in 11·1 Procent der Fälle mit einer Gesichtsbildung, die neben den eben aufgezählten chamäprosofopen Eigenschaften auch noch durch starke Schrägstellung (Prognathie) des Gesichtskelets, breite, gerundete, stark vortretende Oberkieferzahnfortsätze, enge niedrige Augenhöhlen, vorspringenden, aber an der Wurzel sattelförmig vertieften Nasenrücken und weite Nasenhöhlenöffnung ausgezeichnet ist, Attribute, die dem Gesicht einen fremdartigen, finsternen und rohen Ausdruck verleihen und für einzelne Völker mongolischer Abstammung charakteristisch sind. Mit Rücksicht auf die Schädelform combinirt sich der mongoloide Gesichtstypus in 5 Procent mit Mesokephalie, in 6 Procent mit der vorher ausführlich geschilderten Varietät der Brachykephalie. Nur wenn man die Vollcombination berücksichtigt, ist der Procentsatz des mongoloiden Typus gerade nicht bedeutend. Dieser erhöht sich aber wesentlich, wenn man auch das Vorkommen einzelner dieser Attribute beachtet; unter den atypischen Fällen findet man nämlich ein solches häufig. Der mongoloide Typus tritt vereinzelt auch unter den Deutschen Innerösterreichs auf und dürfte durch Contact mit Slaven erworben worden sein.

Welche von den geschilderten Formen ist nun als die ursprünglich slovenische anzusehen? Der Reihengräbertypus fehlt unter den Slovenen vollständig, extreme Dolichokephale treten nur ausnahmsweise auf, Langköpfe geringeren Grades kommen schon häufiger vor, befinden sich aber gegenüber den Kurzköpfen in der entschiedenen Minorität. Unter den Kurzköpfen sind die sehr breiten Formen besonders stark vertreten, viel stärker als unter den Deutschösterreichern. Kein deutscher Volksstamm, nicht einmal die durch Hyperbrachykephalie ausgezeichneten Tiroler können sich in dieser Hinsicht mit den Slovenen messen. Dieses Moment würde wohl dafür sprechen, daß die hyperbrachykephale Form die typisch slovenische Schädelform repräsentirt. Auch der Vergleich von Schädeln aus der prähistorischen und der historischen Zeit ist dieser Anschauung günstig, denn wir sehen wie mit dem Eindringen der Slovenen die physischen Körperverhältnisse der Krainer sich ändern. Von den prähistorischen Schädeln Krains sind: dolichokephal 41·7, mesokephal 33·3, brachykephal 25·0, hyperbrachykephal 0·0 Procent. Unter den modernen Schädeln derselben Provinz: dolichokephal 0·8, mesokephal 19·5, brachykephal 37·2, hyperbrachykephal 42·5 Procent. Diese Zahlen sind äußerst instructiv, sie lehren, wie wesentlich sich die Verhältnisse in Krain seit der Bronzezeit geändert haben. Anfänglich überwiegen die Langköpfe — ähnlich wie dies in den deutschen Provinzen Österreichs der Fall war — und es fehlen die Hyperbrachykephalen, während später, wie auch jetzt,

die extremen Kurzköpfe den stärksten Procentsatz stellen, die extremen Langköpfe dagegen verschwinden. Es fehlt in der älteren Periode Krains gerade die Form, die unter den Slovenen so häufig ist, so daß man wohl mit einiger Berechtigung die Hyperbrachycephalen als typische Slovenen bezeichnen sollte. Diese Anschauung erhält eine wesentliche Stütze in Befunden aus erwiesenen slavischen Grabstätten der Völkerwanderungszeit. Wenn nichtsdestoweniger dieser Schluß nur zaghaft gezogen wird, so rührt dies eben daher, daß in Gräbern derselben Periode neben charakteristisch slavischen Beigaben dolichokephale Schädel angetroffen wurden.

Wir hätten demnach unter den Slovenen drei verschiedene Elemente zu unterscheiden: nämlich die schmal- und breitgesichtigen Kurzköpfe, die theilweise mit den unter den Deutschen Innerösterreichs vorkommenden Brachycephalen sich decken, ferner die Kurzköpfe mit ausgesprochen mongoloider Gesichtsbildung, die zum Theil avarischen Ursprungs sein dürften, und endlich die Langköpfe, welche möglicherweise Reste der voroslavischen Bevölkerung vorstellen.

Den Körperwuchs anlangend lehren die statistischen Angaben, daß die Slovenen ein größeres Contingent von hochgewachsenen Leuten stellen als die Deutschen. Die einschlägigen Daten in dem militär-statistischen Jahrbuche für das Jahr 1885 lehren, daß unter tausend zur Assentirung Vorgeführten die Quote der Untermäßigen in Krain am geringsten ist. Die Zahl der Kleinen (bis 160 Centimeter) ist in Krain gleichfalls geringer als in anderen Militär-Territorial-Bezirken; die der Mittelgroßen (160 bis 170 Centimeter) weicht von den in anderen Bezirken gewonnenen Ergebnissen nicht ab. Die Zahl der Großen (über 170 Centimeter) hingegen ist erheblich gestiegen und Krain wird in dieser Beziehung überhaupt nur noch von Dalmatien übertroffen. Verglichen mit den in nieder- und oberösterreichischen Ergänzungsbezirken erhaltenen Resultaten, ergibt sich für Krain eine Zunahme der Großen um volle 11 Procent. Abgesehen von der Körpergröße fallen noch zwei Formeigenthümlichkeiten, namentlich bei den hochgewachsenen Krainern auf, nämlich einerseits mehr hagere, gracile Gestalten mit scharf gezeichnetem mimischen Ausdruck und andererseits kräftige, plumpe Erscheinungen mit breiten, dicken, grob modellirten Gesichtern. Der gedrungene Körperwuchs, der unter den Deutschen Innerösterreichs vielfach sich bemerkbar macht, kann nach diesen Resultaten kaum der Kreuzung mit den Slovenen zugeschrieben werden. —

Die Gottscheer. Die physische Beschaffenheit dieses merkwürdigen Völkchens deutscher Abstammung ist noch nicht genügend erforscht. Bisher liegen bloß die Angaben über die Haar- und Augenfarbe vor, während über die unter den Gottscheern vorkommenden Schädeltypen nichts bekannt ist. Was die Haar- und Augenfarbe anbelangt, so ergab die Untersuchung der Gottscheer Schulkinder 45·3 Procent blondhaarige, darunter 17·6 Procent

mit rein blonden Typen, 25.9 Procent brünette und 7.6 Procent schwarze; der Rest (21.2 Procent) entfällt auf Mischformen. Der rein blonde Typus und die Blondhaarigen sind demnach etwas stärker vertreten als unter den Deutschen in Kärnten, die Brünetten haben um 2 Procent abgenommen, die rein Schwarzen hingegen erheblich zugenommen, von 2.8 Procent in Kärnten auf 7.6 Procent. Sie übertreffen in dieser Beziehung sogar die Slovenen, unter denen nur 4 Procent rein schwarz sind. Die Gottscheer sind, hiernach zu schließen, stark mit brünetten Elementen durchsetzt, selbst stärker als die Slovenen, was klar und deutlich darauf hinweist, daß sie diese anatomische Eigenthümlichkeit nicht erst in Krain acquirirt, sondern aus ihrer ursprünglichen Heimat importirt haben. — Das bisher der Untersuchung zugänglich gewesene Schädelmateriale, welches allerdings nicht ausreicht, sichere Schlüsse zu ziehen, würde den Gottscheern einen Platz unter den leptoprosopten Langköpfen anweisen.





Das Güttenberger Knappensfest, Gailthaler Gürtel,
Gold- und Kärntnerhaube.

Zur Volkskunde Kärntens.

Volkscharakter, Trachten, Sitten
und Bräuche.

Das herrliche Alpenland Kärnten bewohnen zwei Nationalitäten, nämlich Deutsche und Slovenen. Die Slovenen haben ihre Ansiedelungen in den Landgebieten am rechten Ufer der Drau in den südöstlichen, südlichen und südwestlichen Theilen des Landes. Die Deutschen bewohnen die übrigen Gebiete Kärntens.

Wenn man den Deutschkärntner charakterisiren sollte, so müßte man ihn im Allgemeinen als einen grundehrlichen, biederen, gemüthlichen und sinnlich

veranlagten Menschen bezeichnen. Im Speciellen haben die Thal- und Bergbewohner Kärntens ihren originellen Grundzug, an welchem sie sich haarscharf von einander unterscheiden. Während der Möll-, Lieser- und Drauthaler berechnend, klug, nüchtern und wißbegierig ist, ist der Glanthaler und der Bewohner des Gurkthales mit Ausnahme des obersten Theiles wie der Krapfelder mehr leichtlebig, fangeslustig, übermüthig und mitunter auch rauslustig. Während der Bewohner der „Gegend“ und des Feldkirchener Bezirkes sich mehr oder weniger durch eine gewisse Urbanität und Freundlichkeit vortheilhaft auszeichnet, hat der geistig geringer begabte Lavantthaler gerne Rechtshändel und zeigt eine starke Neigung zur Sinnelust.

Das Ideal des gemüthvollen Kärntners ist sein — Lied. In dasselbe legt er seine Freude und seinen Schmerz, sein Hoffen und Lieben, sein Neiden und Hassen. Ob der Originalität hat das Lied auch eine gewisse Berühmtheit erlangt und ist gefeiert weit über die Marken Oesterreichs hinaus.

Die Slovenen, welche gemischt mit Deutschen das Kanaltal, das untere Gailthal, von Billach abwärts das Rosenthal, dann das Faunthal und theilweise das Lavantthal bei Lavamünd und Unterdrauburg bewohnen, sind weit genügsamer und anspruchsloser als der deutsche Kärntner. Wenn nur Haiden und Hirse gut gerathen, so ist er schon zufrieden, denn Sterz und Brein sind die Hauptgerichte der hierländigen Wenden. Stockwindische, das sind Leute, die nur windisch allein sprechen, findet man selten. Der größte Theil der slavischen Bevölkerung ist der deutschen Sprache vollständig oder theilweise mächtig. Der windische Bauer schickt nicht selten seine Kinder auf die deutsche Seite, damit sie in der Schule und unter den Deutschen sich die deutsche Sprache aneignen. Eine Cardinaltugend der Slovenen ist die Verträglichkeit und Eintracht. Windische und Deutsche vertragen sich ganz gut mit- und untereinander.

Tief begründet im Innersten der Seele beider Nationalitäten ruht die Liebe zur Heimat und zum Kaiserhause. Der Kärntner ist ein loyaler und guter Patriot. Die Fahnen unseres heimischen tapferen Regiments standen schon oft im Feuer, und manches Blatt zum Lorbeerfranze Oesterreichs hat der Kärntner beigetragen. — An Fleiß und Reinlichkeit steht der Deutsche dem Slovenen voran, sowie der Ober- den Unterkärntner in dieser Richtung weit überragt. Der Bergbewohner, namentlich der Möllthaler, ist tief religiös und so wie der Lavantthaler freilich auch zum Aberglauben geneigt.

Die Hauptnahrung des Kärntners ist im Oberlande die Habertalge, die Schmalzraunken und Mehlsuppe, im Gailthal Polenta und Frika, während in Unterkärnten Haiden- oder Türkensterz, dann Hirsebrei das häufigste Gericht bildet. Als Trunk nimmt man im Lavantthal Most, sonst aber zumeist Schnaps. Um Klagenfurt, z. B. in St. Martin und Waidmannsdorf, Harbach und Gurktsch braut man noch das Steinbier,

eine Specialität, welche aus Hafermalz, das durch glühende Steine (Grauwacken) zum Sud gebracht ist, erzeugt wird und dessen Quintessenz der „Koritniak“ (Trogbier) ist.

Auch mit den Grenznachbarn lebt der Kärntner in gutem Einvernehmen. Der Möll- und Lessachthaler sympathisirt aufs beste mit dem Tiroler, der Lieser- und Ratschthaler mit dem Salzburger, der Kanalthaler mit dem Wälschen und der Lavant- und Metnitzthaler mit dem Steirer. Der Faun- und Rosenthaler hat gegen den Krainer nichts einzuwenden.

Hinsichtlich der bürgerlichen Tracht läßt sich nur wenig berichten. Man cultivirt die französische Mode und trägt sich nach dem Journal, namentlich die Frauen. Anders verhält es sich mit der Bauerntracht, die zwar auch schon in ihrer Originalität schier dem Verschwinden nahe ist. Diese beschränkt sich auf die diversen Thäler. In jedem Thalstrich findet man etwas Eigenthümliches. Im Allgemeinen ist es eine Seltenheit, wenn man noch heute Bauern oder Bäuerinnen in der Originaltracht des Landes gekleidet findet. — Vor 300 Jahren bestand in Kärnten eine gesetzliche Kleiderordnung, welche unter der Regierung des Erzherzogs Karl II. im Jahre 1587 erlassen und strengstens gehandhabt wurde. Sie erstreckte sich auf alle Stände. Gegenwärtig trägt sich der Gailthaler noch am originellsten. Der Bursche trägt unterm mit Blumenstrauß und Schildhahnsfedern geschmückten koketen Filzhut eine seidene Zippelmütze, um den Hals ein buntes seidenes Halstüchl, dann trägt er eine grellfarbige Weste mit silbernen oder zinnernen Kugelknöpfen, eine dunkelblaue oder dunkelgrüne Tuchjoppe, Kniehosen und hohe über die Knie reichende Stiefel. Die Hose ist meist aus Reh- oder Gaisleder und sind deren Seitennähte zierlich mit Seide ausgesteppt. Bei festlichen Anlässen trägt der Gailthaler weiße Strümpfe mit Niederschuhen. Eigenthümlicher als die Tracht der Männer ist jene der Weiber. Diese tragen bei Festlichkeiten die an die Krainerinnen erinnernde „Pettscha“, eine weiße, kammartige Spitzenhaube, gewöhnlich aber ein Seidenkopftuch, ein weißes Hemd mit Bauischärmeln und Spitzenmanschetten, Mieder und breite Halskrause und das in ein Dreieck gefaltete buntseidene Busentuch, dessen beide untere Enden um die Taille geschlungen und rückwärts verknotigt sind, während die Spitze des Tuches vorne am Überhemde mit einer Nadel zunächst der Halskrause befestigt ist. Die Mitte umspannt ein gestickter Ledergürtel und über die breiten Hüften fällt ein faltenreiches raßenes Röckchen, das kaum über die Knie reicht, so daß man noch die Strumpfbänder erschaun kann. Über den Rock trägt man eine reichgestickte Schürze und unter demselben weiße ausgechlungene Unterröcke. Weiße baumwollene, kunstvoll gestrickte Strümpfe und schmutzige Niederschuhe vollenden die originelle Tracht. Im Winter tragen sie einen Pelzrock aus Schaffellen.

Von dem uralten Spruche: „Selbst gesponnen, selbst gemacht, ist die schönste Bauerntracht“ scheint der Lesach- und Möllthaler auszugehen. Letzterer erzeugt selber sein

rupfenes Pfoad¹, den raßenen Kittl² und das lodene Gwandl³ und trägt dasfelbe. Die Bursche tragen meist braune, grün passpöilirte Lodenjoppen, rothe Brustflecken und grüne Hosenträger, lodene oder irchene Kniehosen, blaue oder weiße Wollstrümpfe und mit festen Schianken (Klammnägel) versehene Bergschuhe. Die Lessachthaler in der Nähe der Landesgrenze bei Liesing und Luggau tragen den „Wolkenreißer“, das ist den Tirolerhut, die Möllthaler einen ähnlichen Filz. Um die Mitte tragen die Möllthaler sehr häufig die ledernen Bauchgürtel mit Pfauenfedernstickereien. Die Möllthalerinnen tragen faltige lange Wollkleider von brauner oder grüner Farbe, große Vortücher, Spenser mit Puffärmeln und einen breiten Filzhut; bei den Lessachthalerinnen umschließt das Vortuch die ganzen Hüften. Beide tragen um den Hals seidene bunte Tücher. Der Lavantthaler kleidet sich jetzt fast ganz nach der Mode. Hier und da findet sich noch ein Pärchen, das die alte Tracht repräsentirt. Vor nicht langer Zeit trug der Bursche einen niederen Filzhut, darunter ein grünsamntenes Käppchen, kurze Tuchjoppe, sammtene Weste mit Silberknöpfen, irchene Kniehose, blaue Strümpfe und derbe Bundschuhe. Die Lavantthalerinnen tragen jetzt statt dem „Kärntnerhäubchen“ (ein schwarzes Häubchen mit Goldstickerei und schweren Bändern) und den flachen kolossalen, mit Seide überzogenen scheibenartigen Strohhüten über dem Kopftuch einen unförmigen Männerfilzhut. Sonst ist die Tracht der des Steirers ähnlich. Der Glanthalaler, Lieserthalaler, Krapfelder, Gurkthalaler und Drauthaler hat kein besonderes Charakteristikon. Die Glanthalerin trägt einen nudelgupfeten Hut als ein besonderes Abzeichen. Der Rosenthaler erinnert in seiner Tracht an den Krainer, ebenso der Seeländer. Die Männer tragen die hohen Krainerstiefel, die Weiber weiße Kopftücher und seidene Halstücher mit Franzen.

Jäger und Senner, Holzknechte und Kohlbrenner, Wurzelklauber und Enzler sind meist ganz in Loden gekleidet und tragen erstere Schildhahnsfedern und Gamsbart am Hute.

Daß der Kärntner noch ziemlich zähe am Althergebrachten hält, das beweisen seine Sitten und Bräuche, die sich noch heute zumeist in den Cyclus der verschiedenen Abtheilungen des festlichen Jahres einfügen. Dieses festliche Jahr beginnt mit einer der geheimnißvollsten und heiligsten Zeiten — den Weihnachten. Der heilige Abend mit dem Christtage bildet das eigentliche Fest und die Zeit vom Christabend bis einschließig Dreikönig — die Rachnächte genannt — gelten als Nachfeier. In dieser Zeit muß der Bauer, ehe er zur Ruhe geht, noch alle Hausleute besichtigen, im Stalle besprengt er sämtliches Vieh mit Weihwasser und die Bäuerin hält mit einer Glutpfanne, auf die Speik und Walbrauch gestreut wird, Umzug im Hause. Die Knechte und Mägde pflegen während des Gebetläutens zu „leafeln“, das heißt sie erforschen ihr Schicksal durch Bleigießen, Schuhwerfen, Zaunsteckentragen, Kranzwerfen, Hüttgucken u. Am Thomastag (21. December)

¹ Hanfsteinenes Hemd. ² Leichtwollenes Kleid. ³ Lodenkleidung.

herrscht im Lande der Glaube, jenes Mädchen, welches sich am Vorabend am ganzen Leibe wäscht und mit dem linken Fuß zuerst ins Bett steigt, erblicke im Traum ihren Zukünftigen. In den Weihnachtstagen muß das Haus rein und sauber sein, darum wird die Tage vorher gefegt und gesäubert, was es Zeug hält. Im Lavantthal bei den Berglern wird das Hausgeräthe, als: Geschirr und Pfannen, Rührkübel und Hasen zc. unter den Mahlzeittisch gestellt, mit einer Kette umzogen, damit die Ernte im kommenden Jahre gut ausfalle und die Bäuerin Glück in der Wirthschaft habe. An die Thüren macht man drei Kreuze oder den Trudenfuß. Vom Thomastag bis zum Christtag hält man strenges Fasten. Am Christabend wird der Christbaum angezündet und die Krippe aufgestellt.

Während des nächtigen Gottesdienstes, der Christmette, sprechen — so herrscht der Glaube — die Thiere miteinander, gießt der Wilddieb seine Freikugeln, schneidet der Schatzgräber die Wünschelruthe und ziehen die Leute, die im kommenden Jahre im Kirchspiel sterben sollen, über den Friedhof.

Am Christabend wird im Oberrosenthal und in Saifnitz unter den Slovenen der Tisch mit einem slovenischen Tischtuch, das ist mit einem weißen Linnen Tuch, das roth- und weiß-gestreifte Spitzen und durch die Mitte eine rothe Bordüre trägt, bedeckt und auf demselben der „mižnjak“, das ist das Weihnachtsbrot gelegt, sowie etwas Weirauch und Getreide. Das läßt man über Nacht bis zu Mittag des Christtages liegen. Am Stefanitage findet in jeder Dorfkirche die Salz- und Wasserweihe statt. Stefanivasser und Salz ist ein probates Mittel gegen die Anfechtungen des Teufels und das „Verzabern“, darum wird letzteres dem Vieh eingegeben. Am Johannistage trinkt man mit Wein den Johannisegen. Am Unschuldigen-Kindertage gehen die deutschen und windischen Kinder mit einer Ruthe oder einem Fichten- oder Tannenästchen (Pflanzast) von Haus zu Haus pflanzan, schappen oder „Frish und g'sund geben“ (slovenisch šapali) und streichen die Erwachsenen unter Recitirung des Sprüchleins:

„Fließen lustig
Frish und g'sund!
Lang löbn,
G'sund bleibn,
Gern habn!“

Die Slovenen sagen:

„Šip, šap, Gott gebe Gesundheit und Glück,
Daß sie wären fröhlich wie der Vogel im Walde,
Gesund wie die Fische im Wasser,
Stark wie der Bär im Gehölze,
Und daß sie hätten so viel Kindlein
Als der Baum Ästlein.“

Dafür erhalten sie das Pflanzgut, das sind Kleben, Nüsse, Äpfel oder Geld. Bei den Slovenen im Gailthal gehen nicht bloß die Kinder schappen, sondern auch die Burschen. Im Obergailthal ziehen um Mitternacht die Burschen durch das Dorf und klopfen an den Hausthüren, bis ihnen aufgemacht wird. Mit Fichtenästchen dringen sie in die Stuben, um die Leute zu „pišnan“ (züchtigen), wofür sie mit Kaffee und Schnaps bewirthet werden.

Hier und da wigt (streichen, mit einer Ruthe züchtigen) der Bauer auch die Zwetschfenbäume ab, damit sie im kommenden Herbst recht viele Früchte tragen.

Am Dreikönigs-Abend zieht das „wilde Gjad“ durch die Wälder. An diesem Abend war in Mattendorf im Gailthal das „Glockenlaufen“ im Brauch; die Kinder liefen mit Glöckchen läutend durch das Dorf. Nach dem Aveläuten durfte kein Laut mehr gehört werden, sie hielten fest die Glocken in der Hand; wenn einer es überjah und klingelte, war er, wie man sagte, in Gefahr, vom „wildem Höre“ zerrissen zu werden. Am Perchtentage (slovenisch Pernahti) visitirt im Möllthal die „Perchtra Baba“ die Spinnstuben, die „Sternfinger“ und Heiligen Dreikönig-Sänger ziehen von Haus zu Haus und in einigen Thälern, namentlich im Rosen-, Lieser- und Lavantthal, dann in der Umgebung von Prävali werden die Hirtenspiele ihrem ganzen Umfange nach aufgeführt. Die Slovenen Kärntens pflegen wie die Deutschen das Räuchern in den Zwölfsten (die zwölf Nächte von Weihnachten bis Dreikönig) und am heiligen Abend erstrahlt auch schon in gar manchem Bauernhause der Baum sinniger Weihnachtspoese in funkelndem Lichterglanz. Die Slovenen feiern Koléda, das Weihnachtsfest, am Christ-, Sylvester- und dem Abend vor Heilige Dreikönig. Da gehen die Kirchen- und anderen Säger von Haus zu Haus im Dorfe und singen vor dem Hausthor ein Koléda-Lied, wofür sie Geschenke, wie Würste und Selchfleisch, erhalten. Die Slovenen glauben, daß es mehr Glück beim Hause gibt, besonders beim Vieh, wenn die Koléda-Säger das Haus mit ihrem Besuche beehren.

Wie die Deutschen ihre Klebenbrote, so backen die Slovenen aus Haideemehl den Hadnnikl, den sie mit Mohn bestreuen und mit Honig bestreichen.

In Wolfsberg feiert man am ersten Sonntag nach dem Dreikönigsfeste zur Erinnerung an die um neun Uhr Abends im Jahre 1339 erfolgte Austreibung der Juden aus der Stadt den sogenannten Prügelsonntag (Prigljuntig).

Zum Andenken an die Judenaustreibung wird noch heutigentags allabendlich die „Neun Uhr-Glocke“ (Judenglocke genannt) geläutet. Mit derselben wurde 1339 das Signal zum Angriff auf die Juden zu deren Vertreibung aus der Stadt gegeben. Am Prügelsonntag findet man die Frauenstatue am Plage in Wolfsberg mit künstlichen Würsten behangen und der Bauernbursche sichert sich an diesem Tage den Besitz seiner „Schean“ für die Dauer des Jahres dadurch, daß er ihr im Wirthshaus Braten und Wein gleichsam als Leihkauf vorsetzen läßt, indeß sich das „Diandl“ mit einer Wurst revanchirt.

Früher hingen die Mädchen jene Würste bei der Frauenstatue auf, welche beim Braten vom Spieße abfielen, was so viel wie Untreue des Geliebten bedeutet.

Über die Entstehung des Brauches erzählt eine Sage, ein Judenmädchen habe ihrem Geliebten, einem christlichen Fleischerburschen, den beabsichtigten Überfall der Christen durch die Juden mittelst einer an der Frauensäule aufgehängten Wurst signalisirt, worauf der Überfall und die Vertreibung der Juden durch die Christen erfolgte.

Am Lichtmeßtage tragen in der deutschen Dase Eisenkappel Kinder und Erwachsene bei Anbruch der Dämmerung aus Pappel gefertigte, verschiedenartig geformte, bunt gefärbte und mit Kerzen erleuchtete Kirchleins aus dem Markte gegen das Schloß Hagenegg flußaufwärts und übergeben diese Cartonagearbeit von der Brücke aus dem Bellachflusse. Den schwimmenden Kirchen folgen in Procession die Anfertiger derselben und an deren Spitze geht ein alter Mann, der die Verse des Lobgesanges des Simeon: „Nunc dimittis servum tuum“ vorsingt. Darauf antwortet der Chor: „Gloria patri“. Dieser Brauch soll an eine große Wassergefahr erinnern, die vor 200 bis 300 Jahren den Markt Kappel bedrohte und durch Einsetzung einer aus Brettern und Pappel gemachten hell beleuchteten Kirche in das Wasser der Bellach abgewendet wurde.

Am Agathentag (5. Februar) oder am nächstfolgenden Sonntag versammeln sich die Leute der Umgebung aus den Ortschaften Grafenstein, Diez, Globasnitz, Völkermarkt, St. Veit, Möchling, Sager, Skarbin, Galizien, Eberndorf, St. Kanzian, St. Filippen u. sammt den Einheimischen und oft an 500 bis 600 Arme, die von ganz Kärnten zusammenströmen, vor der freundlich gelegenen, eine reizende Aussicht gewährenden Kirche in Stein. Nach dem festlichen Gottesdienst findet gemäß des Willens der hier beerdigten Gräfin Hildegarde, der Gemalin des Markgrafen Alboin, welche als Heilige verehrt am 5. Februar 1027 nahezu 100 Jahre alt starb und laut Stiftbrief ihr ganzes Vermögen den Armen widmete, die „Spende und Abspeisung der Armen“ statt. Sie gestaltet sich zu einem förmlichen Volksfeste. Die im Pfarrhose in Stein aus einem gewissen Quantum Roggen eigens gebackenen und geweihten Brote werden von dem Pfarrer von Stein und den Kirchenkämmerern an die Armen vertheilt.

Die sogenannten „Agathenstrüzl“ werden auch aus Roggenmehl gebacken; sie sind etwa so groß wie eine wälsche Nuß. Diese Strüzl werden in großer Zahl von dem Pfarrer, den Kirchenkämmerern und Sängern vom Gange vor der Kirche unter das hier zahlreich versammelte Landvolk geworfen. Da man diesen Strüzln wunder- und heilsame Wirkungen zuschreibt, so rauft man sich völlig um ihren Besitz. Die Strüzl sind ein gutes Mittel gegen alle Krankheiten des Viehs, sie schützen vor Verzauberung, gegen Blitzschlag und das Abwalgen von hoher Alm. Fängt das Strüzl bei Demjenigen, der es beim Auswerfen einfing, zu schimmeln an, so bedeutet das so viel wie Tod. Das Strüzlwerfen ist noch

immer in vollem Schwunge und die Strüßln werden wie ein Talisman von einem Jahr aufs andere aufbewahrt und hoch verehrt. In den letzten Faschingstagen wird der Carnevalsulk ein Gemeingut Aller. Mit dem „foastn Pflingstag“, das ist der Donnerstag vor Aschermittwoch, beginnt die eigentliche tolle Zeit. Die Woche heißt auch die „foaste Wochn“, weil man in derselben meist üppige und fette Speisen genießt. Im Möll- und Lieserthal kennt man den Faschingmontag als „Foastn“ oder „Specknudl-Montig“. An demselben kommen opulente Specknudeln auf den Tisch. Von Montag bis Aschermittwoch wird bei den Bauern nur das Nothwendigste gearbeitet. Am Faschingsonntag, auch „Burschtenjunt“ genannt, ertönt in jeder Dorfschenke Musik, und wenns auch nur eine Mundharmonika ist, zum Tanze. Am Faschingdienstag, vom Volke Fastnacht, der damische oder Narrendienstag genannt, findet das Faschingrennen oder Faschingjagen statt, an dem sich alle Burschen des Ortes, die Gesichter mit Kienruß und Engelroth oder Ziegelmehl bemalt, betheiligen. In den windischen Gegenden findet das „Blockziagn“ statt. Es ist dies ein Brauch, der den heiratslustigen Mädchen, die nicht unter die Haube kommen, oder solchen, die einen Freier abwiesen, nicht angenehm ist. Das „Blockziagn“ wird in der Weise inscenirt, daß mehrere als Mädchen gekleidete Bursche einen Holzstock oder, was üblicher ist, einen „Sautrog“, in dem ein als „altes Weib“ verkleideter Bursche liegt, vor das Haus des betreffenden Mädchens schleppen und daselbst Spottlieder und Stichelreden loslassen. Das Mädchen darf sich natürlich nicht blicken lassen, denn sonst wird es mit einer Flut von Schmähungen und Sottisen überhäuft.

Im Gailthal findet das „Schimmelreiten“ statt. In jedem Hause, bei welchem der maskirte Zug vorübergeht, wird der Schimmel „beschlagen“ und dafür ein Trinkgeld eingeholt. Wenn in einer Ortschaft das Jahr hindurch kein Mädchen zum Heiraten kommt, müssen im Gailthal sämtliche heiratsfähige „Gitschen“ (Mädchen) bei der empfindlichsten Strafe, die man ihnen anthun kann, — sie werden nämlich vom Tanze ausgeschlossen — einen schweren Sagglock mit Stricken durch das Dorf ziehen, die Bursche gehen peitschenknallend neben ihnen her. In Dellach (Gailthal) sitzt auf dem Sagglock eine Strohuppe, welche man schließlich in den Brunnentrog wirft. Der Sagglock wird verlicitirt und der Erlös gemeinschaftlich vertrunken.

In Mauthen ziehen vermummte Bursche mit einem Schmied mit Hammer und Zange durch die Gassen, welcher jedem die Sohlen abreißt, der ihnen kein Trinkgeld verabreicht!!

Bei den Slovenen des Mißthales in Schwarzenbach, Saboria, Topla, Koprein zc. führt am Faschingdienstag jeder Bauer die Bäuerin, die Kinder und das ganze Gefinde ins Wirthshaus, wo Musik und Tanz stattfindet. Am „damischen Friti“ muß jedes Frauenzimmer einen Tanz thun und sei sie noch so gebrechlich oder alt, dann gedeihen die Merln

(gelbe Rüben) und Rüben. Je weiter die Rösche beim Tanzen herumfliegen, desto größer werden die Rübenscheiben.

Am Gründonnerstag, auch „Antlos Pfingsti“ genannt, finden in Unterkärnten Blumenmärkte statt, auf den Tisch kommen „heuerfelige“ Gemüse und in der Kirche wird im Verein mit den vor der Kirchthüre (auf dem Kirchplaze) mit Ungeduld auf das



Stoßziehen im Gailthale.

Ausflingen des letzten Psalmes harrenden „Katschenbuabn“ die Pumpermette, auch Finstermette benamset, abgehalten. Die am Gründonnerstag gelegten Hühnereier nennt man „Antlos Dar“ und schreibt man denselben heilsame und magische Wirkungen zu.

In der Ofternacht werden im Lavantthale unter Beten und Absingen geistlicher Lieder die „Ofterhaufen“, das sind riesige Holzstöße, vom Bauer entzündet. Da leuchten Hunderte solcher Ofterflammen auf den Bergen und im Thale und bieten ein erhabenes Schauspiel, wie es so schön nicht leicht wo anders betrachtet werden kann.

In der windischen Gegend zwischen Klagenfurt und Völkermarkt, namentlich um Tainach, ziehen nach der Auferstehung die Bauernbursche mit brennenden Fackeln unter Pöllerschießen von Dorf zu Dorf und bringen durch vielfältige Schwenkungen recht hübsche Lichteffecte hervor. Da die bezeichnete Ebene mehr als hundert Ortschaften zählt und jeder Ort einen Fackelzug entsendet, kann man sich von der Wirkung des Schauspiels kaum einen rechten Begriff machen.

Bei der am Char- oder Ostersamstag Nachmittags stattfindenden Weihe der Oster Speisen bringen in Alpengegenden die Dirnen oft Riesenbutterkugeln, hübsch geziert, mit einem Osterlämmchen obenauf, zur Weihe. Von dem „Gweichten“ müssen die Parteien dem Mesner eine Wurst und dem Ministrantenbuben zwei roth gefärbte Eier überlassen. Im Gailthal spielt sich bei der Fleischweihe eine muntere Scene ab. Kaum ist der Segen gesprochen, so fallen die Weiber und „Gitschen“ über die mit weißen Linnen bedeckten Körbe her und eilen damit nach Hause; jede will die erste sein, „die zuerst kommt“, heißt es, „ist auch bei der Arbeit die erste“.

Zu Ostern bringen die Mädchen im oberen Rosenthal ihrem Liebsten einen Reindling und zwei rothe Eier, im unteren Thal geben sie am Ostermontag dem Liebsten ein Scherzl vom Reindling als ein Zeichen der Zuneigung; derjenige Bursche, der am meisten Scherzln zusammenbringt, gilt als der Dorfadonis. Am Ostermontag finden an manchen Orten des Glanthal's Darstellungen des Passionsspiels statt.

Der Slovene begeht das Osterfest mit besonderer Festlichkeit. Die Bräuche in der Charwoche sind jenen der Deutschen gleich. Das Ostergebäck nennt sich Kolač und besteht aus Weizenmehl mit Zimmt und Zucker. Der zweite Freitag nach Ostern wird in Kärnten „Dreitag“ genannt. Er sollte eigentlich „Viernaglfreitag“ heißen, da er seinen Namen von der Auffindung des vierten Nagels des Kreuzes Christi durch Karl IV. erhalten hat. An diesem Tage findet an manchen Orten eine förmliche Völkerwanderung von Wallfahrern statt.

Im Saunthal sind die Kirchen zum heiligen Grabe ob Einersdorf, am Diez bei Völkermarkt, am Lisnaberge nächst Ruden, im Mißlingthal jene am Ursulaberge der Zielpunkt zahlreicher Kirchfahrten. Eine Hauptspecialität aller Wallfahrer dieses Tages sind jedoch die Bierberger, deren schon Megiser in seiner Chronik Kärntens vom Jahre 1612 gedenkt. Da versammeln sich die Wallfahrer aus der Gegend um Klagenfurt, St. Veit und dem Krapfelde um Mitternacht vom Donnerstag auf den Dreitag in der Kirche am Magdalenenberg, wo ein Hochamt abgehalten wird. Kaum ist dasselbe zu Ende, so eilen unter Kienbuchtelbeleuchtung, die Hütte mit Berglaub bekränzt, die Wallfahrer den Berg hinab über Wiesen und Felder, um bis zum Grußläuten Morgens in Pörtlach am Ulrichsberg zur zweiten Messe einzutreffen. Nach derselben geht der Pilgerzug



Osternacht im Lavantthal.

gar emsig nach Karnburg, dann nach Zweifirchen und von dort aus auf den Waseberg. An allen drei Orten werden Messen gelesen. Mittag ist bereits vorüber und noch immer ist die Wallfahrt nicht zu Ende, denn noch gehts auf den Weitsberg, von da nach Gradeneß, dann hinauf nach Sörg und zuletzt am Lorenziberg, wo um fünf Uhr ein Segen abgehalten wird. Nach dem Segen erfolgt der Abstieg nach St. Veit, wo die Pilger auseinandergehen.

Innerhalb 24 Stunden muß dieser lange und beschwerliche Weg zurückgelegt werden. Warum gerade die Berge bestiegen werden müssen, erklärt sich dadurch, daß am Magdalenenberg das Kreuz, am Ulrichsberg die Dornenkrone, am Weitsberg die Lanze und am Lorenziberg die Nägel Christi verehrt werden. Auf jedem Berg wechselt der Wallfahrer den Hutschmuck, das sogenannte „Bergerlaub“; am Magdalenenberg trägt er ein Wachholdersträußchen, am Ulrichsberg sogenanntes Karfunkellaub, am Weitsberg ein Fichtenzweiglein und am Lorenziberg Buchsbaum auf dem Hut. In allen Kirchen wird reichlich geopfert, am Magdalenen- und Lorenziberg nebst Geld auch Getreide. Letzteres legen zum Angedenken an eine alte Sage namentlich die Krampfelder Pilger auf den Altar.

Als den Herold des Frühlings feiert der Slovenc des Saun- und Rosenthals den heiligen Georg (Sent Juri). Ihm ist der Georgitag ein Tag der Festlichkeit. In Unterkärnten feiern die Slovenen am linken Draufer den Georg am 23., jene am rechten Draufer am 24. April, weil der Sage nach die heilige Margareth, die stets mit dem heiligen Georg zusammengeht, sich das Mauthgeld über die Drau später als Georg zusammenbettelte und so um einen Tag später als Georg vom rechten an das linke Draufer gelangte.

Anlässlich des Georgifestes versammeln sich die Hirten und Buben des Dorfes gegen Abend auf der Gemeindewiese. Einer von ihnen wird in Stroh eingewickelt, er bedeutet den Frühling, man nennt ihn den Sent Juri; die übrigen haben Ruhglocken, Hörner 2c. bei sich; sie fangen nun an zu läuten und zu blasen und gehen ins Dorf. Vor jedem Hause singen sie das Lied: „Der St. Georg klopft an die Thür 2c.“ Man gibt ihnen ein Geschenk, bestehend aus Eiern, Schmalz, Weizenbrot, Verhackt, Würsten 2c. Dafür bedanken sie sich wieder mit einem Verslein und ziehen zum nächsten Hause. Es wäre für den Bauer abscheulich, wenn er die Georgsänger ohne Geschenk abziehen ließe. Unglück wäre zu befürchten; dort wo die Bursche ohne Geschenk abgefertigt werden, sagen sie einen schrecklichen Fluch über des Bauers Haus, Vieh und Familie. Am nächsten Tage versammeln sich die Georgsänger in irgend einem Hause und kochen und schmoren von den Geschenken, besonders cortje (Eier und Schmalz) und treiben allerlei Kurzweil.

Zu Pfingsten steckt man Birkenzweige, das sind die Majen, in die Fenstergitter. Durch das ganze Möllthal von Möllbrücken bis Heiligenblut, im Lieser- und Maltathal findet man am Pfingstamstag fort und fort dumpf brennende Holzstöße, die sogenannten



Die Bierberger.

„Pſingſthauſen“, die in dichten Rauch eingehüllt ſind. Am Morgen des Pſingſſonntags ſchürt man das Feuer, daß es hell auſlodert, und Knechte und Mägde tanzen um daſſelbe. Wenn die Flammen hoch aufſchlagen, ſagt man: „Hiab varbrennt dar Winter und dar Auſwart ziagt ein.“ Wer der letzte beim Pſingſthauſen anlangt, wird mit einem Brenneſſelkranz gekrönt und heißt der Pſingſtkönig. Im Lieſerthal heißt der längſte Schläfer „Pſingſtluzl“. Unter Deutſchen und Slovenen findet in den Alpengegenden das „Pſingſtkleſnan“, ein ſchier melodisches Knallen mit den langen, mit Harz eingeiſchmierten „Goaßln“ ſtatt. Zu Pſingſten ſchmiert der Slovene ſeine „Goaßl“ mit geweihtem Wachs ein. Das Knallen mit ſolchen Peitſchen vertreibt die Hexen. An den Brautlauf und den Mairitt der alten Deutſchen gemahnt das „Kranzreiten in Weitensfeld“ (Gurkthal), welches alljährlich am Pſingſtmontag inſcenirt wird. Der Brauch gründet ſich auf eine Sage. Des Turnhofers blühend Töchterlein blieb zur Peſtzeit allein vom Tode verſchont. Da kamen drei Freier und die Wahl that ihr weh, wen ſie nehmen ſollte. Da kam ſie auf den Gedanken, einen Wettlauf zu veranſtalten, ſetzte ſich als Preis und ward vom ſchnellſten als Weib davongetragen.

Gegenwärtig ist die mit der Jungfrau (aus Holz geschnitten) gezierte Brunnensäule auf dem Platze in Weitensfeld der Zielpunkt der Wettrenner. Die Gemeinde widmet drei Beste. Das erste besteht aus dem Brautkranz der Brunnenjungfer und einem Ducaten, das zweite aus einem Paar Wollstrümpfen und einem seidenen Halstüchl und das dritte aus einem Strauß von Schweinsborsten, daher es auch das „Saubest“ heißt.

Drei der gewandtesten Reiter, meist Weitensfelder Bürgerjöhne oder ansehnliche Bauernjöhne aus dem Gurkthal hoch zu Roß, ringen zuerst um den Preis. Dann folgen zu Fuß die Wettläufer. Die Rennbahn dehnt sich von einem bis zum anderen Ende des Marktplazes aus. Die Wettläufer tragen ein leichtes Zwilchostüim mit einem rothen Seidentüchl um die Mitte und einem quer über die Brust gezogenen und unter dem Arm fest zusammengeschnürten Tuche. Sie sind ohne Kopfbedeckung und gewöhnlich barfuß. Alle Reiter und Läufer haben sich vor der Procedur dem Preisgericht vorzustellen. Der erste Gewinner erhält den Kranz der Brunnenjungfer aus der Hand des Bürgermeisters unter einem brausenden Musiktusch. Ebenso die weiteren Bestgewinner. Auf das Saubest verzichtet selbstverständlich gern ein Jeder. Nach der Preisvertheilung gehts unter Vortritt der Musikbände ins Wirthshaus, und das Fest erreicht fröhlich sein Ende auf dem — Tanzboden.

Einen ähnlichen Brauch finden wir auf den Gailthaler Alpen. Die Hirten pflanzen eine „Maje“ (Maibaum) auf und laufen aus einer Entfernung nach diesem Ziele. Der zuerst angekommene heißt „Pfungstkönig“, der letzte erhält einen Spottnamen. Bei hereinbrechender Nacht wird um die Maje ein Holzstoß zusammengetragen und mit der Maje verbrannt.

Alljährlich am Dreifaltigkeits-Sonntag fand früher im Orte Hüttenberg das Knappenfest mit dem Reistanz statt. Seit neuester Zeit wird das aus dem Mittelalter stammende Fest nur mehr jedes dritte Jahr abgehalten. An demselben nehmen alle Bergknappen von Hest, Lölling, Ober- und Unter-Knappenberg in der Bergmannstracht theil. Die Reistänzer durchziehen, geführt von den Hutmännern und gefolgt von zahlreichen Pritschennarren, unter Musik Hüttenberg und holen den Berggerichtscommissär und die Kranzjungfer ab. Mit diesen ziehen sie auf den oberen Platz, wo die Laubhütte steht (daher das Fest auch Laubhüttenfest heißt), in dem sich die Honoratioren des Marktes eingefunden haben.

Der Reistanz währt an zwei Stunden. Die in zwei Reihen gegenübergestellten Tänzer führen mit ihren Blumenreifen der Quadrille ähnliche Evolutionen auf. Die am Tanze nicht betheiligte Knappenschaft wird bewirthet; die Bergherren trinken aus dem Goldbecher, den 1604 der Gewerke Föllner spendete, und bringen mit „Glück auf“ endende Toaste aus. Die Reistänzer erhalten nach dem Tanze reichliche Labung. Die



Der Wettlauf in Weitensfeld.

Laubhütte darf nur bis zum Schönsonntag stehen bleiben. Der dem Feste nachfolgende Montag heißt „Britschen-Montag“. An diesem Tage erhält jeder Knappe, der ohne Bergleder ausgeht, mit der Britsche drei Streiche und ist gezwungen, sich von weiterer Prügeltracht loszukaufen.

Die Feier des Frohnleichnamstages wird von dem Volke „Gottleimastag“ oder „Antlasttag“ genannt. In Orten wie St. Veit, Gmünd zc. trugen am Frohnleichnamstage die Bürgersfrauen noch die Goldhaube und in der alten Herzogstadt rückt auch die Trabantengarde — gegründet 1596 — aus.

In Himmelberg, Tiffen und in der Gnesau, wo sich Schießstände befinden, rücken die Schützen unter ihrem Rottmann aus. In der Gnesau findet nach der kirchlichen Function das sogenannte „Fohndrahn“ statt. Nach Schluß der Procession stellt sich die an der Feier theilnehmende Schützencompagnie in Reih und Glied auf. Über Befehl des Rottmanns erfolgen mehrere Evolutionen. Nach einem Aufmarsch in Einzel- und Doppelreihen, nach Bildung sternförmiger Figuren und Arabesken bildet die ganze Kotte einen Kreis, in dessen Mitte der Fährich tritt und sich mit dem „Fohndrahn“ producirt. Alles

sieht mit gespannter Neugierde der Kunst des Fährichs zu, dessen Aufgabe es ist, die Fahne so geschickt zu drehen, daß ihre Spitze niemals am Boden anstößt. Dem ersten „Fohndraher“ folgt ein zweiter, ein dritter und so fort und derjenige, der die beste Leistung liefert, erhält von einer Dorfschönen einen Blumenstrauß. Während des „Fohndrahens“ sammelt der Rottmeister unter den Zuschauern das Pulvergeld für die Salvenschüsse ein. Der Brauch dürfte das Überbleibsel eines alten Landsknechtsspiels sein.

In der Nacht vor dem Frohnleichnamstage setzen die Kärntner Slovenen vor das Haus ihrer Liebsten einen Maibaum. Man nimmt dazu hohe schlanke Fichten, welche ganz abgeschält und mit Blumen und Kränzen geschmückt sind. Auf die Spitze des Baumes wird ein hölzerner Hahn befestigt und unter dem Hahn zwei hölzerne Säbel in Kreuzform angenagelt. Der Baum wird streng bewacht, damit der Wipfel nicht abgeägt werde, was eine Schmach bedeuten würde.

Am Vorabend des 24. Juni und in der Nacht dieses Tages werden auf den Höhen der Berge Sunnwend- oder Johannifeuer angezündet. Bursche und Mädchen tanzen um das Feuer und springen wohl auch über dasselbe, damit sie kein Fieber bekommen und der Flachs gut geräth. Am Johanniabend wird auch „gleast“ und der Farrnsamen gesammelt, mit dem man sich unsichtbar machen kann. An vielen Orten findet nebst dem Sunnwendfeuer das „Scheibenschlagen“ statt, wobei oft sinnige, oft auch zotige Reimlein citirt werden. Im oberen (Deutsch-) Gailthal darf sich kein Mädchen dem Sunnwendfeuer nahen. In Gebüsch, hinter den Zäunen halten sich die Mädchen versteckt, um auf die Sprüche der Scheibenschlager zu „ließnen“ (horchen). Bei den Slovenen ist Sonnenwende (Kreš) eines der höchsten Feste. Das Wort Kreš stammt vom Worte Krešati, welches Feuer aufschlagen bedeutet, her. Im Gailthal pflückt man am Nachmittage des 23. Juni verschiedene Blumen, namentlich Maßlieb, die Wiesenkönigin (Kresnica), welche wie die Sonne in der Mitte gelb ist und ringsum gleich Strahlen weiße Blättchen hat. Mit diesen Blumen werden Vorhaus und Zimmer bestreut, wo sie bis zum nächsten Morgen liegen bleiben. Auch stellt man hinter die Thür so viele Blumen, als Leute im Hause sind. Wessen Blume über Nacht am stärksten welkt, der stirbt zuerst. Vor die Fenster stellt man Spierstaubenblüten. Der Spierstaubenamen und vierblättriger Klee sind Zauberkräuter. Wer den ersteren im Sack trägt, ist unsichtbar. Man gewinnt ihn, wenn man bei Sonnenaufgang ein weißes Tüchl, das ein siebenjähriges Mädchen gewebt hat, unter die Staude breitet. Den vierblättrigen Klee muß man vor Sonnenaufgang mit dem Munde abpflücken.

Abends geht Jung und Alt auf den Platz, wo das Krešfeuer brennen soll. Dasselbe wird von einem unschuldigen Mädchen entzündet. Bursche und Mädchen singen und jubeln oder unterhalten sich mit Scheibenschlagen. Vom Krešfeuer muß man einen

brennenden Span nach Hause tragen und in den Krautgarten stellen, das vertreibt die Raupen. Das Kreuzfeuer brennt zu Ehren der Sonne. Der Slovenc übt überhaupt einen gewissen Sonnencult. Wenn die Slovenen sich in Gesellschaft zutrinken, so geschieht es nach der Sonnenrichtung; wenn die Freier den Ehecontract fertiggestellt haben, wird die Braut dreimal vom Bräutigam nach dem Gang der Sonne im Zimmer umgedreht. Zur Hochzeit werden die gegen Osten wohnenden Gäste zuerst geladen. Im Gailthal singt man beim Kreuzfeuer das alte Lied: „D scheine, Sonne, scheine“ u. s. w. Im Rosenthal existirt ein schönes Johannisfestlied, welches des Sonnenjohns Brautwerbung schildert und an anderer Stelle besprochen wird.

Von besonderer Bedeutung in Kärnten ist der „große Frauentag“ (Maria Himmelfahrt), an dem an manchen Orten die Kräuterweihe stattfindet. Im Lessach- und Maltathal heißt der Tag auch „Maria Wurzweih“. Jeder Bauer läßt an demselben ein aus neun Kräutern gebundenes Büschel vom Seelsorger weihen. Solche geweihte Büschel helfen gegen das „Bermanen“ und „Verzabern“ des Viehs, darum mischt man etwas vom Büschel unter's Viehfutter, und mit den geweihten Kräutern geräuchert vertreibt es bei schweren Gewittern die Hexen und Hagelwolken. Mit dem Tage Allerheiligen und Allerseeleu schließt das festliche Jahr des Bauers. In aller Pietät wird da der „armen Seelen“ und der Dahingeshiedenen gedacht. Am Allerseeleu brennt man „'s Armenkünderlichtl“, das man über Nacht auf den Tisch stellt, damit sich die armen Seelen die Brandwunden anstreichen können. Am Vorabend wird die Stube ausgekehrt und mit Kronabet (Wachholder) eingeräuchert, das ist gut für die wehen Augen der armen Seelen. Vor Allerheiligen und am Allerseeleu ziehen im Lieser- und Gailthal ganze Scharen von armen Kindern durch die Dörfer, um die Allerheiligenstrüßln einzuheimsen. Am Allerseeleu sagen sie: „Bitt um an Hahu“. Nach Allerheiligen erscheint am 25. November die heilige Katharina, welche hemmend in das Tanzrad eingreift und die Vorläuferin des Advents bildet. Am 6. December kommt dann der Nikolo, der auch in Kärnten so wie anderwärts mit dem Bartl die großen und kleinen Kinder zu schrecken bestrebt ist. Er ist die Schlußfigur im festlichen Jahre.

Am Kirchtage gibt es eigenartige Kirchtagsgerichte: im oberen Drauthal „Nigalan“ (aus Krapfenteig gebacken) mit Honig und Milch, in den meisten Ortschaften Unterkärntens das beliebte „Schmalzmus“ (bestehend aus Mehl, Schmalz und Weinbeeren), im Gailthal das „Lunkmus“ (Milchmus mit Weinbeeren). Der Kirchtage im Gailthal ist ein wahres Volksfest; da werden in jedem Hause „Kirchtagskrapsen“ und in größeren Gehöften „Bettlerzeltu“ gebacken. Ganze Scharen von Armen und Kindern mit Säcken auf dem Rücken ziehen da am Festvorabend durch das Dorf, um diese Zeltu einzuheimsen. Jeder Dienstbote im Hause erhält zehn bis zwölf Paar Krapsen und einen Laib Brot.

Pöllerschüße und „Hofrecht“ vor dem Gasthause, in welchem der Tanz stattfinden soll, leiten das Fest ein.

Wenn die Besperglocken verklungen, ziehen die Spielleute durch das Dorf bis hinauf zu den höchstgelegenen Gehöften auf den Bergelehnen, um die „Zechbuaben“ „abzusuchen“, — ihnen nach die bei jedem Hause, vor welchem Halt gemacht und ein „Stückl“ aufgespielt wird, sich mehrende Schar der Burschen, die Foppen über die Achsel geworfen, die Hüte geschmückt mit Rosenkraut und Nelken. Die Gitschen werden „ausgebeten“: ein paar Bursche treten mit einer Weinflasche in die Stube und bringen ihre Einladung zum Ehrentanz vor. Unter Pöllerssalven findet der Einzug der „Zechbuaben“, welchen die bunte Schar der Mädchen folgt, in das Wirthshaus statt. Da wogt nun die Luft. Gesang, Zauchzen und Musikklänge durchzittern die Luft. Auf dem Kirchplatz ist es unausgesetzt lebendig; die Krämer preisen ihre Siebenfachen an und richten die Laterne zurecht, denn bei der Nacht kommt ihr Geschäft erst recht in Gang.

Bei den Gailthaler Slovenen ist es gewöhnlich die auf dem Kirchplatz stehende Linde, um welche sich die ganze Kirchtagsluft dreht. Auf einem unter den Ästen derselben angebrachten Holzgestelle sitzen die Musikanten. In St. Stefan an der Gail sind die Seitenflächen desselben mit auf den Tanz unter der Linde Bezug habenden „Bierzeilern“¹ in deutscher und slovenischer Sprache und mit ein paar Bildern: einen Gailthaler mit der Fahne und eine Gailthalerin im Kirchtagsstaate darstellend, geschmückt. Nur am Kirchtag darf unter der Linde getanzt werden.

Die Linde steht bei den Windischgailthalern noch immer in Ehren. Nach dem Gottesdienste werden unter ihr nationale Lieder gesungen. Der Tanz beginnt erst Nachmittags mit dem „Aufführen“. Die Bursche, zumeist robuste Gestalten, scharen sich um die Linde, ohne Unterbrechung slovenische „Bierzeiler“ singend, welche die wacker auf ihrem Holzgestelle sich rührenden Spielleute begleiten. Das erste Lied ist religiösen Inhalts und beginnt mit dem Verse:

Bog nam da j en dober čas
Ta pervi raj začeti!

Gott gib uns eine gute Zeit,
Den ersten Tanz zu beginnen.

Abseits sitzen und stehen in dichtgedrängter Schar die Mädchen in der malerischen Gailthaler Tracht, welche mittlerweile von den ihnen Wein zubringenden Burschen zum Tanz aufgefordert und den Tänzern zugeführt werden. Das „Aufführen“ nimmt eine

¹ Unter den Linden ist es lustig,
beim Tanzen ist es toll
und i was no Liebhan
an Budlfors voll.

Lip'ca moja, si draga
Cvetje tvoje zlo diši.
Linde mein, du bist mir theuer,
Deine Blüten duften sehr.



Tanz unter der Linde (in St. Stefan an der Gail).

M. B. GÜLZOWSKI

geraume Zeit in Anspruch und wiederholt sich, wenn Bursche aus den Nachbarortschaften zum Tanz zugelassen werden, bei welchem an einer althergebrachten Ordnung festgehalten wird, denn die Linde darf durch Zank und Streithändel nicht entweiht werden. Der erste Tanz heißt „Perwo“, darauf folgen die landläufigen Tänze, den Schluß bildet der hüpfende „hohe Tanz“, der nur ein paar Minuten dauert und dreimal wiederholt wird. Mit Einbruch der Dämmerung

wird der Tanz unter freiem Himmel eingestellt und man zieht sich in das Gasthaus zurück, wo dem Tanzvergnügen noch weiter gehuldigt wird.

Ein eigenthümlicher Brauch ist es, daß am ersten Tage des Kirchweihfestes nur die ledigen Personen und die Mädchen nicht ohne das eng anliegende Leibchen „Kajavec“ unter der Linde tanzen dürfen. Am „Unschuldigen-Kindstag“ pflegen die Gitschen ihren Tänzern allerlei Geschenke: ein Seidentüchl, ein Hemd oder Cigarren, als Anerkennung zu verabreichen.

Am Kirchweihmontag wird in einigen slovenischen Ortschaften ein Todtenamt mit Opfergefang und Besprengung der Gräber auf dem Friedhofe unter großer Betheiligung des Volkes abgehalten. An die alten Kampfspiele der Slovenen, wie sie vor Zeiten namentlich bei Todesfesten im Brauch waren, erinnert das Kufe stechen, das an diesem Tage nur noch in Windisch-Feistritz und zuweilen in der Ortschaft Tratten zur Ausführung kommt.

Am Pfingstmontag Nachmittags, wenn der Himmel freundlich herniederschaut und die Alpen ringsum in goldigem Sonnenschein leuchten, füllt sich die „Tratte“ bei Feistritz mit Neugierigen, die von allen Seiten zu Fuß und zu Wagen herbeikommen. In der Mitte derselben steht ein Holzpfahl, auf welchem die Kufe (Faß) aufgepflanzt ist. Die Bursche auf schweren, mit farbigen „Wollkogen“ bedeckten Fuhrmannspferden sprengen im Galopp an der Kufe vorbei und suchen ihr mit dem schweren Eisenstecken einen Stoß oder Schlag zu versetzen. Jeden Luftstreich begleitet lautes Gelächter, jeden sicheren Treffer fröhliches Jauchzen. Daß die Musikanten dazu lustig aufspielen, ist selbstverständlich. Manchmal geschieht es, daß der Eisenkolben abbrüllt und das Pferd streift, so daß es mit dem schwankenden Reiter über Stock und Stein davonrennt. Diese Kraftprobe wiederholt sich so lange, bis die Reifen abfallen und die Dauben aus den Fugen gehen. Die abgefallenen Reifen werden dann von einem Burschen aufgelesen und nacheinander am Pfahle aufgesteckt. Die im Carriere dahersprengenden Reiter fassen dieselben mit dem Eisenstecken auf. Der Sieger, welcher die Kufe mit einem wuchtigen Streiche zertrümmert, wird von einer Jungfrau mit einem Kranz aus künstlichen Blumen geschmückt.

Ein Seitenstück dazu finden wir im Obergailthale: das „Hefenschlagen“, ein echtes seit urdenklichen Zeiten von den Burschen geübtes Volkspiel, das alljährlich am zweiten Sonntag im October auf der Moornwiese, in der Nähe des Dorfes Dellach, stattfindet. Mit klingendem Spiele zieht die Burschenschaft in geschlossenen Reihen — der Bestträger mit einem glatt gehobelten Holzstock, auf welchem die verschiedenen „Beste“ angebracht sind, als Fahnenträger voraus — auf die Wiese hinaus, wo sich viele Schaulustige auf dem Rasen gelagert haben. Die Bursche bilden nun um den aufgepflanzten „Beststock“ einen dichten Kreis und das bekannte Spiel beginnt. Das Ziel ist ein auf einem Stabe aufgesteckter, mit Kalk übertünchter Hasen aus schwarzem Thon — eigentlich gestohlene Waare. Am Vorabend des Festspiels durchmustern die Bursche die Rauchkucheln, um irgendwo auf listige Weise hinter dem Rücken der Hausmutter, welcher dieser uralte Brauch wohlbekannt ist, einige Hasen zu erhaschen. Das Geld für die Beste und den gemeinschaftlichen Trunk wird von den Burschen zusammengeschoffen.

In einigen von einem Wildbach bedrohten und öfters verwüsteten Ortschaften im Obergailthale hält man seit urdenklichen Zeiten einen eigenen Feiertag, der in keinem



Das Kaufmessen in Zerfisch.

Kalender verzeichnet steht, den „Bachfeiertag“. An einem aschgrauen Werktag Vormittags erscheinen die Ortsinsassen, die Mädchen mit bunten Kopftüchern, in der Dorfkirche, um der „Scharmesse“ (das Meßgeld wird geschart, das ist gesammelt) beizuwohnen, und Nachmittags schreiten sie unter Glockengeläute in Procession betend — ein schlichtes Holzkreuz voran — die mit Schotter und Geröll bedeckten Ufer des Wildbaches ab.

Nach Abschluß der Herbsternte hält man in Kärnten vielseitig Erntefeste ab. Bursche und Dirnen betheiligen sich an ihrer Abhaltung. Eine hübsche Maid versinnbildlicht die Ceres, ein feister Junge stellt den Bacchus vor und den Erntewagen, reich beladen mit Früchten, begleiten Schnitterinnen und Mäher. Auch lustige Brechlerinnen und Sennderleute fehlen nicht im Zuge.

In Alpengegenden ist der Auftrieb (15. Juni) und Abtrieb (8. September) des Viehes auf die Alm und von der Alm ein Festtag. Der Halter treibt das „Galtach“, die „Frischen“ und „Miadalan“, die Schweine und Rinder auf die Alm. Die Leitkuh ist bekränzt und mit einer Glocke behängt. Bevor sie abziehen, gibt der Bauer jedem Stück Vieh geweihtes Salz und ein Palmwuzl mit Johanniwein, dann besprengt er die Abziehenden mit Stefani- oder Dreikönigswasser, damit dem Vieh auf der Alm nichts Übles passire. Zum Schluß des Zuges geht die Senndin mit dem „Almgratlan“¹. Vor dem Abmarsch werden Halter und Sennderleut mit Schmalzmus und Krapfen traktirt.

Geht es abwärts von der Alm, das heißt wird „abgefödelt“, so flehnen (schmalzen) die Halterbuam mit ihren Goasln, das Vieh wird mit Almblumen bekränzt, und nach Segnung und Schließung der „Schwoaghütten“ gehts thalab.

Da Summa geht uma	und hiaz ziagn die lustign
und 's Lab fällt vom Bam,	Sennderleut ham.

Die Sennerin vertheilt ein eigenthümliches Gebäck, im Lieserthal „Schottschimpfl“, im Katschthal „Schnurau“ und im Glanthal „Koflnudl“ genannt, unter die dem Zuge Begegnenden. Im Dorfe empfängt der Bauer und die Bäuerin ihr liebes Vieh mit großer Freude und ein „feistes Mahl“ vereinigt die Hirtenleute in der großen Stube des Hauses.

Arbeitsbräuche. Um Gertrudis (17. März) beginnt die Feldarbeit. Die Faunthaler Slovenen pflegen zu dieser Zeit den Brauch des „Pflugziehens“. Es bildet dies die Introduction zur Ackerarbeit. Die Knechte ziehen einen Pflug von Haus zu Haus und schneiden Furchen in die Erde. Ein vermummter Bursche lenkt die Pflugzieher, indeß ein zweiter Gaben einheimst, die gemeinsam verzehrt und vertrunken werden. Im Möllthal wird aus den Ruthen der Weißfelsen ein Ring geflochten „Saaring“ (Säering) und in das Saatgetreide gelegt; der Säemann nimmt das auszusäende Korn nur durch diesen Ring. Die Frucht soll dadurch, wie man glaubt, vor Hagelschlag geschützt werden und besser gedeihen.

¹ Almwägeldchen.

Ist der Ernteseigen unter Dach und Fach gebracht, so beginnt im Möllthal das „Lichtdreschen“; bald nach Mitternacht wird es im Hause lebendig und die Äppler finden sich nach kurzer Nachtruhe auf der Dreschtenne ein, wo die einförmige harte Arbeit beim Schimmer einer Stalllaterne bis zum Grauen des Morgens fortgesetzt wird. Sobald das Dreschen seinem Ende naht und die letzten Schober unter die Dreschflügel geworfen werden, da fliegen die Drischl in hastiger Eile und mit dem letzten Schlage, der auf der Tenne verhallt, beeilt sich Jeder und Jede die Drischl so schnell als möglich an ihren Platz zu hängen. Der Langsamste wurde (im Obermöllthal) mit frohem Gejauchze als „Nigl“ begrüßt und spottweise mit einem Strohkrantz geschmückt. Während der Faufe hatte der Nigl seinen Platz unter dem Tische, und wenn man ihn schließlich mit Ruhglocken behängt an einem Strick durch die Dorfstraße führte, mußte er sich auch gefallen lassen.

Beim Rübeneinhacken im Gailthal laden die Mädchen, die mit langen scharfen Messern bewaffnet um einen großen viereckigen Holztrog stehen und taktmäßig auf die scharf duftenden aufgeschütteten Rüben einhauen, die Vorübergehenden zum „Rübenblasen“¹ ein oder bitten um einen „Rübenreiter“, damit die Rüben feiner werden, das heißt um einen Beitrag zu einem gemeinsamen Trunk.

Im Spätherbst, wenn Nebel die Bergkuppen verhüllen und eine fröstelnd kalte Luft durch das Thal streicht, ist die Zeit zum „Brecheln“ da. Auch mit dieser staubigen Arbeit sind absonderliche Gebräuche verbunden. Der „Haar“ ist der Hauswirthin besonders ans Herz gewachsen. Im tiefsten Winter schon denkt sie an das zarte Leinpflänzchen und an das „Haarlangfahren“, wie es weiland im Gailthal der Brauch war. „Je weiter man um Dreikönig fährt“, hieß es, „desto länger wird der Haar.“ Am „Sonnwendabend“, wenn die Feuerchen auf den Tauen und den Bergen ringsumher auflodern, steckt sie ein Eisenstäbchen mit einem zu Frohnleichnam geweihten Kranze aus Feldblumen in die Mitte des zwischen dem wogenden Korn mit seinen blaßblauen Blüten wie ein stilles Gewässer stehenden Haarfeldes. „Der Blumenkranz zieht den Haar“, sagt man, „so hoch der Stab, so hoch wird der Haar“. Außer diesem Kranz sieht man in manchem Flachsfelde auch frische Esenzweige in den drei Ecken desselben oder auch Palmzweige wegen des Ungeziefers, das durch die offene Ecke hinausgeht.

„Wenn die Brechelzeit kommt, geht unser Herrgott ins Wälschland.“ Der Volksspruch kennzeichnet hinlänglich das muthwillige Treiben der Brechlerinnen, dieser staubigen Hexlein, wenn sie in der Badstube oder auf dem freien Brechelplatze hantiren. Selbst der harmlos vorübergehende Wanderer wird in ihren Zauberkreis hineingezogen und muß sich von ihnen binden, das heißt seinen Arm oder seinen Hals mit einem Wergbüschel umwinden

¹ Eine Partie des Rübenbreies wird pyramidal aufgeschichtet, wor sich zum Blasen herbeiläßt, wird mit dem Gesicht hineingebrückt.

lassen; weigert er sich, so wird er von oben bis unten mit „Dagen“ (dem beim Brecheln abfallenden Staub) überschüttet. Im Lessachthal pflegen sie, wenn Jemand des Weges kommt, ein Vergbüßchel mit einem Blumensträußchen auf den Weg zu legen; der es aufhebt, hat ein Trinkgeld zu entrichten. Beim Nachhausegehen in später Nacht werden die Brechlerinnen von den Burschen, die alle möglichen Stimmen erschallen lassen, geschreckt. In Reibach knallen sie gar mit Peitschen hinter ihnen her, als ob das „wilde Gjad“ im Anzuge wäre.

Beim „Brechlermahl“ geht es sehr lebhaft zu; was früher die Schwingen geleistet, das leisten jetzt die Zungen, derbe Witze werden gerissen, und wehe dem Burschen, der sich unberufen in die Stube wagt; er wird mit Stichelreden und „Schottkrapsen“ derart traktirt, daß er froh ist, wenn er sich im buchstäblichen Sinn aus dem Staube machen kann.

Im Glanthal reitet zuweilen der „Brechlritter“ auf einem von zwei Burschen gebildeten, aus Leinentüchern zusammengestoppelten Schimmel in die Stube (gewöhnlich erscheint er in weißen Hemdärmeln, mit einer buntfarbigen Schärpe und einem mit waidrecht geschlichteten Strohaufpuß gezierten Hut). Die Brechlerinnen grüßend ruft er mit Stentorstimme:

„Thut's weg ent're Stühl' und Bänk',
Der Brechlschimmel kommt zu enk.
Ich reit herein zum Brechlfest,
Grüß die Brechbrautmutter und ihre Gäst'!
Über neun Alm reit' ich herein,
Über tiefe Gräben und hohe Zain.“

Die Brechelbrautmutter, ein zungenfertiges „Diandl“, entgegnet:

„Thut dir die Brechbraut nit g'falln,
Was reitest herab von der Alm?“

Und so geht der Wortstreit immer lebhafter fort und je derber die Späße, desto größer ist die allgemeine Heiterkeit. Der ganze Streit dreht sich um die „Brechelbraut“, ein Körbchen gefüllt mit einem „Reindling“, mit Krapsen, Äpfeln und Blumensträußchen, welches die Brechelbrautmutter hinter dem Tische verborgen hält.

„Iss die Brechelbrautmutter freisch,
So geht sie über'n Tisch.“

Auf diese Aufforderung des Ritters erhebt sich die Maid und besteigt mit dem Körbchen auf dem Kopfe den Tisch. Der Ritter springt von seinem Gaul, übernimmt das Körbchen und ruft den Musikanten zu:

„Spiellent sein d' Schwarzenbacher,
aufmach'n werd'n sie am Charfreitag nacher.“

Diese lassen sich das nicht zweimal sagen und spielen einen „Ländler“ auf, der dem Ritter so gewaltig in die Füße geht, daß er die Brechelbrautmutter in seine Arme nimmt und mit ihr, daß alles staubt, die ländlich-sittliche Tanzunterhaltung eröffnet.

Im Windischgailthäl darf den Brechlerinnen kein „Mannsbild“ in die Nähe kommen, sie fallen wie Furien über dasselbe her und überschütten es mit „Dagen“. Nähert sich jedoch eine distinguirte Person, so werden sie ganz manierlich, schwingen sich tänzelnd hin und her und singen slovenische „Pläpperlieder“. Der so Angesungene und mit einem Bergbüschel Bedachte hat dann selbstverständlich etwas tiefer in die Tasche zu greifen. Bevor die Arbeit zu Ende geht, sendet die Tochter des Hauses ihrem Liebhaber oder sonst einem Burschen des Dorfes den „Kogou“, einen Spieß oder ein Fichtenwipfelchen mit Cigarren, Cigarrenspiz, Tabakpfeifen, Äpfeln und dergleichen behangen, eine originelle Einladung zum Brechlermahl. Der Bursche hat nun die Verpflichtung, damit die staubige Arbeit und das ergiebige Mahl mit einem flotten Tanz beschlossen werden kann, Abends mit einem „Spielmann“ und den Burschen des Dorfes zu kommen. Dabei vergißt man nicht das „Breineureiben“. Eine Schüssel mit Hirsebrei und einem Löffel wird einem Burschen mit der Aufforderung vorgestellt, den Brei auszueffen, weigert er sich, so werden ihm Hände und Gesicht mit Brei eingerieben, was einen Hauptspaß abgibt.

Der Winter führt die Äpler hinaus in die eisigen beschneiten Bergschründen, wo wir sie auch bei der Herablieferung des im Hochsommer auf den hohen Bergwiesen mit Lebensgefahr gemähten, in „Tristen“ aufgeschichteten Alphenes beobachten können. Diese Arbeit nennt man im Mollthal „Hazen“ und die Leute, die sich dabei betheiligen, „Hazer“. Gewöhnlich in einer schönen Decembernacht machen sich die Hazer, mit dem kurzen eisbeschlagenen „Stakelstock“, mit Schneereifen, Faßzeug und Fußeisen ausgerüstet, auf den Weg. Nach mehrstündiger Wanderung erreichen sie mit Anbruch der Morgendämmerung auf den beschneiten Hochwiesen die Heubehälter und Heustristen. Vor Jahren entspann sich unter ihnen bei der Fassung des Heues ein Wettkampf. Jeder wollte der Erste auf dem Rückwege sein, denn diesen erwartete ein gewaltiger Krapsen „Spitzkrapsen“ benamset (Heiligenblut). Lustig ist die Abfahrt, aber nicht ohne Gefahr. Selten nur ereignet sich ein Unglücksfall, gleichwohl sieht man nicht ohne Bangen, wie die Heufüderchen über die blendend weißen Schneewände wie schwarze Punkte herabgleiten.

In der Thalsohle angelangt, werden die Heufüder mit Fichtenästchen geziert und in die Scheunen der Gehöfte gebracht; die Hazer aber können sich bei dem aus Knödeln und Kraut, Krapsen und Strauben bestehenden „Hazermahl“ von den Strapazen erholen.

Taufbräuche. Wenn ein Kind zur Welt kommt, wird es so schnell als möglich zu der, wenn auch stundenweit entfernten Pfarrkirche selbst bei Sturm und Wetter zur Taufe getragen, denn einen Heiden darf man nicht lange im Hause behalten. Ein

„Neusonntagskind“, das ist ein solches, welches an einem Sonntag im Neumond zur Welt kommt, hat großes Glück zu erwarten. Der Hebamme zur Seite schreitet der Pathe (Gödl) oder die Pathin (Gottl). Unterwegs darf man den Täufling nicht den Sonnenstrahlen aussetzen, da er sonst sommersprossig wird. Im Lieserthal gibt man derjenigen Person, der man am Weg zur Kirche zuerst begegnet, eine Semmel, die man die „Plappersemmel“ nennt, weil es zutreffen soll, daß gedachte Person in der Regel eine rechte Plaudertasche ist. Im Dorfwirthshaus wird eingefeiert, um ein wenig „abzurasten“. Beim Taufact darf man nicht vergessen, das „Faschengeld“ in die Einbanddecke zu stecken, gewöhnlich einen Thaler, damit es mitgeweiht werde; dieser Thaler wird dann als Schatzgeld sorgfältig aufbewahrt. Bei den Gailthaler Slovenen gibt man auch ein beschriebenes Blatt Papier dazu, damit das Kind einmal recht geachtet und reich werde. Nach der Taufe geht man mit dem neuen Weltbürger wieder schnurstracks ins Gasthaus, wo ein gutes Mahl eingenommen wird. Weniger Vermögliche müssen sich mit Wein und Kaffee begnügen. In heiterer Stimmung wandert man dann heimwärts; die Hebamme trägt das Kind nun viel leichter, denn aus einem Heiden ist ein Christ geworden. Man beeilt sich, um vor Betläuten nach Hause zu kommen, denn nach dem Abeläuten darf man das Kind nicht mehr ins Freie tragen, sonst wird ein Wechselbalg daraus. Bei den Gailthaler Slovenen pflegt man am dritten Tag nach der Taufe dem Kinde in einem besonders ceremoniellen Bade einen Schlüssel, eine Betschnur und ein Licht in die Hand zu geben. An dem leichteren oder festeren Handdruck, mit dem das Kind einen dieser Gegenstände faßt, will man seine künftigen Anlagen und Neigungen erkennen. Der Schlüssel deutet auf Sparsamkeit, die Betschnur auf Frömmigkeit, das Licht auf frühzeitigen Tod.

Die erste Taufe nach Ostern heißt im Gailthal beim Volke die neue Taufe und es war noch vor wenigen Jahren dem Pfarrer dafür eine besondere Gabe zu entrichten, in letzterer Zeit ein Silberthaler, eine Erinnerung an den „Osterbock“, eine unter dem Namen *hircus paschalis* bekannte Abgabe pro primo infante baptizando.

Die Verpflichtungen und Rechte der G'vatersleute (Pathen) sind in den Alpenländern überall dieselben. Auch in den Kärntner Bergen geht man in die Vorweisat (am Taufstag) und eine oder zwei Wochen darnach in die Nachweisat, verabreicht der Wöchnerin unter anderen Gaben einen Hahn oder eine Henne und dem Täufling das Taufpfadl (Hemd) und Gotkröckl, im Lieserthal „Krössenhemdl“ (Christamhemd) und ein gestricktes Häubl. Im Lieserthal gibt man auch mehrere Anislaibl und große Kipfel, die man „Fingerstrich“ nennt. Auch die Nachbarsleute kommen im Lieser- und Gailthal in die Weisat, bringen allerlei Gaben und werden dafür mit Strauben, Kaffee zc. bewirthet.

Alljährlich erhalten die „Götaklan“ (Pathenkinder) von den G'vatersleuten zu Ostern einen Reindling und ein paar gefärbte Eier, zu Weihnachten und Allerheiligen

ein Gotnstrüßl; das geht so fort, bis sie das zwölfte oder vierzehnte Jahr erreichen, wo die Verpflichtung der Pathen mit Verabreichung des „Gotngwandl“ ein Ende nimmt, doch ihr Einfluß auf ihre Schützlinge hört damit nicht auf, zeitlebens sind sie ihre Rathgeber, und wenn es zum Heiraten kommt, da haben sie das Vorrecht, dieselben als „Beistände“ zum Altar zu führen. Unter den Slovenen bekommen die Pathenkinder ein für allemal ein Hemd mit rothen Spitzen. In Ferlach ist auch ein Firmhemd üblich, das der Pathe dem Firmling am ersten Ostersonntag nach der Firmung schenkt.

Das Pathenschaftsverhältniß wird auch unter den Slovenen in hohen Ehren gehalten. Es gilt als große Sünde mit den Pathen zu zanken. Das Sprichwort: „Heirate, so nahe du kannst und such' Pathen, so weit du kannst“ will eben sagen, daß man eine Braut nehme, die man genau kennt und vom Pathen so entfernt sein soll, um nicht in Zank zu gerathen. Mit dem Pathen geschlechtlich sündigen gehört zu den drei schwersten Sünden. Da erzählt die Legende, daß St. Maria die armen Seelen aus dem Fegefeuer holte und nur drei zurücklassen mußte, nämlich einen, der an Gott verzweifelte, einen Mörder und einen, der sich mit dem Pathen versündigte.

Hochzeitsbräuche. Noch ehe der Bursche ins militärpflichtige Alter kommt, schließt er sich der Burschenschaft des Dorfes an. Mit der Tschederpfeife, dem schweren Uhrbehänge und der „Schneid“ auf dem Hute muß er auch seinen „Schatz“ haben, aber bis zur Heirat braucht es eine gute Weile, denn so lange die Eltern Hand und Fuß rühren können, wollen sie von einer Übergabe des „Hamatl's“ nichts wissen. Kommt endlich der ersehnte Tag, da herrscht Jubel und Freude im Hause.

Im Lavant- und Lieserthal schickt der Bursche, wenn er sein „Diandl“, das ihm paßt, gefunden, „zwei Mander ins Bittl“, das heißt sie werben für den Burschen um die Braut und treffen die mündlichen Vereinbarungen in Bezug auf Ausstattung und Mitgift mit ihren Eltern. Im Lessach- und Gailthal geht der Bursche selbst mit zwei „Mander“ aufs „Werben“ aus. Nimmt die Gitschen die Werbung an, so gibt ihr der zukünftige Bräutigam einen Thaler als Leihkauf und die „Mander“ werden mit Speck und Kraut und Schnaps bewirthet; wird ihnen aber ein „Stözl g'stockte Milch“ mit Brot vorgestellt, so ist das eine stumme Ablehnung des Heiratsantrages.

Wenn der Handschlag gegeben und Alles in Richtigkeit ist, geht man ans Laden der Hochzeitsgäste; der „Ladmann“ ist eine typische Figur im Volksleben. Mit behändertem Hute, ein mit einer rothen Masche geziertes spanisches Rohr in der Hand, schreitet er stolz daher, im Möllthal in schwerem Lodenmantel, nicht selten statt des Alpenstockes einen Hirschfänger mit blankem Griffe führend, als ob er die Brautleute durch ein feindliches Lager zu führen hätte. „Af'n Sonntag af's Kranzelpint, af'n Montag af' die Hochzeit“ lautet seine Einladung, wenn er in die Stube tritt.

Beim „Kranzelpint“ wird im Möllthal der „Baliß“, der buntbemalte Brautkasten mit dem Spinnrad, in das Gehöfte des Bräutigams überführt.

An der Grenze der Ortschaft ist eine „Klaus“, eine aus frischen Fichtenbäumen mit bunten Tüchern geschmückte und mit einer Kette abgesperrte Mauthschranke, errichtet, wo der „Baliß“ von der costümirten Klausenwache aufgehalten und ein dramatischer Schwank abgespielt wird.

„Wer kommt bei später Nacht
Allher auf uns're Wacht?“

ruft der Klausenwächter.

„Mit Jungfrauwaar' und Heiratspraecht
Kommen wir auf eure Wacht.“

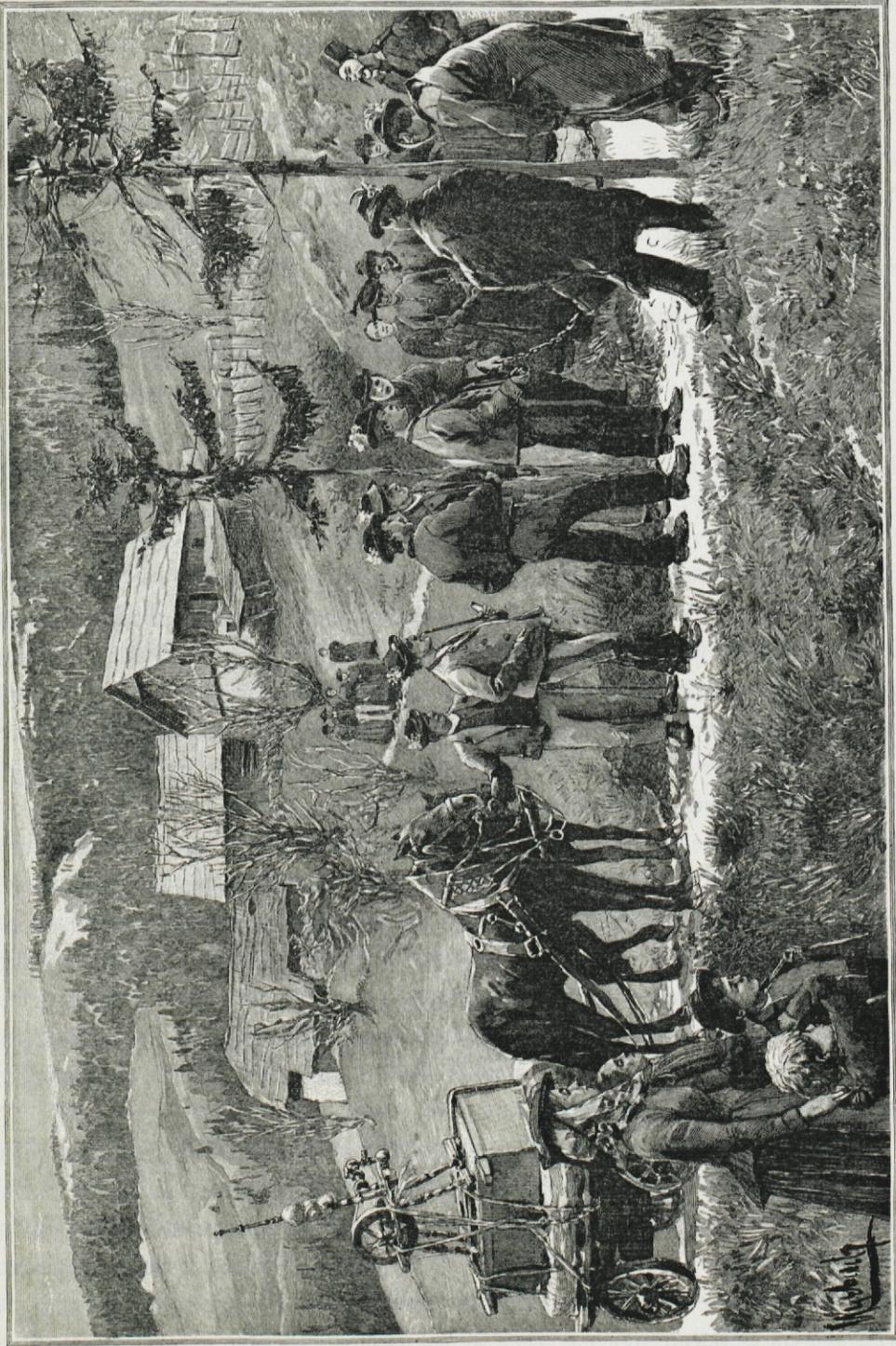
entgegnet ein Balißführer.

„Das muß verbotne Waare sein,
Weil ihr nit fahrt bei Sonnenschein.“

In ähnlicher Weise spinnt sich der Dialog mit immer größerer Lebhaftigkeit fort. Dazu pfeift der Tauernwind in allen Tonarten, greller „Buchtelschein“ beleuchtet den mit Schneemassen umgebenen Schauplatz und Pistolenalven erschüttern die Luft. Nach Entrichtung der Mauthgebühr und Fertigung des Reisepasses durch den in einer alten Militäruniform sich spreizenden Hauptmann öffnen sich die Schranken und die Balißführer fahren mit dem „Brautpuze“ durch die Fichtenpforte singend und jubelnd weiter.

Nach einer schönen, in wahrer Nachbarlichkeit wurzelnden Sitte werden den Brautleuten im Möllthal beim „Kranzelpint“, um ihrem Hausflande ein wenig auszuhelfen, allerhand aus Cerealien, Butter, Käse u. s. w. bestehende Geschenke (Weisat) gebracht, welche ein eigens dazu bestellter „Schüsselschreiber“ übernimmt und in die Kematen stellt, wo „Spizkrapsen“, „Blattl'n und Hirschg'stäng“ aufgeschichtet liegen. In die leeren Körbe und Schüsseln werden dann Zettel mit dem Namen des Geschenkgebers gelegt, dem sie, mit diesem eigenthümlichen Backwerk der Alpen gefüllt, wieder zurückgestellt werden.

Nach der in den meisten Thälern des Kärntner Oberlandes üblichen „Abbitte“ im Hause der Braut, wobei kein Auge trocken bleibt, rüstet man sich zum Kirchgang. In und um den Pfarrhof versammeln sich alle Hochzeitsgäste, zuweilen je nach Umständen auch im Gasthause, von wo aus sich der Zug in Bewegung setzt. Der „Brautzug“ bietet noch immer ein Schaustück, das viele Zuseher herbeilockt. In den Möllthaler Bergen kündigt er sich schon von ferne durch das Geknatter der Pistolen an. Den Vortrab bilden die Dorfmusikanten. Die an diesen Vortrab mit den Brauthirten sich anschließenden lebensfrohen, muskelstrammen Bursche mit blumenbekränzten Hüten haben vollauf zu thun,



Das Festmessen im Wollthal.

um ihre Pistolen zu versorgen zur Unterhaltung eines mit ihrem Sauchzen gemischten Lauffeuers. Aus diesen Tirailleuren des Hochzeitzuges blickt uns der Schalk der Fastnacht entgegen, während man aus den Mienen der Nachfolgenden die Wichtigkeit und den Ernst des feierlichen Actes herauslesen kann. Neben dem Ladmann schreitet bedächtigen Schrittes der Bräutigam, dann folgen die Mander, die Jungfrauen, endlich der Brautführer mit der Braut im fest unter dem Kinn geschlossenen Lodenkleide. Der einzige Schmuck, den sie trägt, ist das rothe um den Hutgupf geschlungene Band. Den Schluß bildet die Brautmutter mit den übrigen weiblichen Gästen.

Im Gailthale trägt die Braut einen weißen, das Haupt verhüllenden Schleier und einen silbernen oder vergoldeten Brautgürtel, jeder ledige Hochzeitsgast aber ein rothes Band auf dem Hut, und zwar am obersten Rande desselben. Der Brautkranz und die Eheringe werden von der Brautjungfrau auf einem blanken Teller der Braut vorangetragen. Ist es in der Kirche zu Ende und der „Johannissegen“ getrunken, so wirft der Bräutigam oder der Brautführer im Presbyterium oder vor dem Portal der Kirche Kupfermünzen unter die zahlreich versammelte, um dieselben am Boden sich balgende Dorfjugend, ein Brauch, der im Gailthale des Haussegens halber bei keiner Hochzeit unterbleiben darf. Beim Hochzeitsmahl, das in der Regel aus zwölf „Nichten“ besteht und bis in die Nacht hinein dauert, da nach jeder „Nicht“ lustig getanzt wird, hat jede Hochzeiterin einen Beisitzer, der sie auf den Tanzplatz führt; für diesen Freundschaftsdienst erhält er von ihr ein Packet Cigarren. Nach den Ehrentänzen geht man ans „Brautstehlen“. Die Braut wird in das nächste Wirthshaus geführt, wo auf Kosten des Brautführers gezecht und die Braut schließlich mit Musik abgeholt wird. Beim „Hamziehen“ macht das Brautpaar in der Vorlaube des Wirthshauses, wo sich die Musikanten aufgestellt haben und einen „Steirischen“ aufspielen, ein Tänzchen, der Volksmund sagt: „damit man das Kreuz nit nacher ziehen hört“. Zu Hause angekommen, findet es Thür und Thor verschlossen, erst nach langem Wortkampfe wird die Hausthür geöffnet und die alte Mutter, oder wer sonst das Mahl, das zu allem Überflusse noch im Hause eingenommen wird, bereitet hat, überreicht der Braut einen Laib Brot, einen Schlüssel und eine Henne, welche letztere sie schnell fallen läßt. Bleibt die Henne im Hause, so bedeutet das Glück in der Ehe.

Im Lessachthale war das „Gürtelwerfen“ im Brauch. Vor dem Kirchgang umgürtete der Bräutigam die Braut mit dem silbernen Brautgürtel, dabei suchte er ihr denselben über den Kopf zu werfen, was sie zu verhindern trachtete. Gelang es ihm, so war das ein Zeichen, daß nicht „Sei“ (das Weib), sondern der Bräutigam der Herrscher im Hause sein werde. Im Gailthale wird einem Brautwerber, wenn er abgewiesen wird, in der Nacht ein „Schlegel“ (Hammer) mit Pechöl an die Außenwand seines Hauses gemalt,

eine Anspielung auf seine mißlungene Brautwerbung. „Er hat einen Schlegel gekriegt“ ist eine stehende Redensart.

Als Nachhochzeit findet in einigen Ortschaften des Obergailthals das „Schüsselwerfen“ statt. Eine Woche nach der Hochzeit ziehen die Bursche von Haus zu Haus und bitten um schadhaftes Küchengeschirr, das sie, wenn es ihnen nicht freiwillig ausgeliefert wird, heimlich entwenden. Wenn sie ihren Rückkorb gefüllt, begeben sie sich in später Nachtstunde vor das Haus der Neuvermählten, schleichen in die Vorlaube und stimmen, im Kreise sich vor der Kammerthür aufstellend, ein monotones Lied an. Eine Probe davon:

„Es schläft Alles schon,
Wo wir hiaz klopfen an,
Der Tag hat sich geendet,
Die Hochzeit is vollendet.

Braut und Bräutigam
Schlafstis nun in Gottsnam.

Wir wünschen euch den lieben G'sund
Alle Tag und alle Stund. u. s. w.

Wir singen euch zum B'schluß,
Mit einem Freudenb'schluß,
Soviel als Häfen'scherben
Soviel soll'n Kinder werden.“

Nach jeder Strophe werden die Häfen und Schüsseln mit Gewalt an die Stubenthür geworfen, daß die Scherben weit umherfliegen. Das Gepolter zieht die Nachbarn herbei. Nach Vollendung des Liedes trippelt Jung und Alt über die Scherbenhaufen in die vom jungen Ehepaar geöffnete Stube, wo ein Tisch mit Brot und „Geist“ für die Sänger bereit steht. Auf das „Hackbrett“ oder eine Harmonika hat man nicht vergessen, und so wird gezecht und getanzt bis spät in die Nacht hinein.

Im Lieserthal und im Lavantthal findet ebenfalls das „Brautstehlen“ statt. Die Mutter darf am Ehrentag der Tochter nicht theilnehmen, daher eine Fremde ihre Stelle vertritt. War ja die rechte Mutter bei der Taufe der Tochter auch nicht zugegen, warum soll sie bei der Trauung sein? meint der Volksmund. Nach der Trauung wird der „Johannisseg'n“ getrunken. Im Wirthshaus angekommen, verfügt sich die neue Ehefrau in die Küche und salzt im Beisein der Kranzjungfer und Brautmutter die Hochzeitsuppe. Bei dieser Gelegenheit läßt sie einen Thaler in den Salzkübel fallen, welcher der Köchin gehört.

Im Lieserthal ist der Brautführer die lustige Person und Seele der Gesellschaft, indeß im Lavantthal der Baßgeiger für die Unterhaltung der Gesellschaft zu sorgen hat. Kommt das Brautpaar ins eigene Heim, so findet es die Thüre des Hauses verschlossen. Nach heftigem Pochen und gereimtem Polemisiren öffnet sich dieselbe und das Gefinde tritt aus der Flur und die Altdirn (Maierin) überreicht auf einem blank gescheuerten Teller die Thürschnalle und begrüßt die neue Bäuerin. Hier und da überschüttet man die neue Frau auch mit Getreide, ein Symbol des künftigen Segens.

Von der Hochzeitstafel erhält jeder Gast sein „Bjchadessen“. Nach dem Mahle, im Lavantthal schon während des Mahles, wird der Ehrentanz und nach Mitternacht das „Kranzlabtanzen“ inscenirt.

Interessant ist das Hochzeitsceremoniel der windischen Gailthaler; das Charakteristische dabei ist, daß zur Hochzeit geritten wird, selbst der „Vader“ mit dem „Sapo“, einem Kranz von Flittergold als Hutschmuck, erscheint zu Roß und macht vor der Hausthür seine Einladung; ein Laib Brot wird ihm dargereicht, um sich ein „Scherzchen“ davon abzuschneiden, wie es überhaupt Sitte im Gailthal ist, jedem Gast, wenn er in die Stube tritt, einen Brotlaib und ein Messer vorzulegen. Bei Überführung des Brautkastens kann man auf den Vermögensstand der Braut einen Schluß machen, denn ihre Ausstattung, und alles was sie in die Ehe mitbringt, wird auf dem Wagen zur Schau ausgestellt.

Der Hochzeitstag selbst bietet ein farbenreiches Bild. Betrachten wir uns einmal das Brautpaar im Festschmuck. Die Braut erscheint in der gewöhnlichen Gailthaler Tracht, dem kurzen Rock und bunten Busentuch, nur trägt sie eine weiße gestickte Schürze, den reichausgenähten Ledergürtel (Paß) um die Mitte, die gefältete Haube (Peča) oder ein farbiges Kopftuch und darüber ein mit einer dicken Seidenschnur umwundenes Filzhütchen auf dem Haupte. Ihre über den blendend weißen Hemdkragen herabhängenden Zöpfe sind mit Blumen und Bändern durchflochten. Der Bräutigam ist eine weniger auffällige Erscheinung. Gewöhnlich trägt er einen langen, mit Krägen besetzten Mantel, eine bunte Weste aus Seidenstoff mit silbernen Kugelknöpfen, hohe Stiefel und auf dem niederen Filzhut die vielfarbige Seidenschnur.

Am Hochzeitsmorgen erscheinen die Bursche hoch zu Roß, oft bei dreißig an der Zahl, die Pferde von schwerem Schlag sind mit rothen Bändchen zierlich aufgezupft, von einem Sattel ist keine Rede, diesen ersetzt eine einfache „Wollkoze“. An ihrer Spitze reitet der „Fandlführer“ mit dem Bräutigam. Ersterer trägt ein rothes Fähnchen, das er bis zum „Abgeigen“ nicht aus der Hand geben darf. In raschem Galopp setzt sich der Reitertrupp in Bewegung, um die Braut, die oft in einer entfernten Ortschaft wohnt, abzuholen. Vor dem Hause der Braut wird Halt gemacht und ein nationales Lied angestimmt, Bräutigam und Fähnrich springen vom Pferde, um in das Haus einzutreten, aber der Schutzmann kommt ihnen mit einer Ofengabel entgegen und ruft: „Wer seid ihr und was wollt ihr?“ Der Fähnrich verlangt die Herausgabe der Braut, statt derselben erscheint zumeist ein altes häßliches Weib, das, mit schallendem Gelächter empfangen, schnell sich entfernt. Darauf wird die Kranzjungfrau vorgeführt, endlich erscheint die Braut, welche der Bräutigam mit einem Handschlag begrüßt.

Auf dem Wege zur Kirche wird die Braut, wenn sie aus der Ortschaft hinausgeheiratet, aufgehalten. Zwei Bursche halten eine Kette über den Weg, die übrigen stellen

sich links und rechts der Reihe nach auf. Die Braut hat ihren Vermögensverhältnissen entsprechend sich „auszukaufen“. Weigert sie sich das Verlangte zu geben, so lassen sie den Zug ungehindert passiren, aber hinter ihrem Rücken wird ein „Schapp Stroh“ angezündet. Wenn ein Bursche wegheiratet, machen die Gitschen (Mädchen) die „Sperre“. Das Lösegeld wird für eine Tanzunterhaltung am Sonntag nach der Hochzeit verwendet, in welcher letzterem Falle die Gitschen die Bursche dazu einladen, dieselben bewirthen, ihnen „Vidlan“ aufgeben, kurz die Rolle der Bursche spielen bis zur Abenddämmerung, wo sie dies Recht wieder der Burschenschaft überlassen. Bei jedem Wirthshaus wird eingekehrt. Die ganze Zeche zahlt der „Fandlführer“ für die Mander, die Burschen sind zechfrei.

In der Kirche beim Opfergang hat der Fährich den Vortritt. Die Brautmutter legt einen Laib Brot und eine Wurst als Opfer auf den Altar. Nach der Trauung wird in manchen Orten der „Johannisseggen“ nicht aus Gläsern, sondern aus dem Altarglöcklein getrunken, das unter den Hochzeitsgästen die Runde macht. Beim Auszug aus der Kirche bleiben die Brautleute an der Pforte stehen, wo sie von den Hochzeitsgästen kleine Geschenke in Empfang nehmen. Die Braut wirft einen Theil davon rückwärts, der Bräutigam vorwärts unter das Volk, damit sie mit reicher Nachkommenchaft gesegnet werden, der Rest wird in den „Brunntrog“ geworfen.

Von der Kirche geht der Zug zunächst zum Hause des Bräutigams, wo die alte Hausmutter dem Brautpaar mit einem Laib Brot, auf welchem zwei Schlüssel in Kreuzform liegen, entgegenkommt. Die Braut zerschneidet das Brot in Stückchen und vertheilt es unter die umstehenden Armen. In das letzte Stückchen steckt sie eine Silbermünze und ein Knabe läuft damit um das Haus, damit es vor Unglück bewahrt bleibe. Darauf bringt die alte Mutter eine Henne herbei und läßt sie über den Kopf der Braut ins Haus fliegen; diese Henne wird als ein Sühnopfer betrachtet, das allen etwaigen Zauber von der künftigen Hausfrau behebt. Nun erst betritt die Braut das Haus und besprengt alle Räumlichkeiten desselben mit Weihwasser.

Beim Hochzeitsmahle dürfen Braut und Bräutigam nur einen Löffel und einen Teller gebrauchen. Die Braut trachtet auf den Rockschößeln des Bräutigams zu sitzen, damit sie, wie man meint, die Oberherrschaft im Hause behalte, das heißt ihren Mann sein unter den Pantoffel bringe.

Originell ist das „Trinkgeldgeben“ für die Köchin. Der Brautführer bringt aus der Küche einen ästigen Stock, auf welchem allerlei Eßwaaren aufgespießt sind, die Brautleute kosten davon und stecken in dieselben das Trinkgeld für die Köchin. Der Brautführer trägt den mit Geld bespickten Stock in die Küche und übergibt ihn dem Küchenpersonale. Am Schlusse des Mahles, während die Krensaucen verzehrt wird, findet das „Abgeigen“ statt, wobei ein Mundgesang mit Musikbegleitung angestimmt wird und das Fährchen des

„Sandträgers“ von einer Hand in die andere wandert. Wenn die Brautleute Nachts nach Hause ziehen, hat sie der Schutzmännchen zu begleiten und die Braut zu ermahnen, nach alter Sitte die ersten drei Nächte (Tobiasnächte) nach der Hochzeit auf der Bank zu schlafen.

Gebräuche bei Sterbefällen. Eigenartig sind auch die Gebräuche, wie sie bei Sterbefällen im Kärntner Oberlande hier und dort vorkommen. Wenn der Kranke dem Verschiden nahe ist, eilen die Nachbarn herbei, um ihm Beistand zu leisten und zu beten. Die geweihte Wachskerze wird angezündet und mit dem Margarethenglöcklein unter dem Bette, unter Tisch und Bank ohne Unterlaß geläutet (Obergailthaler); so weit man den Klang des Glöckleins hört, heißt es, hat der Teufel keine Macht, und wenn der Sterbende verschieden ist, da zieht man mit dem Glöcklein klingelnd drei Kreise um die Leiche; dann wird dieselbe mit Weihwasser gewaschen, aufgebahrt, mit der „Überdon“ (ein Stück Leinwand) bedeckt und mit einem „Zwirnfaden“ vom Kopf bis zu den Füßen überspannt, der mit drei aus dünnen rothen Wachskerzen gebildeten Kreuzchen befestigt wird. Das Gefäß mit Weihwasser, das zum Waschen der Leiche diente, darf nicht im Hause bleiben, sondern muß „verworfen“ werden. Schließlich steckt man dem Verstorbenen noch einige geweihte „Palmbuzel“ (Blütenkätzchen der Weide) in die Tasche und stellt neben denselben ein Gefäß mit „Weihbrunn“, ein Holzkreuz zu seinem Haupte und ein Licht, das nicht „abgeräuscht“ (geputzt) werden darf. Abends füllt sich die Stube wieder mit Leuten, um bei der Leiche zu „wachen“. Die Nacht hindurch wird gebetet oder gesungen. Gegen Mitternacht werden die „Wacher“ mit „Geist“ und Kaffee tractirt, damit sie fein munter bleiben, denn wo Jemand „auf Erden liegt“, soll man nicht schlafen. So lange die Leiche im Hause ist, dürfen nur die nothwendigsten Arbeiten verrichtet werden, da die Ruhe des Todten nicht gestört werden soll.

Am Begräbnistage selbst geht man zur „B'stattung“; da kommen die Nachbarn, Verwandten und Bekannten oft von weit entlegenen Pfarrsprengeln herbei, um dem Dahingegangenen die letzte Ehre zu erweisen. Ehe man das Trauerhaus verläßt, wird gewöhnlich Kaffee servirt. Ein Verschmähen des Gebotenen wird als eine Beleidigung angesehen. Hat der zuletzt Angekommene seine Schale Kaffee geleert, so wird der Sarg, nachdem man von dem Todten Abschied genommen, in die Vorlaube hinausgetragen, an der Thürschwelle dreimal gesenkt und gehoben und die Träger sprechen: „Gelobt sei Jesus Christus, dacher kommer nimmer.“ Bei den Saun- und Gailthaler Slovenen legt man einen Palmbusch auf die Thürschwelle und rückt den Sarg dreimal drüber hin und her, was dem Verstorbenen das Zurückkehren in das Haus verwehren soll; auch geben sie der männlichen Leiche wie im Lavantthal den Hut mit in das Grab. Noch ist zu erwähnen, daß sie gleichsam als eine Zehrung für den Verstorbenen in ein dem Friedhofe näher gelegenes Nachbarhaus drei Gaben: Mehl, Schmalz und Brot zu senden pflegen.

Im Thal ist es ein Leiterwagen, auf den Bergen das „Geröd“ (ein zweirädriger Wagen), im Winter ein Schlitten, auf welchen der mit der „Überdon“ bedeckte Sarg nun mit Stricken festgebunden wird. Ein Ochsenpaar oder ein Pferd wird vorgespannt, und so setzt sich der Zug in Bewegung, welchem die Leidtragenden folgen; voraus schreitet ein Mann mit einer Laterne oder mit einem Holzkreuz für das neue Grab, — ein schlichter, prunkloser Leichenconduct, der unter keiner Bedingung vom sogenannten Kirch- oder Todtenwege abweichen darf. Im Möllthal glaubt man, daß die Pferde viel leichter ziehen, wenn sich ein Knabe oder ein Mädchen auf die Truhe setzt. Nach der Beerdigung — der landläufige Ausdruck dafür ist im Gailthal „Untermachen“ — und nach dem Trauergottesdienst in der Dorfkirche, wobei die an den Betstühlen angeklebten Wachskerzchen für die arme Seele abgebrannt werden, findet am Friedhof die Betheilung der Armen mit Weizenbrotten — im Glanthal kommen bei besseren Leichen oft über hundert Arme zusammen, welche alle bewirtheet werden — und im Gasthause der „Leichentrunk“, bestehend aus „Geist“, Wein und Brot, statt, welcher im Kärntner Oberlande das Finale jedes Leichenbegängnisses bildet. Unter den unterkärntnischen Slovenen wird wie unter den Deutschen Unterkärntens, namentlich im Lavantthal, das Todtenmahl (sedmina oder karmina) im Gasthause eingenommen. Da kommt nebst Wein und Bier auch Suppe, Schweinsfleisch und Sauerkraut, dann Kaffee auf den Tisch. In den Zwischenpausen, wo aufgetragen wird, pflegt man den Rosenkranz zu beten.

Wie aus Allem ersichtlich, zieht durch die Sitten und Bräuche eine bajuvarische Eigenthümlichkeit und in ihnen charakterisirt sich das liederreiche, biederbe Kärntnervolk, auf das zutreffend der Bierzeiler paßt, der da lautet:

„Die karntnerisch'n Leutlan
Seint treu und bidar,
Und a karntnerisches Liabl
Halts im Herz'n widar!“

Deutsche Literatur, Dialect und Dialect-Dichtung.

Deutsche Literatur. — Nach der stillen Klosterzelle führen um die Wende des XI. und XII. Jahrhunderts die ersten Spuren deutscher Dichtung in Kärnten. Es war damals eine böse Zeit, die Zeit des Investiturstreites, und die Wogen des harten Kampfes zwischen Kaiser und Papst schlugen bis an die äußersten Marken deutschen Lebens. Allmählig kehrte die Ruhe wieder und Kärnten dürfte eines der ersten Länder gewesen sein, welches der Segnungen des Friedens theilhaftig wurde. Damals hielt nämlich in Salzburg Erzbischof Gebhard den Krummstab in starker Hand und suchte durch Gründung

und Umgestaltung von Klöstern wiederum christliches Leben in seinen Sprengeln zu wecken und durch Herbeiziehung von Priestern aus strengeren Orden den Verfall der Zucht aufzuhalten. Ein reger Wettstreit für höhere Ausbildung befeelte bald allgemein die Klosterbrüder; Lehre und Beispiel weckten Nachahmung, ja sie zogen gar Manchen aus dem wüsten Weltgetümmel in die stille Zelle und drückten ihm statt des Schwertes die Feder in die Hand, um die Schriften der heiligen Väter oder der Dichter des Alterthums abzuschreiben. In der beschaulichen Ruhe erhob sich der Geist wohl auch in weisevoller Stimmung zum Lobgesang Gottes, zur dichterischen Bearbeitung der heiligen Schrift, die Legende folgte, bis die Weltchroniken zur Verherrlichung der Helden und zum weltlichen Liede überführten.

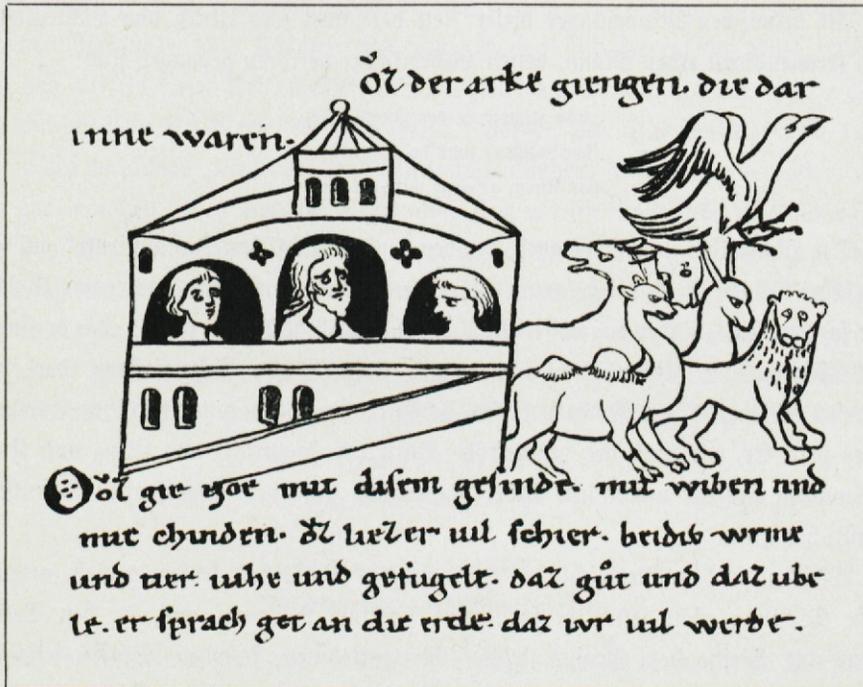
Diesem Gang geht die ältere deutsche Dichtung in Kärnten und ihr Einfluß erstreckt sich bald über die Nachbarländer bis hinaus an die Donau. Gerade zur Zeit des heftigsten Streites zwischen Kaiser und Papst (vor 1088) war am Nordufer des Millstätter Sees ein Benedictinerkloster entstanden, welches bald der Träger der geistlichen Dichtung im Lande wurde. Von der Hand eines Mönches dieses Klosters rührt zweifellos die Pergamenthandschrift her, die, gegenwärtig im Besitz des kärntnischen Geschichtsvereines, ein kleiner poetischer Schatz für die damalige Zeit genannt werden kann.

Diese Handschrift enthält vor Allem eine dichterische Bearbeitung des ersten und zweiten der Bücher Moses. Mit kindlicher Naivität schildert der Dichter besonders das Paradies und die Sündflut und nicht minder anziehend weiß er die Schilderung des Auszuges der Israeliten aus Egypten und die Ausrüstung der beiden Kriegsheere nach altdentscher Weise und unter Führung von Herzogen und Grafen, die zur Heerfolge aufgeboden wurden, zu gestalten. Aber auch noch andere Reimdichtungen enthält die Sammlung; so den symbolisirenden Physiologus; ein Gedicht „Vom Rechte“; ein weiteres „Vom verlorenen Sohn“; den Anfang des Gedichtes „Vom himmlischen Jerusalem“ und endlich ein Gedicht „Von der Hochzeit“, eines der lieblichsten älteren Gedichte mit parabolischer Schlußdeutung, dessen Inhalt sich, wengleich abgeblaßt, in einer oberkärntnischen Sage noch bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Die beigegebenen Zeichnungen sind mit schwarzer, rother und blauer Tinte ausgeführt.

Auch die Legendendichtung blühte um diese Zeit in Kärnten, wengleich nur mehr Bruchstücke, die sich im Canonicatsarchive zu Maria-Saal vorfinden, davon Zeugniß geben. So unter anderem ein Johannes der Täufer von einem Priester Adelprecht und der Anfang einer Legende vom heiligen Veit. Fügen wir noch hinzu, daß das in der steirischen Vorauer Handschrift enthaltene Gedicht „Von der Wahrheit“ auch mit größter Wahrscheinlichkeit einen kärntnischen Dichter zum Verfasser hat, daß das sogenannte Lienberger Bruchstück der Kaiserchronik Zeugniß gibt von dem Vorhandensein einer der ältesten

Handschriften derselben in Kärnten, die der ursprünglichen Bearbeitung ziemlich nahe gestanden, so sind dies deutliche Belege für die rege Theilnahme Kärntens an der deutschen Dichtung zu einer Zeit, da sie in den übrigen deutschen Landen fast keine oder nur sehr karge Pflege fand.

Den Reigen der geistlichen Dichtungen schließt ein Hymnus an den heiligen Geist. Abermals ist es das Willstatter Kloster, dem wir diesen Hymnus, freilich nur in einer Abschrift, verdanken. Wie anderwärts wanderte die Dichtung auch in Kärnten aus dem



Miniatur und Text aus der sogenannten „Willstatter Handschrift“.

Kloster an den Fürstenhof. Wie der Babenberger Hof in Wien, so bildete der Hof der Sponheimer zu St. Veit namentlich unter dem kunstsinigen Bernhard den Mittelpunkt geistigen Lebens in Kärnten. Die Herzogsburg dajelbst wurde bald der Sammelplatz heimischer und nachbarlicher Sänger. Herr Walther von der Vogelweide weilte als gern gesehener Gast längere Zeit am Hofe Bernhards und wurde mit mancher werthvollen Gabe beschenkt. Scheelsucht und Neid jedoch, die unzertrennlichen Gefährten des Talentes und Verdienstes, hefteten sich auch an seine Sohlen und „verkehrten ihm seinen Gesang“. Dem Schlenzen und Scherwenzen von Herzen gram, wandte er sich grollend ab vom Hofe eines Fürsten, den er „ein kluger Gärtner“ vergeblich im Liede gemahnt, daß er „daz boese unkrüt besunder üzbreche“, damit es nicht die edlen Kräuter überwuchere und ersticke.

Mit den Worten:

„Edel Kerendaere, ich sol dir klagen sere,
Miltre fürste, marteraere umb' ere,
i'n weiz wer mir in dñem hove verkeret minen sanc.“

greift der gekränkte Sängerkürst zum Wanderstab, erfüllt von Sehnsucht nach dem wohnlichen Hofe von Wien; wahrscheinlich fand er jedoch die ersehnte Raft erst in Thüringen bei dem „beständig milden“ Landgrafen Hermann.

Als heimischen Minnesänger dieser Zeit bezeichnet uns Ulrich von Lichtenstein in seinem Frauendienst einen Mann, dessen Lieder leider verloren gegangen sind:

„von Himmelberc der muotes rich
(her Zacheus was er genant),
von sinem gefange wite erkant.“

Der Himmelberger war es auch, der den „mittelalterlichen Don Quixote“ auf seiner Venusfahrt (1218) durch die bekannte Mönchsmascherade verspottete, bis er von Ulrich im Tjoste so gewaltig „hinder daz orffe (Ross) âf daz lant“ geworfen ward, „daz er sinnelôs gelac.“ Ein anderer heimatlischer Sânger war Leopold von Scharfenberg, der in die Fußstapfen Neithards von Neuenthal, des Schöpfers der sogenannten höfischen Dorfpoesie, getreten war. Er, wie auch der minnefrohe Burggraf (Heinrich) von Lienz und Kunrat von Sunnegg aus der windischen Mark fanden am Hofe der sangesfrohen Sponheimer ein gastliches Heim.

Während in den österreichischen Ländern das Volksepos kräftig gedieh, artete die höfische Dichtung nicht selten in farb- und geistlose Reimerei aus, da den Dichtern meistens die Weihe des Genius fehlte, die entlehnten fremden Stoffe selbständig aufzufassen und mit Freiheit zu behandeln. Ein solcher Sânger ist der Dichter der Krone, Heinrich von dem Türkin, wie ihn Rudolf von Ems im Alexander und wie sich der Dichter auch wohl selbst nennt: „ich heiz von dem Türkin der werlte kind Heinrich“. Er ist der Vertreter des Verfalls der höfischen Dichtung nicht bloß in Kärnten, sondern im Allgemeinen. Das Geschlecht derer „von dem Türkin“ war, wie der Reimchronist Ottaker zu sagen weiß, in St. Veit begütert. Um 1220 mochte nun Herr Heinrich sein aus 26.967 Versen bestehendes Gedicht verfaßt haben. In keiner anderen Dichtung des Mittelalters ist das Zauberwesen greller aufgetragen als in dieser und darin, nicht im dichterischen Werthe dürfte auch der Erfolg dieses Gedichtes liegen, dessen Anlage planlos ist und welches Abenteuer auf Abenteuer in einförmiger Weitsehweifigkeit erzählt. — Eine einfache, in sich wohl abgerundete Erzählung enthält dagegen die Dichtung seines Namensvetters Ulrich von dem Türkin, der vermuthlich zwischen 1269 und 1275 am

Hofe des Böhmenkönigs Ottokar II. lebte. Seine Dichtung ist eine Ergänzung zum Wolfram'schen Willehalm. — Von da ab verstummt der Kunstgesang. In anderen Ländern deutscher Zunge war er von den Höfen und Burgen in die Städte eingezogen, wo die Meister ihn pflegten. Kärnten fehlte es an größeren städtischen Gemeinwesen, es weiß daher wohl von Meistern, die kurze Zeit auf ihren Fahrten hier weilten, wie Heinrich von Meissen, zu erzählen, selbsteigene hatte es nicht. Dafür begann wie in den Nachbarländern auch hier das Volkslied sich seinen Boden zu erkämpfen, auf dem es bald frische Blüten trieb. Die Volksballaden, die uns freilich nur in karger Lesefolge die Sammlung deutscher Volkslieder aus Kärnten von Pogatschnigg und Herrmann bietet, reihen sich wohl den ältesten dieser Art an. Der größte Theil der älteren Volkslieder dürfte in letzter Zeit von der Flut der Bierzeiler hinweggespült worden sein. Das geistliche Lied, von dem man in den vergilbten „Liederbüschen“ (Liederjammungen) unserer heutigen Kirchensänger noch gar manchen lieben Bekannten aus alter Zeit antrifft, fand seine Ausbildung wie in allen deutschen Landen so auch bei uns hauptsächlich in den Tagen der Reformation. Auch zu den sogenannten Exulantenliedern lieferte Kärnten sein gut Theil; es sind dies Reliquien aus den Tagen herber Trübsal, da mancher Edle, darunter auch Hans von Rhevenhüller, die Heimat mit der Fremde vertauschen mußte. Die noch vor einem Menschenalter vom Landvolk mit Vorliebe gepflegten Klosterräthsel „Was ist Eins? Zwei? u. s. w.“ z. B.:

„Mein Freund! was frägt du mi?“

„„I fräg di: was is ans?““

„Ans, das is Gott allan,

der da lébt und der da schwébt

Im Himmel und auf Erden“ u. s. w.

wurzeln ebenfalls in dieser Zeit. — Nicht minder gehören die dramatischen Darstellungen biblischer Stoffe und die noch heutzutage üblichen Weihnachts-, Dreikönigs- und Christi-Leidensspiele mit ihren Anfängen dieser Zeit an.

Eine traurig nüchterne Zeit folgte, die kein frisches Reis zu treiben vermochte. Die geistige Stumpfheit, welche die verheerenden Türkeneinfälle im XV. Jahrhundert erzeugten, der religiöse Streit des XVI. und die sturmbewegte Zeit des XVII. Jahrhunderts nährten, vollendete die Bildungsrichtung, die nach der Gegenreformation von den Lateinschulen ausging. Am Gymnasium zu Klagenfurt war mit dem deutschen Sprachunterricht auch das Lesen deutscher Schriftsteller ausgeschlossen und erst seit 1753 hören wir von der Aufführung deutscher Schulkomödien daselbst. Kein Wunder daher, wenn das dichterische Schaffen, eine ärmliche Nachahmung der zweiten schlesischen Dichterschule, sich nur in schwülstigen lateinischen Lob- und Gelegenheitsgedichten und matten, witzlahmen Epigrammen gefiel. Eine rühmliche Ausnahme macht das in lateinischen Hexametern

abgefaßte epische Gedicht des Ossiacher Abtes Virgilius Gleißberger „Boleslaus II.“, welches eine Zierde der lateinischen Dichtkunst neuerer Zeit genannt werden kann. Unter den geschilderten Verhältnissen konnte sich daher höchstens ein Paul Khepitz, wahrscheinlich Stadtschreiber in Klagenfurt, zu einer schlecht gereimten deutschen Chronik dieser Stadt und des Landes von 1511 bis 1611 begeistert fühlen und ein Unbekannter ein in Knittelversen abgefaßtes „Vöbliches Stättrecht zu Klagenfurt“ als traurigen Zeugen für die Verjämacherei dieser Zeit liefern. Selbst die um anderthalb Jahrhunderte später erschienenen dichterischen Erzeugnisse eines J. Radischnigg und des St. Pauler Abtes Anselm von Edling erheben sich nicht über die Stufe von Versuchen. Das XVI., vor Allem aber das XVII. Jahrhundert ist auch die Zeit, in welcher die meisten kärnthnerischen Pergamenthandschriften der Vernichtung preisgegeben und nicht selten zu Überzügen von Buchdeckeln verwendet wurden. Bessere Zeiten kamen als eine Folge der durch die neue Schulordnung Maria Theresias geweckten Bildung und des frischen Geistesodems der folgenden Zeit, sowie des erwachten Selbstbewußtseins und der begeisterten Vaterlandsliebe, die um so mächtiger in Kampf und Lied aufloderte, je schwerer die Hand des französischen Eroberers auf dem erwachten Volke lastete.

Gerade in den Tagen der härtesten Bedrückung, als der Feind das kleine Kärnten gar in zwei Theile zerrissen hatte, vereinigten sich mehrere hochgefinnte Männer zur Gründung und Herausgabe einer Zeitschrift, die „Carinthia“ heißen und deren Hauptaufgabe die Vertretung vaterländischer Interessen sein sollte (1811). Dr. Gottfried Kumpf (geboren am 9. December 1781 zu Klagenfurt, gestorben am 21. Februar 1862 ebendasselbst) hat daran das Hauptverdienst, wie er auch wenige Jahre später die „Kärntnerische Zeitschrift“ zu demselben Zwecke gründete. Auf die Fahne des Unternehmens schrieb er: „Treue und innige Vaterlandsliebe ist der Born, dem die edelsten Bürgertugenden entquellen“, und diesen Wahlspruch bethätigte bald die kleine Schar, die sich um das Banner drängte. Bald vereinte sich damit der Geist, der aus den Werken der Romantiker wehte. Der reiche Sagen- und Märchenschatz der Heimat wurde gehoben und im Liede lebte die Erinnerung an eine rühmliche Vergangenheit auf. Die Geschichte des romantischen Ritterthums, das einst in Kärnten so reich geblüht, lieferte vielfältigen Stoff zur dichterischen Bearbeitung. Daneben sprach sich ein treuinniges, kindliches Anschmiegen an die Natur in wohlklingendem Liede aus. Begeisterung für die Glorie der Sage einerseits, Begeisterung für die Wunder der Schönheit unseres damals noch wenig gekannten Alpenlandes anderseits sind die beiden Hauptrichtungen der Dichtkunst, die in der damaligen „Carinthia“ würdige Vertreter fanden. Die schwäbischen Dichter, vor allen Uhland, wurden die Vorbilder für die Balladen, Eichendorff für die Liederform. So bildete denn die „Carinthia“ den Heimgarten der vaterländischen und auch vieler nachbarlichen Sängers, die sich hier

zusammenfanden wie einst am Hofe Bernhards die Sanger der Minne, und sie blieb auch ein Sangerheim durch fast ein Menschenalter, bis einerseits der Born heimischer Stoffe aus Sage und Geschichte gröstentheils erschöpft schien, andererseits aber die allgemein nüchterne materialistische Zeitströmung sich dem dichterischen Schaffen abhold zeigte. In den älteren Jahrgängen dieser einst von Jung und Alt in Kärnten so gern gelesenen Zeitschrift treffen wir daher auch auf Namen, die in der deutschen Literatur überhaupt



Adolf Ritter von Tschabuschnigg.

einen guten Klang haben. Während sich Fellingner, Budik und Pieznigg im Drama mit wenig Glück versuchten, hatten ihre lyrischen und epischen Schöpfungen günstigeren Erfolg. Wacker und freudig schritt der Sanger von „Des Kärntners Vaterland“, Johann Laurer Ritter von Gallenstein, als Bannerträger voran; begeistert folgten ihm S. M. Mayer (pseudonym „Julius Proben“), Jenull, C. A. Ullepitsch, J. Holzer Ritter von Buzzzi, K. Kroner, P. Kenn, E. von Lanner und G. Schellander. Ihnen schlossen sich endlich noch an J. D. Gallisch, B. Rizzi und A. Ritter von Tschabuschnigg.

Adolf Ritter von Tschabuschnigg, geboren am 20. Juli 1809 zu Klagenfurt, ist gestorben am 11. November 1877 zu Wien. Seine dichterischen Schöpfungen bilden den

Übergang aus der vormärzlichen Zeit in die Gegenwart. Seine Dichtungen „Nach der Sonnenwende“ sind Perlen der modernen Lyrik geworden. In den Novellen, die mit echt kärntnischer Gemüthlichkeit geschrieben sind, waltet noch der Geist der Romantik. Mit den Romanen steht er dagegen ganz auf dem Boden der modernen socialen Frage. Sein culturhistorischer Roman „Grafenpfalz“ dürfte den besten dieser Art würdig an die Seite zu stellen sein. — Auch die jüngste Zeit reifte manches schöne Talent in Kärnten. Ihr gehören außer den Dichtern Th. Jariß: „Schwanentöne an mein geliebtes Kärnten“, F. von Benedict: „Die Guzman“, L. Germonik: „Kornblumen“, „Alpenglüh“, auch L. Wenger, R. Waizer und andere an, deren Lieder sich in verschiedenen Zeitschriften finden.

Fritz Pichler (geboren 7. Juli 1834 zu Klagenfurt) hat sich nicht bloß durch seine kräftig ernsten Balladen und Novellen, sondern auch dadurch um die deutsche Dichtung in Kärnten verdient gemacht, daß er die Lieder eines anderen, leider zu früh verstorbenen Kärntner Sängers, Gustav Bogensberger, sammelte und herausgab. Wuchtige Töne schlägt der Sohn des eisumstarrten Möllthals, Johann Kleinfurher (Furher von Steinwand) in seiner Liederammlung „Deutsche Klänge“, in „Gräfin Seelenbrand“ und dem Drama „Dankmar“ an. Hohen idealen Anschauungen weiht seine Kunst der Oberdrauthaler Friedrich Marx in seinen lyrischen Dichtungen „Gedichte“ und „Gemüth und Welt“, wie in seinen Dramen „Olympias“ und „Jacobäa von Baiern“. Th. Schlegel wandte sich in jüngster Zeit wieder der poetischen Behandlung altkärntnischer Sagenstoffe zu. Der Lyriker der Gegenwart ist Ernst Rauscher von Stainberg (geboren am 3. September 1834 zu Klagenfurt). Warme Liebe zur Heimat, edle Männlichkeit, sittlich schöne Haltung und feste, sichere Weltanschauung sind die Grundzüge seiner Dichtungen. „Nora“, ein lyrisch-episches Gedicht, „Am Hochkar“, eine Novelle in Versen, die Idylle „Fiorenza“ und „Die weiße Rose“ sind duftige poetische Blüten. Der durch seine sittlich-ernsten Erzählungen als Jugendschriftsteller bekannte Franz Frisch und der Märchenerzähler F. Franziszi mögen den Reigen schließen.

Dialect und Dialectdichtung. — Kärnten ist eines der großen Thore, durch welches zu Beginn des Mittelalters die Wanderscharen von Norden oder Osten her nach dem sonnigen Süden zogen. Wiewohl weder die rauhen Hochthäler noch die vielen Trümmerstätten früherer Cultur zum Bleiben einluden, so mögen doch, namentlich in den von der großen Heerstraße etwas abseits liegenden Thälern Reste der germanischen Scharen zurückgeblieben sein, die sich unter der slavischen Herrschaft ihre nationale Selbständigkeit bewahrten und dann mit dem immer weiter nach Osten vordringenden bajuvarischen Stamme vermengten.

Sei es dies, seien es die eigenthümlichen Naturverhältnisse des Landes, sei es auch wohl nachbarlicher fremdsprachlicher Einfluß, — genug, es bildeten sich in dem kleinen

Land jene eigenartigen sprachlichen Erscheinungen aus, die man gemeinlich als den Kärntner Dialect bezeichnet, dessen Hauptgebiet die Stufenlandschaften Mittelkärntens sind, einschließlich des unteren Drau- und deutschen Gailthals, während der Westen unter dem Einfluß des anstoßenden Pusterthals steht und der Osten steirischer Einwirkung sich nicht verschlossen hat. Der mächtige Grenzwall der Tauern und das breite Massiv der weidreichen Almen zwischen Kärnten und Obersteiermark sorgten im Norden für möglichste Reinerhaltung der Mundart, wie anderseits im Süden das fremde Sprach- element eine feste Schranke zog. Wohl kann man noch im Katschthal (dem oberen Lieserthal) ein Herübergreifen des Lungauers verspüren, aber nirgends trifft man im Möllthal den Pongauer oder Pinzgauer mit seinem „Hüttal bam Bachal“, nirgends im Metnitzthal den Obersteirer mit seinem rauhen Idiom; erst ins Görtzschitzthal greift die steirische Mundart über das sagenreiche Hörfeld und ins Lavantthal über den Obdacher Sattel und die Paß. Überall gebietet das trauliche, fast kofende *le* und *lan*, ja schon auf der Fladniger Alm, die doch noch halb auf steirischem Boden steht, werden *Seufzerlan g'fat*¹ (gesäet).

Neben den drei Hauptgruppen der kärntnischen Mundart, der westlichen, mittleren und östlichen, lassen sich noch eine Menge von Abstufungen beobachten, zu deren Reinerhaltung die Abgeschlossenheit der einzelnen Thäler und der beschränkte Verkehr derselben untereinander das Ihrige beitragen. So spricht der Lessachthaler anders als sein Nachbar, der deutsche Gailthaler — freilich trennt eine natürliche Thalsperre die beiden von einander. Auch in dem verhältnißmäßig kurzen Lieserthal treten deutliche Unterschiede auf; anders redet der Katschthaler als der Kremstbrucker und Gmündner im mittleren Thal und anders wieder der Bewohner der unteren Thalstufe von Liesereck abwärts. Dasselbe gilt vom oberen Gurkthal und dem Krappfeld, dem oberen und unteren Lavantthal, — vom Glanthal, dem Klagenfurter und Willacher Becken gar nicht zu reden. Überhaupt herrscht auch in Bezug auf die Sprache ein unverkennbarer Unterschied zwischen Berg- und Flachland oder, wie der Möllthaler sagt, zwischen dem „Berger“ und „Thölderer“ (Thalbewohner). Hart und rauh klingt sie in den Bergen, breitbehäbig und gegen die slavische Sprachgrenze hin fast farblos „drunten im Lande“. Eines aber haben alle Abarten mit einander gemein, den eigenthümlich frischen und vollen Klang, der sie besonders zum Gesänge eignet.

Keine der nachbarlichen Mundarten wird so wie unsere durch einen gewissen Zug anheimelnder Behaglichkeit — kärntnische Gemüthlichkeit nennt man ihn — gekennzeichnet. Suchen wir dieselbe nun in der Beweglichkeit der Reinklaute, in den traulichen Rosensilben,

¹ Auf der Fladniger Alm hân i Seufzerlan g'fat,
 Is gâr fans aufgängen, hât der Wind sie verwaft. (Volkssied.)

die wir den Substantiven, Adjectiven und Verben anhängen, in gewissen Füllpartikeln, in den eigenthümlichen Verstärkungs- und Abschwächungsmitteln oder endlich in den wunderjamem, dem Lande ureigenen Wortbildungen, — genug sie ist da und übt auch auf den fremden Kenner ihren eigenen Reiz.

Oft und nicht mit Unrecht wird besonders von den Nachbarn dem Kärntner das „Lei läß'n“ vorgeworfen. In einigen Fällen läßt sich das echt kärntnische Lei mit nur, eben oder sogar ersetzen, meist ist es aber nichts als eine Füllpartikel. Und doch trägt auch sie neben anderen Einschüßeln wie: ha?, wohl, namla, épper, dazu bei, der Rede das Gepräge des traulich Behäbigen zu verleihen. — Der echte Kärntner „g'heit si' a lei nix“¹ um die Neckerei von Seite seiner Nachbarn. — Fragst du nach seinem Befinden — die Antwort wird sein: „nit gâr aus?, lei guet sein läß'n“.

In der westlichen Hauptgruppe des Kärntner Dialectes hat der Lessachthaler am meisten Eigenart und alterthümlichen Charakter in seiner Sprache zu wahren gewußt, was sich aus der natürlichen Abgeschlossenheit des Thalstrichs erklären läßt. Neben dem Urwüchsigem hat diese Mundart etwas besonders Anheimelndes, was wohl in der Erhaltung der Vollvocale seinen Grund haben dürfte. Manches Wort, das in der Schriftsprache längst untergegangen, hat der Bewohner dieses Hochthals erhalten, ja wollte man ihn nach dem Clemm von Ulrich von Lichtenstein fragen, er wüßte gar wohl, daß damit sein Glamaun, das Friaul'sche Gemona gemeint ist.

In das obere Drauthal bis nahe an Sachsenburg, sowie in das Thalbecken des Weißensees dringt deutlich erkennbar noch der nachbarliche Pusterthaler Dialect herein, wengleich er sich in weichere Formen schmiegt. Rauher dagegen und härter als die Sprache des Drauthalers ist die des Möllthalers. Bis in die jüngste Zeit ziemlich abgeschlossen von der Hauptverkehrsstraße und der Außenwelt, hat er gleich dem Lessachthaler besser und zäher seine Eigenart bewahrt als sein Nachbar. Besonders rauh ist die Mundart im sogenannten Großkirchheim, dem oberen Theile des Möllthals; gegen Osten, in den unteren Thalstufen, nimmt die Härte mehr und mehr ab, die Lauteigenthümlichkeiten werden mit der Verbreiterung des Thals spärlicher, der ganze Sprachcharakter weicher. Das über einen großen Theil des Kärntner Oberlandes verbreitete sogenannte Ratjchen, eine besonders scharfe Aussprache des r, tritt hier am stärksten auf, ja nicht selten wird dem anlautenden r noch in alter Weise ein h vorgelegt.

„Wäs werichte für a Brauttklad hâb'n,

O Jungfrau hrein?“

(Altes Volkslied.)

Vom Pusterthaler hat der Möllthaler auch das scht angenommen, aber auch allein=stehendes s verwandelt sich bei ihm öfter in sch. So: Gläsch, Hânisch, Rasch'r.³ Auch das

¹ Kümmerst dich nicht. ² Nicht übel. ³ Glas, Hans, Kaiser = Alpenhütte.

Gitsche (kleines Mädchen) hat er vom Tirolerlande überkommen. Früher bekam man hier nicht selten, wenn man ein kleines Mädchen um seinen Namen fragte, die naive Antwort: „Gitsche haß i“.

So ganz verschieden von der Sprache des Westens ist die des kärntnischen Ostens, die Mundart des Lavantthalers. Im nördlichen Theile, der durch den Twimberger Graben vom südlichen geschieden wird, sowie in den westlichen Gehängen der Saualpe, vom Klippigthor und dem Löllinger Graben nordwärts, waltet die Sprache des Obersteirers vor; im südlichen Theile, dem unteren Lavantthal herrscht die jenseits der Korralpen um Schwanberg und Deutsch-Landsberg verbreitete Hitzendorfer Mundart. Scharfe Scheidung der beiden findet wohl nicht statt. Mehr hallend erscheint sie im Norden, gegen die slavische Sprachgrenze zu etwas singend.

Noch sei in Kürze des slavischen und romanischen Einflusses auf unsere Mundart gedacht. Daß Kärnten ein sehr günstiger Boden für die Sprachmischung ist, liegt auf der Hand, man betrachte nur die natürliche Abgeschlossenheit des Landes.

Unser hartklingendes, den Kärntner sofort kennzeichnendes *k*, die nicht minder harte Aussprache des *h* wie *ch*, z. B. Wahrheit, die Verhärtung des *b* zu *p* (Vote = Pot), die auffällige Vertauschung von Vocallängen und Kürzen sind entschieden auf den Einfluß deutschredender slavischer Nachbarn zurückzuführen. Daß der Klagenfurter am und nicht auf dem Ulrichsberg war, daß der Kärntner überhaupt auf und nicht an Gott glaubt, dankt er dem slavischen *na*. Die häufige Einschaltung von „aber“ und die Zunahme des *lei* gegen die slavische Sprachgrenze hin erinnern an das *pa* und *le* des Nachbarn. Wenn er Worte wie „etwas abkehren“ (rückerstatten), „sich überziehen“¹ und andere in einem anderen als des Wortes eigentlichem Sinne nimmt, folgt er dem Slaven. Slavisch ist der Gebrauch des sächlichen Relativs z. B. der, was austräg'n thuet, slavisch ferner die Verwendung des „allein“ statt „selbst“, z. B. sie arbeitet alles allein. Auch der Sprachschatz der Mundart wurde mit vielen Lehnwörtern daraus bereichert, z. B. Sauk, Tischerfel, Tshoja, Kripfen, Tep, Hetschepetsch². Auch des Deutsch-Gailthalers Kösa (Getreideharfe) hat der nachbarliche Slovene ihm geborgt. Von Ortsnamen nicht zu reden.

Karger ist der romanische Einfluß. Italienisch redende Bevölkerung gibt es im Lande nicht und fast nirgends ist der Übergang von einer Sprache zur anderen so unvermittelt wie bei Pontafel. Dennoch haben sich gar manche Ausdrücke, die im Romanischen wurzeln, in die Mundart eingeschlichen. So hat gar Mancher seinen Scherm (Schirm) gegen ein Numerell (Umbrella) umgetauscht; Zockel ist der Holzschuh, tofazen heißt schluchzen, klopfen, Rejschun = Vernunft, mangare = es sei, Manejschtra = Brei, Tschik = Rauchtabak und andere Worte, die entweder aus dem Italienischen stammen,

¹ umkleiden. ² Südwind, Schuh, Eichelheber, Hüfteln, Stammler, Hagebutte.

oder Rücklassungen der Franzosen aus dem Jahre 1809 sein mögen. Auch die Ortsnamen Malborghet, Talavaj und Pontafel sind italienischer Abkunft.

Der Rundgang ist beendet, am Ziel der Bahn den freundlichen Lesern ein treu-kärntnisch „Schlaunt's wohl!“ (Lebewohl).

Dialectdichtung. — Karg ist die Ahrenlese, nachdem uns die Steirer auch noch den Karl Morré genommen (geboren am 8. November 1832 zu Klagenfurt), für dessen Volksstücke des Meisters Worte zutreffen:

„Greift nur hinein in's volle Menschenleben!
Und wo ihr's pakt, da ist es interessant.“

Wohl gäbe es eine stattliche Reihe von Namen der Volksliederdichter im sanglustigen Kärnten, hätte man sie aufzeichnen mögen. Aber das Lied ist ja nur ein Kind des Augenblicks, Lust und Leid stehen als Pathen an seiner Wiege. Wer fragt da viel nach dem Dichter! Wenn es gefällt, so lebt es fort, der Dichter ist bald vergessen. Nur vom besonders reich begabten Sänger, der mit gemüthvollem Humor oder heißendem Witz das beste Zeug zum Reimen verbindet, spricht man noch durch einige Zeit als von einem, „der's kinnen hat.“

Die bekanntesten Bierzeiler haben wohl vom Krappfelde aus, wo diese Art des Liedes sich von altersher besonderer Pflege erfreute, durch die weitverzweigte Familie von Knapitsch ihre Verbreitung gefunden.

Im Gurkthal bleibt der Thurnhofer unvergessen. R. Gorton aus Weitensfeld, Besitzer des Thurnhofes bei Zweinig, hat gar manches heitere, herzinnige Lied gesungen.

Ein reichbegabter, freilich nur in sehr bescheidenen Verhältnissen lebender Dichter war Georg Brunner, vulgo Zigeuner in Döbriach bei Millstatt. Seine Seele war ein unererschöpflicher Liederborn. Auf jeder Hochzeit, auf jedem Kirchtag war er der willkommenste Gast, denn traurig hat man ihn nie gesehen, und was er in gereimten Bierzeilern bei solchen Gelegenheiten auf dem Tanzboden, umdrängt von begierig lauschenden Paaren, sprach, war von verblüffender Wahrheit.

Das Lavantthal, welches außer den üblichen Bierzeilern recht charakteristische Zweiweiler besitzt, nennt als seinen getreuen Sohn Dr. Alois Wölwich (geboren zu Weisenau am 28. Juli 1834), jetzt k. k. Notar in St. Paul. Wölwich hat sich nicht nur um die Ausbildung, Verbreitung und Pflege des Kärntnerliedes überhaupt ein großes Verdienst erworben, auch gar manches heitere oder tief gemüthliche Lied dankt ihm seine Entstehung.

Edmund Freiherr von Herbert, Bogatschnigg und Herrmann, Frd. Leon, J. Meiner, Fr. Decker und Andere haben die in einzelnen Thälern Kärntens gesungenen Weisen gesammelt und herausgegeben. Ferdinand Alpenheim brachte in seinen „Gentianen“

Eigenes und Gemeingut in kärntnischer Mundart, P. Suppan versuchte sich in den „Kärntner Alpenblüten“ als Volksdichter.

Als Dialectdichter trat auch der als Sänger des Kärntnerliedes weit bekannte Thomas Koschat (geboren am 8. August 1845 zu Viktring) auf. Sein Hadrich, 1877 in Wien erschienen, ist eine Sammlung von Liedern, die in zwei Abtheilungen: „Herzlad“ und „Glückliche Liab und Übermuath“ zerfällt, von denen jede durch eine schlichte ländliche Erzählung eingeleitet wird. Die „Dorfbilder aus Kärnten“ (1878) sind eine Dorfgeschichte, in welcher der Dichter Tugenden und Gebrechen, Sitten und Unsitten des Volkes in oft grellen Farben schildert. Diefen folgte das lebenswarme Bildchen kärntnischen Volkslebens, das zur Weltberühmtheit gelangte Walzeridyll „Am Wörther See“, dem das Liederpiel „Der Bürgermeister von St. Anna“ folgte. Sowohl diese größeren Schöpfungen als auch die seit 1886 in kärntnischen Blättern von ihm veröffentlichten, nunmehr gesammelten „Erinnerungsbilder“, sowie seine Schilderungen von Kärnten in Wort und Lied bethätigten am besten die Wahrheit seines eigenen Ausspruchs:

„Der Kärntnerchlag is ällbekänt
Aus echten, güeten Holz.“

Sage, Märchen, Lied und Spruch der Deutschen.

Die Sagedichtung bei den Deutschen in Kärnten hat eine ungewöhnliche Verbreitung und Pflege gefunden. Keine halbwegs merkwürdige Stelle des mit Naturschönheiten und geschichtlichen Überresten so reich gesegneten Landes ist ohne sagenhafte Überlieferung. In dem großen Schatz dieser Traditionen liegen die Erzeugnisse der epischen Arbeit von Jahrhunderten aufgespeichert. Auch die Gegenwart hat ihren Theil daran. Noch gibt es zahlreiche treue Hüter des Schatzes älterer sagenhafter Überlieferungen, wie die Leute nicht ausgestorben sind, welche im Geiste und zum Theil mit dem Ideenvorrath der älteren Tradition neue Geschichten, Sagen und Märchen ersinnen. Der Hirt, der Holzknecht, die Flößer und Köhler, die Forstleute und Jäger, die Knappen, Knechte und Mägde auf dem Lande, alte Bauern und Bäuerinnen verstehen noch mitunter recht lebhaft zu erzählen, wenn Zeit und Stunde dazu gekommen sind. Im Herbst, wenn bei den Patschstuben draußen Flachs gebrochen wird oder die Mägde des Hauses im Garten vereinigt sind, um beim schwachen Lichte des Kienspanns Rüben zu schälen oder „Türken zu siedern“, häufiger noch später hinein, wenn sie in der warmen Rauchstube beim Spinnrocken sitzen, da hält Frau Abenteuer ihren Einzug. Schaurige Geschichten von Dem und Jenem, von Geistern, Unholden und Gespenstern, vom Teufel und seiner Sippschaft, gemüthlichere von den Riesen und heidnischen Frauen, von dem Grafen und dem Burgfräulein, die im benachbarten Schloß gehaust, von „verwunschenen“ Prinzen und Prinzessinnen werden da

erzählt, wie sie eben den Anwesenden durch den Kopf ziehen. Jeder trägt nach Maßgabe seines Wissens und Erinnerns dazu bei.

Stark verbreitet und gleichmäßig über das ganze Land zerstreut ist die Natur- und geographische Sage. Sie erzählt von Bergletzerungen der Almen (Pasterze, Hochalmspitze), von Beben und Bergstürzen (Willacher Alpe, Reiskofel), von Güssen und Mühren (Klausenkofel, Steinfeld, Weißenstein), von der Entstehung seltsamer Reliefformen des Bodens in Gebirge, Thal und Ebene (Öfen, Palfen, Jungfernsprüngen, Kankeln, erratischen Blöcken), von der Entstehung der heutigen Thäler aus früheren Seen (Möllthal, Malnizthal, Lieserthal, Glödnizthal, Metnizthal, Lavantthal, Gutensteinerthal), sie redet von Sümpfen und Seen, in denen ganze Ortschaften versunken sind (Wörther See, Längsee, Hörsfeld), von Bächen und Flüssen, die ihren Lauf geändert (Gail, Möll, Drau) oder über die Ufer tretend arge Verwüstungen angerichtet haben (Lammerbach bei Röttschach, Rinzenbach bei Reifach), von Brunnen und Quellen, ihrer Entstehung, der Wunderkraft ihrer Wässer und dergleichen. Es ist ein Stück Erd- und Landesgeschichte, was in den zahlreichen Exemplaren dieser Sagenattung uns entgegentritt.

Ihr reiht sich, was die Menge der Überlieferungen betrifft, die historische Sage an. Name und Entstehung der Ortschaften, ihre Wahrzeichen und sonstigen Merkwürdigkeiten, ihre Schicksale, ihr Verfall und Untergang geben hauptsächlich den Stoff zu den Sagen dieser Gruppe. Daneben beschäftigen sie wieder die Schicksale Einzelner wie ganzer Geschlechter, welche in der Geschichte des Landes eine Rolle gespielt haben. — Die Gestalten des Herzogs Ingo, der Hildegard von Stein (zu Stein und Möchling im Saunthal), der Gräfin Gemma (zu Gurk, Friesach-Zeltschach), des Grafen Ottwin von Lurn und Pusterthal (zu St. Georgen am Längsee), des Königs Boleslaus von Polen (zu Ossiach), des Dänen Briccius (Heiligenblut), der Gräfin Margaretha Mantlatsch (an verschiedenen Punkten, insbesondere aber zu Osterwitz), des Salzburger Erzbischofs Leonhard von Keutschach (zu Tanzenberg und Tafenbrunn), der Gräfin Salamanka (Ortenburg-Spital) und andere mehr ziehen im Spiegel der Sage an uns vorüber. Selbst Persönlichkeiten der neueren und neuesten Zeit werden vom Zauber derselben umspinnen, wie der Ritter von Boor (der Schloßherr und Falschmünzer zu Rosegg), Baron Kranz (Gewerke zu Watschig und Tröpelach) und Kaiser Napoleon (Gail- und Rosenthal). Zu dieser Gruppe erscheint ferner die Sage von den Einfällen und Verwüstungen der Türken, endlich die Wälschenjage (Sage von den „wälschen-“ oder „venediger Maundlu“), welche in überreicher Menge auftretend regelmäßig die Spuren der Bergbaue zu begleiten pflegt.

Theilweise mit der historischen Sage zusammenhängend versetzt uns die dritte Gruppe der kärnthnerischen Sagen, jene welche man gewöhnlich mit dem Namen Mythen bezeichnet, in noch größere Tiefe der Zeiten. Ein beträchtlicher Theil der Gestalten, welche in dieser

Gruppe auftreten, gehört nachgewiesenermaßen dem alten heidnischen Götterhimmel, zumeist dem germanischen, vielleicht auch noch dem römischen und keltischen an. Ihrem geringeren Bestande nach entstammen sie dem Volksglauben des frühesten Mittelalters. Da erscheinen zunächst die Riesen. Sie führen nur in wenigen Sagen diesen anderswo üblichen Namen, bei dem deutschen Volke in Kärnten heißen sie gemeiniglich Heiden



Geschichtenerzählerin beim „Türkenfiedern“.

(Hadn) oder heidnische Leute (hadische Leut). Sie sind von ungewöhnlicher Größe und Stärke und hausen in den klüfte- und höhlenreichen Wänden der Berge. Ihnen gehörten die ältesten Schlösser auf den hohen Vorsprüngen der Berge (hadische Schlösser). In einigen Sagen wird ihnen der erste Betrieb des Bergbaues zugeschrieben (Drau-, Möll-, Lieserthal). Eine andere Gestalt und sich vielfach mit den heidnischen Leuten berührend sind die weißen Frauen. Im Oberlande heißen sie meist „salige Frauen“ oder „salige Fräulein“, in der Gegend um St. Georgen am Längsee, Osterwis, Launsdorf führen sie den Namen Wileweiß (eine Composition aus dem slavischen bël, a, o und der deutschen

Überetzung desselben Wortes, ähnlich wie sie im Sagennamen Perhtrababa aus perhta und baba vorliegt), im Lavantthal werden sie „Gözenweiber“ genannt. Auch sie haufen oben in den Felsen der Berge. Stets sind es wilde und malerisch gelegene Felswände und Wüsteneien, wohin die Sage ihren Aufenthalt zu verlegen pflegt, so die steilen Mauern auf der Plonspitze im Möllthal, die Karawände im Malnitzthal, die Felswände der Rädern bei Feistritz im Maltathal, die Wände und Abstürze an der Tauken und am Reiskofel im oberen Gailthal und dergleichen. Hier haufen sie nach menschlicher Art. Wenn nach einem Regen weiße Wolkenstreifen um diese Wände, Schluchten und Höhlen ziehen, heißt es bei dem Volke: „jetzt hängen die Saligen ihre Wäsche aus“. Es sind gutartige Wesen, welche den Menschen gern mit Rath und Hilfe zur Seite stehen; in geheimnißvollen Stimmen geben sie ihnen an, wann sie säen oder jäten sollen. Peitschenknall, muthwilliges Fluchen und andere Bosheiten der Menschen haben sie jedoch vertrieben, nur besonders begnadete Menschen können sie noch manchmal sehen und ihre Stimmen vernehmen. — Neben diesen beiden Gestalten erscheinen in der Sage des deutschen Volkes noch zahlreiche andere Wesen geringeren Glanzes, aber doch mit mehr oder minder scharf ausgeprägter Physiognomie, wie der Wassermann (im Möll- und Drauthal: Bluettschink), die Feuergeisteln, der Schab (Schaube), eine feurige Luferscheinung, die sich Nachts auf den Dächern der Häuser niederläßt, in denen geflucht und gefrevelt wird, die Berg- und Waldmannlein, dann die unheimlichen Geister der Almen: das Käsmannl, die wilden Sender, die wilde Fahre (Almfahrt, Nachtwolf). — Verhältnißmäßig deutlich tritt in einer Anzahl von Sagen des Ober- und Unterlandes die Gestalt der Perchtl hervor, des verzerrten Bildes der altdeutschen Göttin Perahtha. In den einzelnen Sagen führt sie verschiedene Namen, bald heißt sie einfach „Perchtl“, bald „wilde Perchtl“ (zum Unterschied von der dramatisch dargestellten „Kinderperchtl“); wo Deutsche neben Slaven wohnen und in vormalig von Slaven besiedelten, heute deutschen Gebieten hört man den Namen Perhtrababa, ein aus deutschen und slavischen Elementen zusammengesetztes Wort. Nach einer Tradition soll sie eine Schwester der Mutter Gottes, nach einer anderen dagegen eine der Wileweiß sein. Bald soll sie an Brunnen und Quellen, bald tief im Gebirge haufen. Um die Zeit zwischen Weihnachten und dem Dreikönigstage zieht sie mit ihrem Gefolge, einer Schar von Kindern, die ungetauft gestorben sind, in der Welt herum. Auf dieser Fahrt kommt sie auch in die Häuser der Menschen, sieht nach, ob man ihr die schuldigen Opfer gereicht habe und ob die Spinnrocken der Dirnen zu Ende gearbeitet wären. — Ein großer Theil der Sagen dieser Gruppe handelt vom Teufel und seiner Sippschaft. Er wird mit einer Menge verschiedener Namen bezeichnet, er heißt: Gangger, Ganggerl, Wauker, Waukerl, Fanklerl, der Lethige und dergleichen. Und was weiß man von ihm nicht zu erzählen! Jede Gestalt vermag er anzunehmen, er erscheint bald in der eines Thieres, bald als grüner Jäger, um



einem Mädchen nächtlichen Besuch zu machen. Mit allen Formeln und Zaubermitteln wird er beschworen, daß er Geld bringe und verborgene Schätze öffne. Er spielt nach Riesenart mit Bergen und Felsen, schleppt ungeheure Steinstücke im Flug durch die Luft und läßt sie dann irgendwo niederfallen (Teufelssteine, Teufelskanzeln). Er baut riesige Wasserwehren und kühne Brücken über Gräben und Flüsse (Teufelswehr zu Stammersdorf, Teufelsbrücke am Loibl, dann unter Kühnsdorf). Aber zu meist wird er bei solchen Unternehmungen um seinen Lohn betrogen, den er sich vor

Die Sage von den weißen Frauen. Landschaft nach der Natur.

Beginn ausbedungen hat. Dieser kärntnische Teufel ist ein wahres *Mixtum compositum* von allen möglichen Eigenschaften und Zügen, wie sie kaum zahlreicher in einer anderen Mythengestalt vereinigt erscheinen.

Nicht unbedeutend ist auch der Märchenschatz der Deutschen in Kärnten. Er umfaßt Lügenmärchen, Ostermärchen (Moralgeschichten, wie Erzählungen von den Wanderungen Christi und seiner Apostel auf Erden) und eigentliche Kinder- und Hausmärchen. Nicht wenige sind darunter, welche unbedenklich dem an die Seite gestellt werden können, was in der reizenden Sammlung der Brüder Grimm enthalten ist. In ihrem Stoffe, in der Art der Composition, im Tone der Erzählung unterscheiden sich diese deutsch-kärntnischen Märchen wenig von denen anderer deutschen Gegenden. Sie sind mannigfaltig in der Erfindung, einfach und schlicht in der Darstellung. Treuherzigkeit und kindliche Naivetät fehlen bei ihnen ebenso wenig als jener eigenartige Humor, welcher dem deutschen Märchen seinen besonderen Reiz verleiht. Zum Unterschied von den Sagen ist die Handlung im Märchen losgelöst von allen Beziehungen zu Zeit und Raum; sie spielt in einer fremdartigen vom vollen Zauber der Phantasie erfüllten Welt. Die Dinge gehorchen hier anderen Gesetzen, als sie die Wirklichkeit beherrschen. Die Pflanzen entfalten geheimnißvolle Zauberkräfte, die Thiere reden mit Menschenzungen oder sind wohl gar „verwunschene“ Wesen, die ein Fluch oder anderes Zauberwort in ihre jetzige Gestalt gebannt hat. Weit häufiger als gewöhnliche Menschenkinder aus den unteren oder mittleren Schichten der Gesellschaft führt uns das Märchen Könige, Fürsten, Prinzessinnen, gute und böje Frauen, Hergen und Riesen vor. Manche der hier handelnden Personen tragen die Züge längst vergangener Zeiten, aus ihrer Maske sprechen alte Götter und Göttinnen zu uns wie verschollene Gestalten der mittelalterlichen Legende. Manchmal bedarf es keines besonderen Scharfsinns, um in dem einen oder anderen dieser Märchen selbst nur die modernisirte Form eines alten Mythos wiederzufinden.

Kärnten ist auch ein unerschöpflicher Born des deutschen Volksliedes. Das Meiste schafft und besitzt das Mittel- und Unterland, die Thäler der Glan, Gurk, Metnitz und Lavant; ihm reiht sich im Oberland das Drauthal mit den zugehörigen Gebieten, dem Möll-, Lieser- und Gailthal (Deutschgail- und Lessachthal) an. In dem Schatze der bisher gesammelten Lieder finden sich Erzeugnisse älterer Zeit neben frischen dichterischen Blüten der Gegenwart.

Die Volkslieder der Deutschen in Kärnten sind verschiedenen Charakters. Es finden sich unter ihnen längere Lieder, wie historische Lieder (über die Türkenzeit, französische Invasion, Achtundvierziger-Periode), Balladen (z. B. das Lied vom todten Ritter, das Tannhauserlied, Brambeerlied und dergleichen), ferner Jäger-, Knappen-, Handwerker- (Burschen-) und Almenlieder. Das weitaus größte Contingent stellen jedoch die vielen

kleinen Liedchen, welche anderwärts „Schnadahüpfel“, hier aber bald „Gfangln“, „Gjätzln“, am häufigsten aber „Schwaz- oder Pfefferliadln“ heißen. Ihrem poetischen Gehalte nach sind diese „Pfefferliadln“ von sehr ungleichem Werthe. Neben wahren Perlen der Poesie läuft viel Minderwerthiges.

Ein beträchtlicher Theil dieser lustigen Erzeugnisse des Tanzbodens verdient gar nicht mehr den Namen des Liedes oder des Gedichts; es sind jene derben Gassenhauer, welche nur noch an der Zugkraft der darin enthaltenen „Schlager“ und Zoten gemessen zu werden verdienen.

Die Dichtungsform des „Pfefferliadls“ ist das vorherrschende Medium, dessen sich heute der dichterische Geist des Volkes zum poetischen Ausdruck seiner Empfindungen und Gedanken bedient. In ihm werden alle Vorfälle und Verhältnisse des Lebens auf dem Lande in der ganzen Mannigfaltigkeit der Stimmungen und Empfindungen behandelt, welche dieselben erzeugen. Selbstverständlich ist die Liebe mit ihrem Suchen und Finden, ihren Hoffnungen und Enttäuschungen, ihren Freuden und Leiden die weitaus reichste Quelle für den Gedankeninhalt dieser Lieder. Ein anderes beliebtes Stoffthema derselben ergibt sich in dem Selbstbewußtsein und der Rivalität der Ortschaften und Gaue, der Classen und Berufe. Selbst das wirthschaftliche und politische Leben findet hier und da in ihnen seine Beleuchtung.

Die sprachlichen Mittel dieser Lieder sind einfach, der Dichter aus dem Volke drückt seine Stimmungen und Gedanken in schlichter und epigrammatischer Kürze aus. Das einzige häufigere Kunstmittel, das zur Anwendung kommt, ist das Bild. — Von gleicher Einfachheit ist der Versbau dieser kleinen Volkslieder von Deutschkärnten. Abweichend von der in der Kunstpoesie herrschenden Praxis, wo der Vers nach Länge und Kürze der Silben gemessen zu werden pflegt, bestimmt hier der Tonfall Hebung und Senkung das Maß des Verses, ganz so wie dies in der mittelhochdeutschen Dichtung geschah. In der Regel kommen bei diesen Kärntner Liedern zwei bis drei Hebungen auf eine Zeile, denen ebenso viele Senkungen folgen. Die Strophen sind meist vierzeilig, doch treten auch daneben hier und da sechs- und achtzeilige auf.

Eine kleine Sammlung möge die wesentlichsten dieser Strophenformen illustriren. Am häufigsten erscheinen Strophen von dem Baue der folgenden:

Mei Diandle is sanber
 Is weiß wia der Schnee,
 Däs macht halt das Wäjer (Wasser)
 Vom Klagnfurtner See.

Gån wol viel Diandlan gsegu,
 Läß je ältzamen sten,

Seit i di, seit i di,
 Mei liabs Gwetele fen.
 Schön blau is der See
 Unt mei Herz tuet mir weh,
 's weat nit entar giunt
 Bis mei Due wieder kumt.

Eine weitere Strophenform zeigt das beliebte Tanzlied:

Nar s'chen langsam und stat	Und s'chen langsam gezogen
Wia der Bergerbue maht,	Daß die Fegeu seint g'flogen.

Von vornehmer Schönheit ist folgende Strophe:

Wer da Tänz kan	Wer a Diandle hat
Gibt Tänz an,	Kan tänzn,
Wer Geld hät	Wer kans hat
Zält aus.	Bleibt zhaus.

Vielfach hört man auch Lieder vom Strophenbau des folgenden:

Af der Zigguln dobn	Von Fizzelstetten weg
Háb is meine Felder,	Und Maria-Säl
Af der Gortschizen	Kern di Diandlan mein
Háb is meine Wälder,	Bis Ebental.

Endlich noch die merkwürdige Strophe:

Gestern af di Nacht,	I äbr nix,
Gestern af di Nacht	I äbr nix
Hát mi mei Diandle launi gmächt,	I háb nix gredt zan iar,
Heunt in der Frúa	Weil sie göstern af die Nacht
Heunt in der Frúa	Göstern af die Nacht,
Hat sie wieder glacht za miar,	Mi launi hat gmacht.

Den didactischen Theil der Dichtung des Volkes bei den Deutschen Kärntens repräsentiren die Sprichwörter („Sprüch“, „Sprüchlan“). Wie er den Witß liebt, welcher trifft und sticht, so hat der Bauer auch eine starke Vorliebe für das Sentenziöse der Rede. Dieser Neigung kommt nun der Dialect mit seiner Eigenart, namentlich durch die Kürze und Bildlichkeit des Ausdrucks entgegen. Das Zusammentreffen dieser beiden Umstände begünstigt das Entstehen zahlreicher Sätze, welche öfter unter Anwendung eines glücklichen Bildes, fast immer aber mit epigrammatischer Schärfe irgend eine Erfahrung des Lebens zum Ausdruck bringen. Das Treffende des Bildes, die Richtigkeit des Erfahrungssatzes brechen dem Worte rasch überall Bahn, es geht bald von Mund zu Mund und wird auf diese Weise zum Spruche.

Die Menge dieser „Sprüchlan“ zählt nach Hunderten. Man findet alle Arten des Sprichworts darunter, jene nicht ausgenommen, welche man die apologetischen nennt, wenn diese auch nur zu den selteneren gehören.

Aus dem großen Schatze dieser deutsch-kärntnischen Volkssprichwörter seien einige der besonders charakteristischen hervorgehoben. Zunächst einige aus der Gruppe der apologetischen: I schwärz, du schwärz, hát der Teufel gjágt, wia er in Kohlbrenner hat

gholt. — Nimmt älls af de Gwouheit an, hat der Teufel gsagg, wia er in an ältz Weibeles gführn is. — Mit a Bisl Geduld kämmer's weit bringen, hat der Schneck gsagg, wia er afn Zaun aufegstign und abrgfalu is. — Ma is sei Löbtig zan lernan nit z'ält, hat an ältz Weibeles gsagg, da hat sie noch hechjen glernt. — Hantwerch hat an guldanan Boden, sagt der Bettler afn Kirchtig. — Sei se, wie se will, tänzn tuet se guet, hat der Blinde gsagg.

Dann einige von der gewöhnlichen Art: Wo's Brauch is, lögens die Ruah ins Böt. — In der Not frist der Teufel Fliagn. — Arme Leut kochent mit Wäser (Wasser). — Umanst holt an nit amäl der Teufel. — Wer's Glück hat, den kältt a der Dchs. — Hol der Fuchs die Heanar, der Häne fert 'n Bauer. — Der ane jägt den Hāsen, der andere fāngg eam. — Wān der Bauer afs Roß kimmt', so derreitet eam der Teufel. — Was versteat der Dchs von aner Muschkatnuß. — In der Nācht seint alle Ruah schwarz. — Z'guet jan is hālbental liaderli. — Übern Wötrkreuz is ka Sünt. — Über an niadn Berg geat a Wög. — Die Jahr vergeant wia der Rauch in Wint.

In einzelnen derartigen Volkssprichwörtern wird die Formelhastigkeit noch durch Vers und Reim gesteigert. Solche Sprüche werden früher oder später zu Volksliedern, sofern sie nicht etwa selbst nur Bruchstücke eines vier- oder mehrzeiligen Liedes sind, z. B.: Der ane jägt Hāsen, der andere Fūchs. — Af der abghazten Feuerstät brinntz wieder gern. — A Schwālm mächtt kan Summer, a Maurer ka Haus. — Wer nit guet tängeln kān, kān nit guet manan (mähen). — Der Teufel bleibt Teufel, is er schwarz oder weiß. — Wān du willst gschimpft wern, mueßt du heiratn, wān du willst globt wern, mueßt sterben. — Wāns Gott will, wächst af der Hāsl a Peitschenstiel. — Wāns af die Ärl (Pflug) schneibt, schneibts ā af die Töcklan.

Mythen, Sagen und Volkslieder der Slovenen.

Die Märchen der Kräntner Slovenen unterscheiden sich bezüglich ihres Inhalts in nichts von denen ihrer Stammesbrüder jenseits der Karavanken. Doch hat die Nachbarschaft der Deutschen, von denen sie keine natürliche Grenze scheidet, sowie der seit Jahrhunderten vorwärtsschreitende Proceß der Germanisirung insoferne auf die traditionelle Literatur der Slovenen eingewirkt, daß manches, was in Krain noch kräftig lebt, hier bereits völlig der Vergessenheit anheimgefallen (Čatež, Volkodlak) oder doch verdunkelt und trümmerhaft überliefert ist (historisches Volkslied); anderes ist durch verwandte Gestalten aus dem deutschen Märchenchat ersetzt worden (salige Frauen, Perchta).

Die Sonnenmythen erzählen vom Glasberg, vom Königssohn, der die drei goldenen Federn des gläsernen Mannes holt; der Sonnenprinz gewinnt die goldene

Prinzessin aus dem goldenen Schlosse, nachdem er das Wasser des Lebens gebracht, welches die Kraft hat, Kranke gesund zu machen und Todte wieder zu beleben. Ziemlich zahlreich sind die Märchen von der Entzauberung einer „verwunschenen“, in eine Schlange verwandelten Jungfrau (Gradčnica, Sopotnica, Keutschach, Reifnitz, Sternberg). Gemeinjam allen ist der Zug, daß der zur Errettung Berufene aus Furcht die Flucht ergreift und so die Befreiung mißlingt; ein Ruzbeher wird eine Ruz zur Erde fallen lassen, aus dieser wächst ein Baum empor, welcher zu einer Wiege gezimmert werden wird; das erste Kind, das man in dieser Wiege schaukelt, wird der Befreier sein. Meistens ist die Schlange zugleich die Schlangenkönigin mit der Demantkrone, so daß die Märchen vom „Natterkrönlein“ in jene von der Entzauberung mitverflochten sind.

Übereinstimmend mit der Überlieferung der Krainer Slovenen leben in Kärnten die Teufelsagen (Sopotnica, Maria-Saal, Globašnica), die Märchen von der bösen Stiefmutter, von der weißen Schlange; das Schlaraffenland; Kurent, der auch als Mann im Mond erscheint; Torklja, der Alp, hier Truta-Mora genannt; Bedomec (Kanalthal); die drei Bauern, von denen die zwei weltflugen von dem dritten, für dumm geltenden überlistet werden; ebenso haust der Wassermann durch das ganze Rosenthal in den Fluten der Drau, in der Tiefe des Wörther und Klopeiner Sees. Die Haselgerte als Wünschelruthe erscheint in dem Märlein vom Dienstag und Donnerstag (Rosenthal, Saunthal).

Zu jenen Sagen gestalten, welche deutscher Einfluß unter den Slovenen heimisch gemacht, gehören der wilde Mann (Gorni Mož), die wilde Jagd, Škopnjač, Škrat, Pehtra-Baba, welcher der Winterdämon der Slovenen Jaga-Baba weichen mußte, insbesondere aber die saligen Frauen. Im Rosenthal heißen sie Žalik-Zene, die Gailthaler nennen sie Bele- oder Častljive-Zene, wohl auch Sibile-Prerokile. Sie verdunkelten den Namen, nicht aber das Wesen der Rojenice und Vile der Slovenen. Die Žalik-Zene wohnen auf Anhöhen, an Quellen, mit Vorliebe in Grotten und Felsterrassen, police genannt. Sie verstehen die Bedeutung der Träume, wissen die Zukunft voraus und greifen in den wichtigsten Momenten des menschlichen Lebens ein: Geburt, Heirat, Tod; sie stehen dem Landmann mit Rath und That zur Seite und bringen sein Hauswesen zu Wohlstand und Gedeihen. Die Gegend zwischen Griffen, Hainburg, Trigen, das untere und obere Rosenthal (Ročuha, Ostrova, Brtin, Drel, Tabor bei Pečnica), der Höhenzug der Sattnitz (Podgrad, Šrbina, Maria-Rain, Ludmannsdorf, Rötmannsdorf, Babja Cerkevica) sind die Mittelpunkte der Sagen von den Žalik-Zene.

Von jenen Märchen, die theils Naturerscheinungen, theils auch andere Vorgänge nach der naiven Auffassung des Volkes erklären sollen, seien hier nur erwähnt: warum es blizt; warum die Geistlichen schwarze Strümpfe tragen und der kaiserliche Adler schwarz

ist; warum die Vögel zu Ostern anfangen zu singen und zur Sonnenwende verstummen (Gailthal).

Die Legendendichtung ist auch in Kärnten sehr fruchtbar gewesen. Im Gailthal wissen die Leute bei Hochzeiten fast einem jeden Heiligen zu Ehren ein legendarisches Lied zu singen. Besonderer Beliebtheit erfreuen sich die Legenden vom heiligen Oswald und vom bußfertigen Sünder.

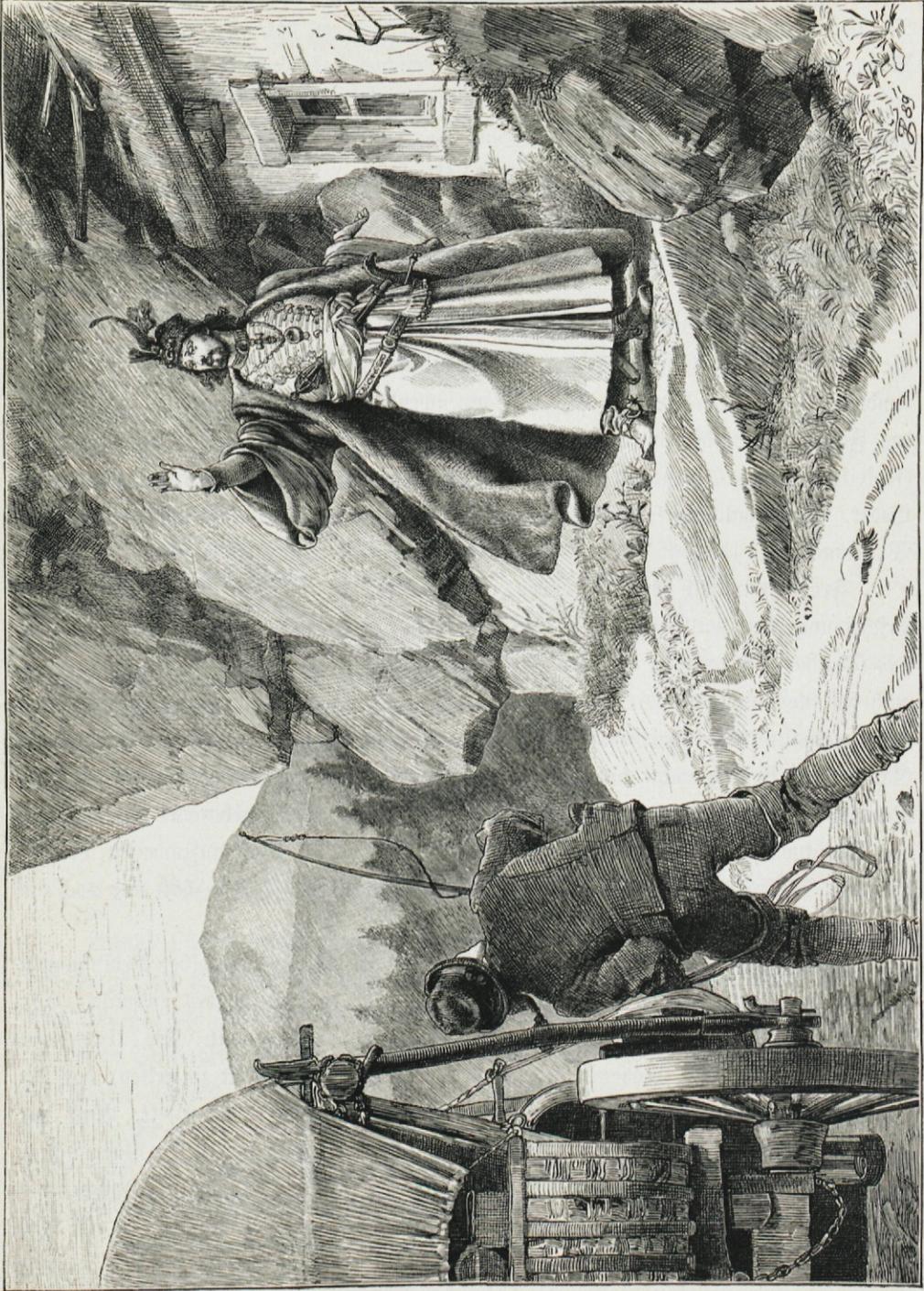
Von den äußerst zahlreichen Localsagen verdient besondere Erwähnung jene von der Entstehung des Wörther Sees: auf seinem Grunde ruht die Glocke, die, als man die Orgel nach Maria-Saal verkaufte, von selbst aus dem Thurm in die Fluten sprang. Seesagen sind erhalten im Lavantthal, Maria am See und dem kleinen Bergsee oberhalb Weidisch. An Klagenfurt und Umgebung knüpft sich die allbekannte Lindwurmsage, die unserer Landeshauptstadt zum Wappenschild verholfen hat. Andere Ortsagen erzählen die Gründung des Wallfahrtsortes Maria-Luschari, die Erbauung der windischen Kirche am Dobrač, des Siegestklosters zu Viktring. Die Schlösser in den slovenischen Landestheilen sind Sitze ebenso häufiger Schloßsagen, deren Bergliederung uns manchmal auf mythische Bestandtheile führt, so die Sage von der frommen Hildegarde auf Schloß Prošnica und jene von der Herzwinde auf Burg Leonstein bei Pörtlach; in beiden erscheint dasselbe Motiv vom eifersüchtigen Ritter, der den Bruder seiner eigenen Gemalin erschlägt. Durch hohes Alter und durch literarische Bearbeitung in romantisch gefärbte Novellen ausgezeichnet sind jene Sagen, welche die ersten Zeiten der slovenischen Besiedlung, deren Glanz und den Verlust der nationalen Selbständigkeit in den darauf folgenden Kämpfen mit den Baiern zum Gegenstand haben. In ihnen lebt noch die Erinnerung, daß es einst anders und besser war, und zugleich die Hoffnung, daß es anders und besser kommen müsse: König Samo, Herzog Inko und sein Mal, das Magdalenenkirchlein auf dem Lurnfelde seien hervorgehoben. Auch Hemma, die fromme Gründerin des Gurker Domes, ist eine volkstümliche Gestalt geworden, sie lebt in Sage und Legende fort. Sagen vom „Benedigermantl“ finden sich mehrfach im Gebiete der Karavanen. Darunter versteht man die goldsuchenden Venetianer, welche von Zeit zu Zeit in unsere Gegenden kamen, um hier Goldlager, die sie allein kannten, auszubeuten. In solchen Erzählungen hat sich die Erinnerung an einst ergiebige, später aufgelassene Bergbaue auf edle Metalle erhalten.

Der Haupttheil der slovenischen Volksagen gehört den Zeiten der Türkenfälle an. Nichts hat sich dem Gedächtniß des Volkes so tief eingepreßt als die Türkenplage. Im Kanalthal, fast in jeder Ortschaft des Rosenthals, im Jaunthal, um Eisenkappel erzählt man sich allerlei merkwürdige Begebenheiten aus jenen Tagen der Noth und des Sammers. Gleichsam concentrirt tritt die Türkenage in St. Jakob im Rosenthal auf, wo

Kirche und Friedhof nach tapferer Vertheidigung genommen und zerstört wurden. Hier ist die Heimat jener Serajnik Zalika (Misklova Zala), die, ein neuvermähltes Weib, von den Türken fortgeschleppt wurde und nach langer Gefangenschaft entwich; obwohl von den Pesjani, fabelhaften Wesen mit einem Fuße und einem Auge mitten in der Stirne, verfolgt, kam sie doch in ihre Heimat gerade an dem Tage, als ihr Gemal zum zweitenmale vor den Altar treten wollte; im entscheidenden Augenblicke gibt sie sich zu erkennen und die geplante Hochzeitsfeier verwandelt sich in ein fröhliches Fest des Wiedersehens.

Nicht minder begünstigt wurde durch die Türkenkriege die Sagenbildung um die mythische und historische Person des Kralj Matjáz, umsomehr, da die Truppen des Matthias Corvinus auch in Kärnten fochten. In Unterkärnten erzählt man, daß Kralj Matjáz auf dem Fürstenstein nach altem Brauch zum Herzog eingesetzt wurde und zu Karnburg residirte. Er war ein Schirmer des Rechtes, ein Vater der Armen und Hilfslosen. Er ließ lauter Golddukaten prägen: „Es war eine goldene Zeit unter Kralj Matjáz.“ Er ist das Idealbild eines Herrschers, unter dessen Scepter es besonders dem Bauernstande wohl erging und wohl ergehen wird. Denn Kralj Matjáz ist nicht gestorben: er schläft im mächtigen Triglawfelsen oder in der Pečica in Kärnten oder tief unten im Ungarland. Wenn sein Bart neunmal um den Tisch, an dem er mit seinen Getreuen sitzt, gewachsen ist, dann ist seine Zeit wiedergekommen. Zuweilen erscheint er dem Menschen, wie jenem Kärntner, der eine Weinladung aus Ungarn heimführte. Er gebot dem erstaunten Fuhrmann, ihm über die Schulter durch ein kleines Fenster in ein Haus zu blicken. Da sah er eine breite Ebene voll gerüsteter Krieger und gezäumter Rosse, doch alles unbeweglich, nichts rührte sich. Da zog Kralj Matjáz den Säbel zur Hälfte aus der Scheide und siehe, das ganze Heer ward lebendig: die Krieger greifen nach den Waffen, die Pferde heben die Köpfe und stampfen mit den Hufen. „Das ist mein Volkshcer (črna vojska)“, sprach der Held; „nicht mehr lange wird es dauern und ich werde mich erheben. Linde Lüfte werden wehen und alle Menschen mit dem einen Gedanken erfüllen, den alten heiligen Glauben zu schützen. Alt und Jung greift dann zu den Waffen; der Kampf wird blutig, aber kurz sein.“ In Unterkärnten geht die Mär, vor des Königs Höhle, in der er schläft, soll am Christabend eine grünende Linde entstehen. Von Mitternacht bis ein Uhr wird sie süßduftend blühen und dann verdorren. Am Georgstag (Frühlingsanfang) wird der Held erwachen und an die verdorrte Linde seinen Schild hängen, worauf der Baum von neuem sich belauben wird. Das ist das untrügliche Zeichen einer besseren Zukunft. Kralj Matjáz wird alle Feinde besiegen, alles Unrecht von der Erde vertreiben und das goldene Zeitalter begründen.

Das Volkslied der Slovenen Kärntens zerfällt in zwei Gruppen. Das der älteren Zeit angehörende trägt sowohl inhaltlich als der Form nach den gemeinsamen



Ritter Kralj Matjaž und der Fuhrmann.

Typus der slovenischen Volkslieder. Es ist entweder Kirchenlied und Legende, von denen M. Majar im Jahre 1843 eine Sammlung herausgegeben hat, oder episch-historischer Sang, an die Türkenzeiten sich anlehnend, oder lyrisches, das häusliche Leben und Treiben enthaltendes Lied. Bemerket muß werden, daß der Verfall der älteren Volkspoesie sich hier noch deutlicher offenbart als in Krain. Denn was jenseits der Karavanen noch voll und kräftig blühte, ist in Kärnten nur bruchstückweise erhalten oder in Prosa aufgelöst. So ist die Heimkehr der Miklova Zala einst in einem Liede dargestellt gewesen, jetzt ist nur mehr die prosaische Erzählung zu finden; ebenso der Todtenritt. Besonders gut erhalten sind die Lindenlieder.

Einen bemerkenswerthen Bestandtheil des alten kärntnischen Volksliedes bildet das Gebräuchelied, das sich noch aus dem heidnischen Festkalender, freilich in christlicher Umdeutung erhalten hat. Die beiden Sonnenwenden und der Georgstag als Beginn des Frühlings werden durch das Gebräuchelied markirt; daher die Weihnachtslieder (Kolednice), das Georgslied und die um den Kres (das Sommwendfeuer) gesungenen Lieder. Der Inhalt der letzteren ist die Heimführung eines um das Kresfeuer tanzenden Waisenmädchens (Kresnica) durch den Königssohn aus dem neunten Lande.

Fragen wir nach der Verbreitung des Volksliedes, so ergibt sich eine merkwürdige Erscheinung. Die Gailthaler, der schwächste Volksplitter, die aber trotzdem ihre Gebräuche und Trachten bis auf den heutigen Tag am ursprünglichsten bewahrt haben, können sich auch der Reichhaltigkeit ihres Liederreiches rühmen; ihre Gefänge tragen das Gepräge der Originalität an sich: die alte Ballade und Romanze hat ihre Heimat im unteren Gailthal. Diesem zunächst kommt das sangesfrohe Rosenthal, die Heimat so mancher Naturdichter und hellklingender Kehlen: der Rosenthaler ist ein geborener Sänger, sagt das Sprichwort von ihm. Am wenigsten Lieder hat das Faunthal aufzuweisen, obwohl dort das Slovenenthum in geschlossener Masse sitzt, an 50.000 Seelen zählt und noch am wenigsten vom deutschen Einfluß durchjezt ist.

Nach dem Verstummen des historischen Sanges hat sich unter denselben Bedingungen wie bei den deutschen Landesnachbarn eine neue Art des Volksliedes entwickelt, der Bierzeiler, unter dem Namen Kärntnerlied bereits weltbekannt. Die Umgebung Klagenfurts hat für die Slovenen als Entstehungs- und Mittelpunkt zu gelten, von wo aus sich das „Schnadahüpfel“ in die benachbarten Gegenden verbreitete. Was zur Charakterisirung des deutschen Bierzeilers gesagt wird, gilt auch von dessen slovenischem Zwillingbruder. Auch dieser ist ein Erzeugniß des Augenblicks, der Tanzplatz seine gewöhnliche Geburtsstätte, das Liebesleben der vorherrschende Inhalt. Was das alte Lied in episch ausführlicher Weise malt und schildert, das ist im Schnadahüpfel in den knappen Raum von nur vier Zeilen mit epigrammatischer Kürze zusammengedrängt. Ein solches

Liedchen kann nur Schlager sein, nur pointiren, jede Ausführlichkeit ist ausgeschlossen. Einige Beispiele mögen den Geist des slovenischen Schnadahüpfels wiedergeben.

Ich sprach nur ein wenig:
„Was wirst du mir taugen?“
Da hatte sie gleich
Voll Wasser die Augen.

Ich sprach nur ein wenig:
„Mein Liebchen bist du!“
Und fröhlichen Herzens
War sie im Nu!

Ohne weißes Papier,
Ohne Tintenschwärze
Schrieb ich das Liebchen
Mir in das Herz.

O betet und bittet,
Ihr Pfaffen für mich,
Was andere Weiber,
Will haben auch ich.

Was stehst du, was stehst du
Unterm Fenster drauß?
Und weißt doch und weißt doch,
Du darfst nicht ins Haus.

Brauchst nur über die Leiter
Rechtshin dich zu biegen, —
Frage nur die Kagen,
Wo die Mädchen liegen.

Das Kämmerlein brenne,
Es brenne in Blut,
Nur bleibe das Bettlein,
Drin Liebchen ruht.

Auf schönem Felde
Der Nebel steht,
Zumitten des Nebels
Mein Liebster mäht.

Wie die slovenischen Texte der Bierzeiler sich häufig an deutsche anlehnen, so findet das umgekehrte Verhältniß statt bezüglich der Melodie. Die Weisen deutscher Kärntner Lieder tragen mitunter slavischen Charakter, manche Melodie ist dem slovenischen Volkslied entnommen und deutschem Text angepaßt, so daß nach einer und derselben Weise deutsche und slovenische Volkslieder durch das Land klingen und die Herzen erfreuen.

Burgen, Ortsanlagen und Typen von Bauerhäusern.

Wenige Länder besitzen im Verhältniß zu ihrer Ausdehnung eine so große Anzahl von Burgen als Kärnten und insbesondere sind jene Gegenden desselben, welche im Mittelalter eine größere Bedeutung hatten, z. B. die Umgebung der alten Hauptstadt St. Veit, mit diesen Denkmälern angefüllt. Die Ursache davon mag wohl vorzugsweise darin liegen, daß in der Vorzeit mit den Landesfürsten die geistlichen Fürsten von Salzburg und Bamberg, die Grafen von Görz und von Ortenburg die Herrschaft des Landes theilten und sowohl jeder dieser Souveräne Herrnsitze für sich baute, als auch die Würdenträger und Vasallen eines jeden derselben sich in ihrer Nähe ansiedelten. Auf diese Art zertheilte sich der Grundbesitz in Kärnten in zahlreiche Güter von mäßiger Ausdehnung, wodurch einer großen Anzahl von Rittergeschlechtern Bestand verliehen wurde, deren einstige Wohnsitze uns nun freilich größtentheils nur mehr als Ruinen anblicken, welche aber noch immer



Thurm in der Nähe der Burg Mansberg.

welche sich um den ursprünglichen Thurm als starke Vertheidigungswerke zusammenschlossen. Der Thurm wurde fortan Berchfried genannt und unter diesen nimmt wohl jener der Burgruine Petersberg in Friesach die hervorragendste Stelle ein. — Vom XIII. Jahrhundert an wurde der Bau der Burgen sowohl was die Befestigung, als auch

theils als Baudenkmale, theils als Stammsitze jetzt noch lebender berühmter Geschlechter, theils als malerische Punkte, theils endlich als Zeugen des rauhen, aber kräftigen Mittelalters Jedermann anziehen.

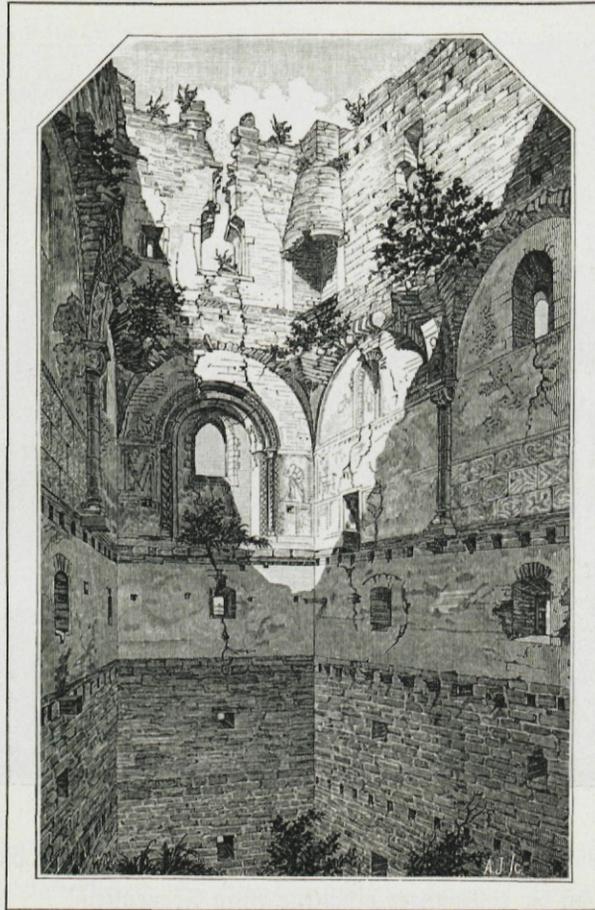
Was die rein historische und fortificatorische Entwicklung des Burgenwesens betrifft, so dürfen wir hier wohl auf die diesbezügliche Abhandlung über das Nachbarland Steiermark verweisen und werden uns darauf beschränken, die wichtigsten Burgen des Landes in ihrer chronologischen Reihenfolge kurz zu schildern.

Die Ruine des Thurmes in der Nähe der noch erhaltenen Burg Mansberg stellt an und für sich eine Burg aus den ersten Zeiten des Burgenbaues dar; derselbe mit polygonalem Grundriß bildete ohne Zweifel die ursprüngliche Burg Mansberg und war weder mit Ringmauern, noch mit Graben versehen. Die Mauern sind vier bis fünf Fuß dick, aus großen Bruchsteinen aufgeführt und besitzt der Thurm eine innere Weite von fünf bis sechs Klaftern. Der Höhe nach war der Thurm in mehrere Stockwerke getheilt, in welchen die Familie des Burgherrn, die Vertheidigungsmannschaft und die Vorräthe untergebracht wurden. Der im Rundbogen geschlossene Eingang befindet sich einige Schuh hoch über dem Terrain.

Mit dem XII. Jahrhundert hatten sich die Burgen aus dieser primitiven Form schon zu stattlichen Gebäudecomplexen entwickelt,

die zur Wohnung bestimmten Räumlichkeiten anbelangt, weiter ausgebildet und erhielt sich im Wesentlichen bis zum XVI. Jahrhundert ziemlich gleichartig. Die Burgruine Liebenfels im Glanthal gibt ein schönes Bild des Burgenbaues aus jener Epoche.

Der wichtigste unter den Wohnräumen war der Ritteraal, auf dessen Ausstattung gemäß den Verhältnissen des Burgherrn die meiste Sorgfalt verwendet wurde. Nach Lage



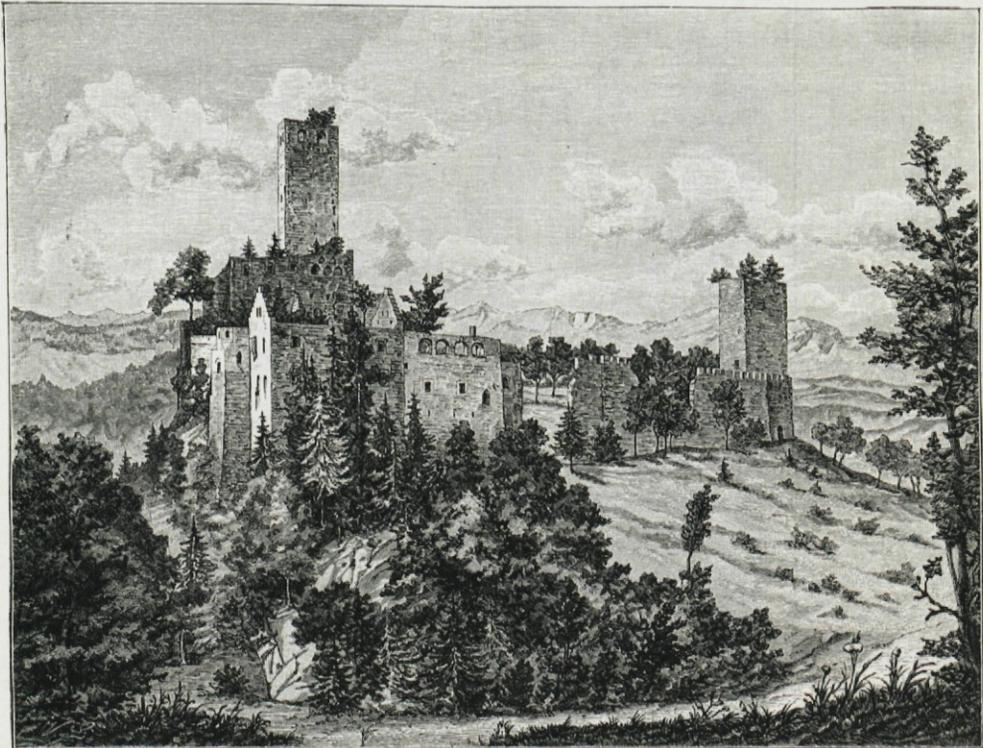
Innere der Feste Petersberg in Friesach (romanische Überreste).

der Dinge konnte man von diesem Saale aus den Burghof überblicken, wie z. B. in Taggenbrunn, in Nußberg, theils gewährte er die Aussicht auf die umgebende Landschaft, wie in Finkenstein, Neudenstein, Liebenfels 2c.

In den meisten Burgen waren Kapellen, welche hier und da außer der Ringmauer, jedoch in der Nähe derselben auf einem geschützten Punkte standen, wie z. B. in Horenburg im Görtschitzthal, Hoch- und Nieder-Kraig bei St. Veit, gewöhnlich aber innerhalb der Ringmauer sich befanden, und zwar als selbständiges Gebäude, wie in Grünburg

im Görtshgithal, Hohenwart bei Velden, Ortenburg bei Spital, oder im Burggebäude selbst, wie in Frauenstein bei St. Veit, Hollenburg im Drauthal zc.

Interessant sind auch die öfters vorkommenden Doppelpapellen, wobei die obere Kapelle für den Burgherrn, die untere durch ein quadratisches Loch mit der oberen verbundene Kapelle für die Dienerschaft bestimmt war. Zu Stein im Drauthal sind diese Doppelpapellen noch ganz erhalten.



Burgruine Liebenfels im Glan-Thal.

Eine anziehend schöne Burg, deren Ausführung in das Ende dieser Periode des Burgenbaues fällt, ist die vollkommen erhaltene Burg Frauenstein.

Nach Einführung der Feuerwaffen mußten selbstverständlich die Befestigungswerke nach einem wesentlich andern System aufgeführt werden. In dieser Periode, und zwar in der zweiten Hälfte des XVI. Jahrhunderts wurden die imposantesten Burgen Kärntens, nämlich Landskron bei Villach und Hoch-Osterritz bei St. Veit in ihrer jüngsten Gestalt vom Geschlecht der Rhevenhüller aufgeführt. In Landskron weisen die vielen unterirdischen Räume, die schönen Gewölbe und Erdgeschosse aller Gebäudetheile, die behauenen Steine an Thoren, Thüren und Fenstern und die Größe aller Bestandtheile der Burg darauf hin, daß dies ein mit Luxus aufgeführter Prachtbau war. Das Gleiche gilt von Hoch-Osterritz.

Von dem am Fuße des mächtigen Felsens, auf dessen Spitze die Burg steht, gelegenen ersten Thorthurm windet sich der Weg um diesen Felsen und führt durch 14 Thore, welche größtentheils durch mächtige Thürme und theilweise durch Zugbrücken geschützt sind, zum Hochschloß. Es ist ein einfaches, zierloses, aber geräumiges Gebäude, welches weder bezüglich der Befestigung, noch der Ausschmückung mit den Thorthürmen harmonirt. Diese dagegen sind ebenso zur Vertheidigung mit Schießscharten, Zinnen und Gußlöchern ober den Thoren und im Innern mit Fallgittern versehen als zur Zierde mit behauenen



Burg Frauenstein.

Steinen, welche Abbildungen und Inschriften enthalten, geschmückt. So stellt Hoch-Osterwitz das Bild einer mittelalterlichen, mit den Vertheidigungsmitteln aus allen Zeiten des Burgenbaues ausgestatteten Burg dar.

Am Ende des XVI. Jahrhunderts hörte endlich der Burgenbau auf, unsere Vorfahren verließen die Höhen und bauten sich, da der Rechtszustand immer gesicherter wurde, ihre Wohnungen in den Ebenen. Um diese Zeit entstanden sonach die an den Ecken mit Thürmen versehenen schwerfälligen Schlösser mit vergitterten Fenstern, wie Welzenegg bei Klagenfurt, Wayer bei St. Veit.

Kärnten ist mit Ausnahme der Klagenfurter Ebene und einiger unbedeutenderen Ebenen am sogenannten Krappfelde zwischen St. Veit und Friesach, dann bei Villach, bei

Wleiburg zc. von vielen mehr oder minder breiten Thälern durchzogen, und findet man, wengleich in den Niederungen, insbesondere auf Hügeln und Erhöhungen des Terrains zahlreiche Bauernhöfe und Dörfer sich befinden, so doch auch die sonnseitigen Thalgehänge mit vielen einzelnen Gehöften besetzt, welche bisweilen hoch hinauf an den Abhängen der Berge liegen. Mit Vorliebe sind diese Bauernbehausungen auf schön gelegenen, eine weite und gefällige Aussicht bietenden Punkten angelegt, und macht dies bei vielen derselben den Eindruck, als ob mehr die ästhetische als die Rücksicht auf das landwirthschaftliche Interesse den Platz für die Anlage bestimmt hätte.

Auf die Größe der Bauernhöfe, welche mit dem dazu gehörigen Grundcomplex auch den Namen „Huben“ führen, haben zwei Umstände einen wesentlichen Einfluß, nämlich ob der sie umgebende Grund und Boden zum Getreidebau gut geeignet oder schlecht ist und ihm nur mühsam eine spärliche Ernte abgetrogt werden kann, ob ferner die Gegend wegen entsprechender Wiesen und Weiden sich zur Viehzucht eignet oder nicht. Insbesondere ist der letztere Umstand sehr von Bedeutung, denn, wo Viehzucht getrieben wird, müssen schon deßhalb die Räume der Wirthschaftsgebäude größer sein, aber auch deßhalb werden sie in diesem Falle ausgedehnter hergestellt, weil in Kärnten aus mancherlei Gründen die Viehzucht lohnender als der Körnerbau ist. Welcher Kategorie aber die Bauernhöfe in Kärnten auch immer angehören, so ist in der Regel das Wohnhaus mit dem Wirthschaftsgebäude nicht verbunden und bildet das Gehöfte kein abgeschlossenes Ganzes. Das Wohnhaus in den wohlhabenden Gegenden Kärntens, wozu namentlich die Umgebung von St. Veit, das Krappfeld, das Gurk-Metnitz-Lavantthal gehören, ist nicht nur im Erdgeschoß, sondern auch im ersten Stock gemauert, die Mauer ist weiß übertüncht und bietet so mit den grünen Jaloufien ein freundliches Aussehen.

Im Innern geht zu ebener Erde durch die Mitte des ganzen Hauses eine Vorlaube. Von dieser führt eine Thür in ein größeres Zimmer, in welchem sich die Familie des Bauers mit den Dienstleuten sowohl zu den Mahlzeiten als in den langen Winterabenden zu häuslichen Arbeiten, wie Spinnen zc., sowie zum geselligen Beisammensein versammelt. Die Mahlzeit wird an einem viereckigen Tische aus hartem Holz eingenommen, der in einer Ecke des Zimmers steht und über welchem in grellen Farben auf Glas gemalte Heiligenbilder hängen. In einer anderen Ecke des Zimmers steht der große Kachelofen mit einer ihn umgebenden hölzernen Bank und darüber angebrachten Gestellen zum Aufhängen von Kleidern und Wäsche, die dort getrocknet werden. Neben diesem Zimmer ist die Küche, welche bei älteren Häusern nicht gewölbt, sondern mit einem Rauchmantel überdeckt ist. Auf der anderen Seite der Vorlaube ist eine Wohn- und Schlafstube für die Familie des Bauers oder die Mägde und ein kleines Local, welches als Speisegewölbe und im Sommer auch zum Aufbewahren der Milch benützt wird. Außerdem geht von der



Burg Godes-Ostertwiz.



Großer Bauernhof bei St. Veit.

Vorlaube auf einer Seite die Stiege in den Keller, auf der anderen eine Stiege in den ersten Stock. Im ersten Stock sind ein paar Räume zum Aufbewahren des ausgedroschenen Getreides, die anderen sind zu Wohn- und Schlafzimmern bestimmt.

Im Wirthschaftsgebäude ist das Erdgeschoß gewölbt und sind in ihm die Stallungen für Pferde, Hornvieh und Schweine, Kammern für das Futter und Behältnisse für das Holz, sowie auch dort die männlichen Diensthöten in den Stallungen schlafen. Der erste Stock, zu welchem man über eine gemauerte Rampe (sogenannte Tennbrücke) die Zufahrt hat und dessen Öffnungen durch in verschiedener Gestalt symmetrisch gelegte Ziegel gitterartig geschlossen werden, wird zum Ausdreschen des Getreides auf der Tenne und zum Aufbewahren des Strohs in den Nebenräumen benützt. Diese größeren Gehöfte, deren Besitzer Großbauern oder Höfler genannt werden, sind in der Regel mit Ziegeln, ausnahmsweise mit Schindeln gedeckt. Auf dem Dache fehlt selten ein Wetterhahn, der bisweilen durch die Figur eines Heiligen ersetzt wird.

Die kleineren Bauerngehöfte haben meist nur ein gemauertes Erdgeschoß, auf welchem das Dach ruht; im Übrigen sind sie nach demselben System wie die größeren Gehöfte angeordnet, nur beschränkter in allen ihren Räumlichkeiten.

In der Regel hat jeder größere oder kleinere Bauernhof einen kleinen Gemüse- und Obstgarten und nicht selten steht nahe bei den Gebäuden ein großer schöner Nuß- oder Lindenbaum. In Gegenden, die zum Obstbau geeignet sind, wie z. B. im Lavantthal, ist



Kleiner Bauernhof in der Klagenfurter Ebene.

der um jeden Bauernhof liegende Obstgarten groß und das Erträgniß des Obstbaues für den Bauer in guten Jahren ein bedeutendes. Am einfachsten sind die Behausungen des unbemittelten Bauers, insbesondere im Gebirge, die im Lande insgemein „Keuschen“ genannt werden. Bei diesen sind Wohnstube, Stall und Scheune klein, an einander geschlossen und befinden sich unter einem Dache.

In einigen, insbesondere in gebirgigen Gegenden Kärntens befinden sich bei den Bauernhöfen sogenannte „Harpfen“. Sie bestehen aus theils gemauerten Pfeilern, theils hölzernen Säulen, welche ein Dach tragen und zwischen denen wagrecht liegende Stangen angebracht sind. Auf diesen wird das Getreide unmittelbar nach dem Schnitt aufgehängt, um es vor Regen zu schützen und an dem luftigen Orte zu trocknen, wonach es zur gelegenen Zeit zum Ausdreschen in die Scheune gebracht wird.

Von diesen Typen der in Kärnten bestehenden Bauernhäuser weichen in einigen Thälern Oberkärntens, z. B. im Lessachthal die Bauernhöfe darin ab, daß sie nebst dem gemauerten Erdgeschoß und ersten Stock auch einen zweiten Stock haben, der aus Holz konstruirt ist, um welchen ein hölzerner Gang führt, der von dem Dach überragt wird, daß ferner das Wirthschaftsgebäude sich unmittelbar an das Wohnhaus anschließt. Die Dächer sind da flacher und mit Brettchen gedeckt. — In der sogenannten „Gegend“, das ist in dem schmalen Thale, welches von Treffen bei Villach in nordwestlicher Richtung

bis Radenthein läuft und in dem die Ortschaften Afritz, Wiesen 2c. liegen, gibt es auch Bauernhöfe, deren große Wohnhäuser ganz aus Holz aufgebaut sind, an welchen in den Stockwerken Gänge um das Haus laufen und bei denen auch an dem daneben befindlichen Wirthschaftsgebäude nur der Unterbau gemauert ist. Neben demselben befindet sich noch ein thurmartiger Holzbau, der als Getreide-Schüttboden dient.

Die Dörfer in Kärnten bestehen zum bei weitem größten Theile aus unregelmäßig nebeneinander liegenden Gehöften und sind die Häuser nicht so aneinander gestellt, daß sie



Steusche bei Karnburg am Zollfeld.

eine Reihe oder Gasse bilden. Groß sind die Dörfer nicht und zählen gewöhnlich nicht mehr als ein halbes oder ganzes Dutzend Häuser, aber sie gewähren durch die ungezwungene unregelmäßige Gruppierung der Gehöfte, deren Gebäude ebenfalls unregelmäßig aufgeführt sind, mit den zu ihnen gehörigen Gärtchen, dem gemeinschaftlichen, auch zur Tränke für das Vieh bestimmten fließenden Brunnen und dem an geeignetem Plage stehenden großen Ruß- oder Lindenbaum, um welchen eine Bank läuft, einen anziehenden malerischen Anblick. In größeren Dörfern liegt am Ende derselben, wenn thunlich an einer etwas erhöhten Stelle, die meist vom Friedhof umgebene Kirche mit dem einfachen, einen Stock hohen Pfarrhofs. Nur in einigen Gegenden im Nordwesten Kärntens, z. B. in der Gnesau, Reichenau sind die Häuser der Dörfer bisweilen in einer Doppelzeile an einander gestellt,



Bauernhof in Oberfärnten.

und zwar derart, daß die Wohnhäuser in einer Reihe und gegenüber die Wirthschaftsgebäude und hölzernen Getreidespeicher stehen. Die Dörfer liegen in den Ebenen, auf Hochebenen im Mittelgebirge oder auf sanften Abhängen der Berge, aber nur bis zu einer mäßigen Höhe, während höher hinauf nur einzelne Gehöfte zu finden sind.

Erst die größeren Ortschaften, die sogenannten „Märkte“, haben in der Anlage einen anderen Charakter, indem in denselben die Häuser an einander gereiht sind und Gassen, sowie kleine Plätze bilden. Auch erscheinen in den Märkten die Wirthschaftsgebäude seltener oder stehen hinter den Wohnhäusern, wo sich ihnen die Gärten und Felder anschließen, und kommen dagegen größtentheils von Handwerkern, Krämern zc. bewohnte Häuser und Wirthshäuser vor. Bei Märkten findet man auch schon bisweilen Ruinen von Vertheidigungsbauten aus dem Mittelalter, welche aus einem Thurm oder einem burgartigen Gebäude bestehen und ohne Zweifel als Zufluchtsort bei den im XIV. und XV. Jahrhundert häufigen Einfällen der Ungarn und Türken aufgeführt wurden. Bei den Städten fehlen diese Vertheidigungsbauten nirgends und bestanden bei manchen, wie in St. Veit, Friesach zc. auch Umfassungsmauern. Eigenthümlich in Kärnten ist es, daß größere Dörfer und Märkte mit Vorliebe dort angelegt sind, wo Bäche, die aus dem Hochgebirge kommen, sich in die Ebene ergießen, wodurch diese Ortschaften fortwährenden Überschwemmungs-Gefahren ausgesetzt sind. Der Grund dieser Art der Anlage liegt wohl, abgesehen von der Bequemlichkeit des leichteren Wasserbezuges für häusliche Zwecke, vornehmlich darin, daß man die Bäche als bewegende Kraft für Mühlen, Bretterfägen und dergleichen mehr benützt.

Musik.

Kärnten galt seit jeher als eines der sangeslustigsten Länder der Monarchie. Obwohl durch die natürliche Eingrenzung der Verkehr mit den Nachbarländern noch vor wenigen Decennien ein ziemlich beschränkter war, blieb das Interesse Kärntens für Erscheinungen auf dem Gebiete der Musik hinter dem anderer Nationen doch nicht zurück. Es kann allerdings nicht in Abrede gestellt werden, daß die Kriegsfurie, die so oft verheerend durch das Land gezogen, hemmend auf die Entwicklung der Künste, namentlich der Musik eingewirkt hat, allein des Karavanen-Äplers Sangeslust hat sie dennoch nicht völlig zu ersticken vermocht, denn kaum war die Morgenröthe des Friedens emporgestiegen, so erklangen auch wieder lustige Weisen und frische Tödler.

Die heimischen Geschichtschreiber wissen über die Musikzustände bis knapp vor diesem Jahrhundert wenig zu erzählen, vielleicht darum, weil sie Erscheinungen, die sich auf diesem vermeintlich nebensächlichen Gebiete nicht ereignißvoll oder mindestens markant

ausprägen, nicht für geeignet erachteten, um sie für die Kunstchronik festzuhalten, vielleicht auch darum, weil Kärnten an schöpferischen Fachmusikern thatsächlich auffallend arm ist. Es sind allerdings Spuren vorhanden, daß Minnesänger das Land durchzogen haben, und ein günstiges Territorium fand sich bei dem Bestande so vieler Ritterburgen ja vor (Heinrich von Ofterdingen sogar soll auf seiner Komreise in Friesach übernachtet haben); auch Meistersänger hatten sich auf protestantischem Boden sesshaft gemacht, — doch mit diesen und einigen sagenhaften Daten schweigt die Geschichte über Kärntens Musik-Urzustände. Erst nachdem das Land mit Baiern in Fühlung getreten war, und noch mehr, nachdem die Franzosen nach mehrmaliger Occupation im Jahre 1815 für immer von Kärnten Abschied genommen hatten, begann das Musikleben aufzublühen. Während sich z. B. früher nur noch kirchliche Musik, weil von der Geistlichkeit propagirt, erhalten konnte, wurde von nun an auch die weltliche wieder gefördert. Als eifriger Pfleger der letzteren wird zunächst Fürst Ferdinand Porcia in Spital genannt. Das Benedictinerstift in St. Paul und dessen Colonie in Klagenfurt haben sich andererseits um die Kirchenmusik nicht unerhebliche Verdienste erworben. Nicht unerwähnt mögen die eigenartigen langgedehnten Weihnachts- und Neujahrsgeänge bleiben, die vornehmlich im Möll-, Lieser- und Lavantthal gediehen, einen balladenartigen Charakter besitzen und hin und wieder jetzt noch, allerdings höchst selten, wie einst üblich in Verbindung mit scenischen Darstellungen zum Vortrag gelangen.

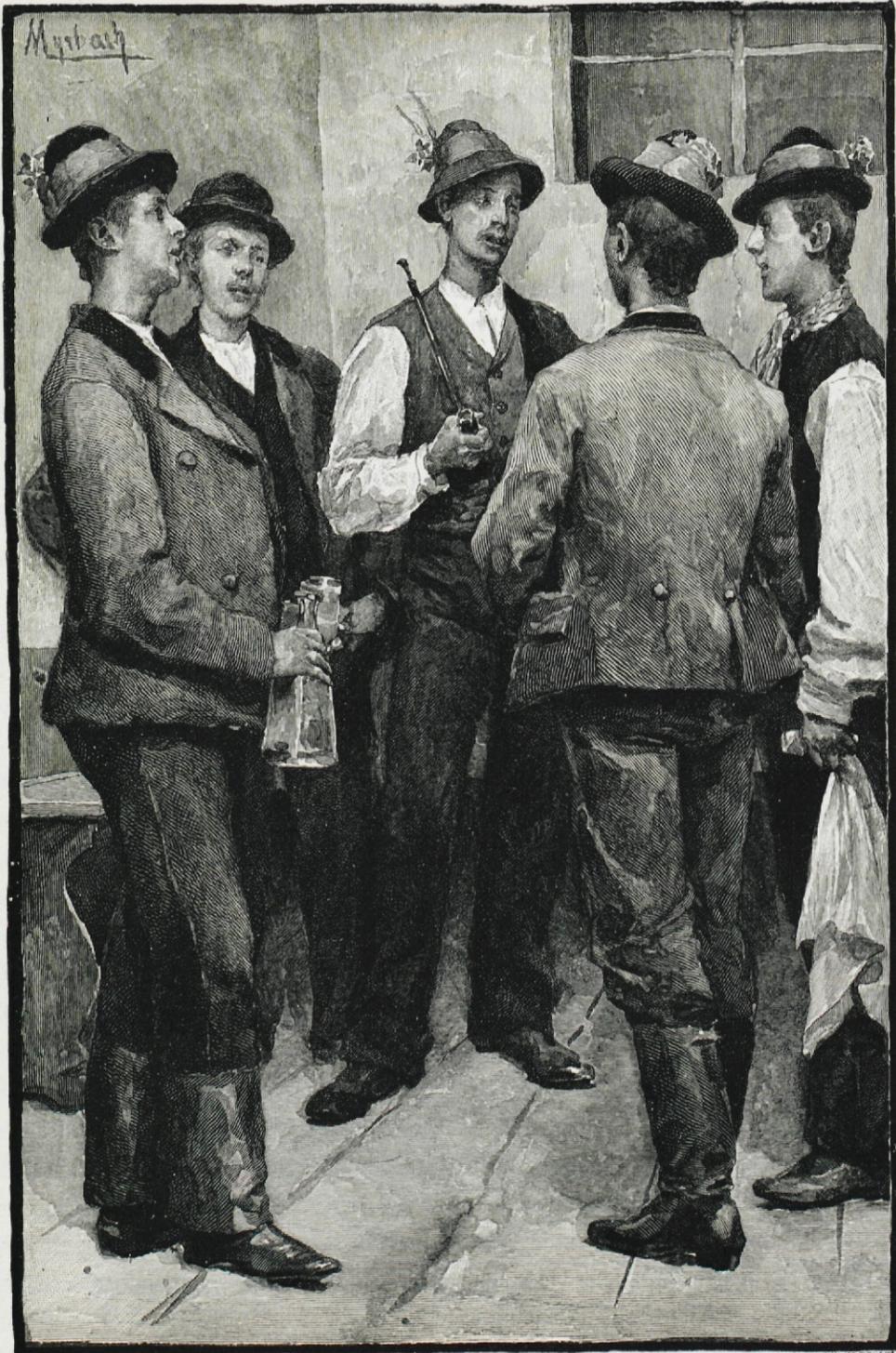
Zu Anfang dieses Jahrhunderts, das als die Ära des Vereinslebens gelten kann, entstanden nach dem Muster großer deutscher Städte auch in den Provinzen Musiker-verbindingen und als eine der ersten unserer Monarchie kann der „Musikverein in Klagenfurt“, der im Jahre 1828 gegründet wurde, bezeichnet werden. Diese Körperschaft schuf sich zunächst ein Repertoire deutscher Tonheroen: Mozart, Haydn, Beethoven, Schubert fanden begeisterte Pflege. Schon vor der Gründung des Musikvereins bestand in Klagenfurt eine Gesellschaft von Dilettanten, die Josef Haydns „Schöpfung“ kurz nach ihrer Vollendung zur Aufführung brachte.

Der schon in den Vierziger-Jahren nach Italien gravitirende musikalische Geschmack machte sich auch in einzelnen Theilen Kärntens bemerkbar; man sang nicht ungern hin und wieder eine wälsche Arie. In der Landeshauptstadt selbst wurden sogar von Dilettanten aus den vornehmsten Gesellschaftskreisen wiederholt italienische Opern zur Aufführung gebracht, unter anderen „La Straniera“ von Bellini und „Belisar“ von Donizetti. Dem kärntnischen Adel kann die Anerkennung nicht versagt werden, zur Hebung des Musiklebens, wie zur Veredlung des künstlerischen Geschmacks wesentlich beigetragen zu haben. Die Salons der Egger, Porcia, Rainer, Moro und vieler Anderen waren die Sammelstätten hervorragender einheimischer wie fremder Künstler. In diese Zeit des

musikalischen Aufschwungs fällt auch die Gründung des „Klagenfurter Männergesangsvereins“ (1847). Sein erster Vorstand war Max Ritter von Moro, sein erster Chorleiter Kaspar Harm. Das Verdienst, den ersten Impuls zur Gründung dieses, nunmehr so erfolgreich und hochgeschätzt in das letzte Decennium seines halbhundertjährigen Bestehens tretenden Vereins gegeben zu haben, gebührt unstreitig dem damaligen Theaterkapellmeister Alfred Thom. Zur Zeit zählt Kärnten an dreißig deutsche Gesangskörperchaften, die sich mit einer Anzahl von etwa 650 Stimmen zum „Kärntnerischen Sängerbund“ vereinigt haben.

Der erwähnte Mangel an heimischen Componisten darf wohl kaum einer etwaigen mangelnden Veranlagung zugeschrieben werden, er ist vielmehr auf das Fehlen höherer musikalischer Bildungsstätten im Lande zurückzuführen und auf den Umstand, daß der Sinn des Kärntners sich zunächst der knappen Liedform zuneigt. Von musikalisch Begabten erfommene Weisen wurden nicht mittelst Noten, sondern phonetisch weiter verbreitet und kamen oft in einer vom Original völlig verschiedenen Variante an die Ursprungsquelle zurück, nicht ohne daß auf dieser Wanderung der Name des Autors häufig verloren gegangen wäre. Andererseits finden sich in den Chorarchiven mancher Landpfarreien mitunter ganz annehmbare Compositionen von Schullehrern vor — vorzugsweise Marienlieder und Messieinlagen; allein auch diese gelangten nicht in die große Öffentlichkeit, theils weil sie von den Organisten nur zum Eigengebrauch geschaffen waren, theils weil diese weder angeeifert wurden, noch selbst genug Ehrgeiz besaßen, für die Verbreitung Sorge zu tragen. Zu den wenigen Compositionen, die sich, weil durch Noten fixirt, in unveränderter ursprünglicher Form erhalten haben, gehört der populäre herrliche Chor: „Des Kärntners Vaterland“ von Josef von Rainer auf das bekannte Gedicht von Ritter von Gallenstein.

Was die reproducirende Musik anbelangt, ist der Umstand, daß der Kärntner bei all seiner Freude und Lust, öffentlich zu singen, dennoch der Bühne fern geblieben, auf die mangelnde Sympathie des Vpplers für das Theaterleben im Hinblick auf seine socialen Verhältnisse zurückzuführen. Die alles nivellirende Cultur hat manch hartes Vorurtheil verschwinden lassen, und einer der Ersten, die den kühnen Sprung auf den heißen Bretterboden gewagt, war ein flotter Klagenfurter Student, Karl Sommer, der nunmehr, nachdem er sich auf kleineren deutschen Hofbühnen eingesungen, zu den Zierden der Wiener Hofoper gehört. Das Landvolk bethätigte seinen Sinn für Musik durch Bildung von Instrumentalkapellen, von denen sich die „Bergknappen-Banden“ besonderer Beliebtheit erfreuen. Eine Specialität waren die sogenannten „Schwarzenbacher“. Die Instrumente, die auch jetzt noch theils selbständig, theils zur Stimmbegleitung in Anwendung kommen, sind die in den Alpenländern gebräuchlichen: Zither und Guitarre. Auch die Schwegelpfeife kommt noch mitunter zu Ehren. Zu Anfang des Jahrhunderts hat auch in



Ein Kärntner Quintett.

vornehmeren Kreisen die Harfe emsige Pflege gefunden. Obwohl ersichtlich ist daß der Kärntner Sinn und Interesse für die verschiedensten Schattirungen des Musikwesens zeigt, so hängt er mit Herz und Seele zunächst doch an seinem Volksliede. Dieses ist seine Freude und sein Stolz.

Wenn auch nicht behauptet werden kann, daß das kärntnische Nationallied das jüngste Kind der alpinen Muse ist, so ist doch sicher, daß es das letzte flügge gewordene ist. Während Steiermark schon im Jahre 1812 auf Anregung und unter dem Protectorat des Erzherzogs Johann eine Sammlung steirischer Volkslieder zustande gebracht hatte und während die Tiroler längst in fremden Landen mit ihren Tödlern und Bierzeilern für alpine Weisen Sympathien erweckt hatten, kam Kärnten ziemlich spät erst zum Bewußtsein, daß es geradezu ein Schatzkästchen lieblicher, eigenartiger und anmuthiger Weisen sein Eigen nenne. Die Entwicklung der österreichisch-alpinen Lieder bis zur genauen Unterscheidung ihrer Bodenständigkeit bedurfte einer geraumen Zeit und noch heute ist man über den Heimatschein so mancher Volksweise nicht im Klaren. Speciell das Kärntner Lied entwickelte sich zur gegenwärtigen Eigenart erst, nachdem sich desselben die musikalisch gebildeten Stände des Landes mit Interesse angenommen haben. Der Beginn dieser für die Geschichte der Kärntner Weise wichtigen Periode fällt in die Vierziger-Jahre. Rainer, Randutsch, Moro, Herbert, Gaggl, Knappitsch müssen mit der Veredlung des Kärntner Liedes in Verbindung gebracht werden. Das unbestreitbar größte Verdienst in dieser Richtung hat sich jedoch mehrere Jahre später Dr. Alois Wölwich erworben. Musikalisch ebenso glücklich veranlagt als ästhetisch feinfühlig, dabei im Besitze einer umfangreichen, überaus sympathisch klingenden Baritonstimme verstand er es wie kein Zweiter, den Kärntner Liedern jenen eigenthümlich anheimelnden Reiz abzugewinnen, der auf den Zuhörer seine faszinirende Wirkung nie verfehlt. Das von Wölwich anfangs der Sechziger-Jahre begründete Quartett, dem außer ihm noch Hauser, Koschaker und Höferer angehörten, darf als die trefflichste der zahlreichen im Lande creirten Sängergesellschaften bezeichnet werden, denn wohl fast jeder größere Ort in Kärnten besitzt seither sein Liederquintett, manche Stadt sogar deren mehrere. Das Nationallieder-Singen ist geradezu zum allgemeinen Bedürfniß des sangesfrohesten Alpenlandes geworden und selbst außerhalb der Heimat (in Wien, Graz, Linz etc.) bilden die lieblichen Weisen das Bindemittel der Landsmannschaft. Von den zahlreichen kärntnischen Quintett-Vereinigungen haben es nicht wenige zu einer großen Popularität gebracht. Im Jahre 1856 trat das sogenannte „Mischig-Quintett“ in die Öffentlichkeit. Es unternahm am 24. Juli desselben Jahres eine Concertreise in das Ausland bis hinauf an die Ostsee und traf ruhm- und goldbeladen am 18. Juli 1859 wieder in der Landeshauptstadt ein. Noch Ende des Jahres wurde eine zweite Reise unternommen. Das Quintett „Grünanger“ machte, namentlich in den

Siebziger-Jahren, viel von sich reden. Das Quintett des „Klagenfurter Singvereins“ mit Prasser an der Spitze erfreut sich namentlich in der Landeshauptstadt großer Beliebtheit. Im Sommer 1884 fand daselbst ein Kärntner-Lieder-Wettfingen statt, nach welchem dem Quintett der „Alpenrose“ in Ferlach der erste und dem „Laaser-Quintett“ der zweite Preis zuerkannt wurde. Der Vollständigkeit halber sei noch des „Kärntner-Quintetts der f. k. Hofoper“ (Wirnbaum, Bruckner, Kinsky, Koschat und Graf) Erwähnung gethan, welches allerdings das kärntnische Original-Volkslied nur in zweiter Linie cultivirte, dem aber das Verdienst nicht abgesprochen werden kann, dieses Volkslied concert- und hoffähig gemacht zu haben.

Was die musikalische Eigenart des kärntnischen Heimatliedes betrifft, so kann nicht gesagt werden, daß Volkslieder anderer Nationen — die einen an zündendem Rhythmus, die anderen an Wohlklang der Melodie, wieder andere an poetischem Gehalt der Gedanken — die Kärntner Weisen nicht überragen würden; andererseits kann aber ebensowenig in Abrede gestellt werden, daß das kärntnische gegenwärtig zu den beliebtesten und meist-gefangenen Volksliedern gehört. Inwieweit nun dessen Reiz im Rhythmus oder in der Melodie oder in der Urwüchsigkeit und Naivetät des Dialectes liegt, ist schwer zu entscheiden; Thatsache ist, daß zumal das harmonische Gefüge und die Art und Weise der landesüblichen Reproduction wesentlich dazu beitragen, daß man diese Lieder auch außerhalb ihrer Heimat ebenso gerne hört als singt.

Das Kärntner Lied wird daheim nach der Tradition gesungen, und zwar fünf-stimmig, obwohl dafür vom rein musikalischen Standpunkte aus keine zwingende Nothwendigkeit vorhanden ist. Eine besondere Eigenthümlichkeit dieses Volksliedes besteht darin, daß die Melodie nicht von der obersten, sondern von der sogenannten „Vorsänger“-Stimme gesungen wird, zu welcher letzterer sich erfahrungsgemäß ein Baritonorgan am besten eignet. Die zweitwichtigste ist die „Überschlag“-Stimme, die sich in der Regel in der Terz- oder Sextlage über der Melodie bewegt und darum häufig in das Falsettregister zu greifen hat. Zu einer dreistimmigen Interpretirung fehlt noch der Baß, der sich mit Behaglichkeit auf drei Töne festsetzt: auf die Tonika, Dominante und Subdominante. Die dem zweiten Tenor im gewöhnlichen Männerquartett-Satze entsprechende Stimme nennt der Kärntner rasch entschlossen die „Quint“. Sie ist eine heikle harmonische Stimme und erfordert einen Sänger mit feinfühligem, ganz besonders geübtem Gehör. Das dringende Bedürfniß jedes halbwegs stimmbegabten Kärntners, „auch mitzusingen“, wo sein Nationallied gesungen wird, hat noch eine harmonische Stimme — die „tiefe Quint“ erfunden, eine Stimmgattung, deren Domäne eine bequem liegende Dominante und ihre unmittelbare Nachbarschaft ist. Solcherart ist das Kärntner Lied, wovon wir eine unveränderte Probe geben, fünfstimmig geworden und wird auch heutzutage fast nur mehr im „Quintett“ gesungen.

Ruhig.

Überschlagstimme *mf* *p*
(Text wie Vorsänger.)

Quint *mf* *p*
(Text wie Vorsänger.)

Vorsängerstimme *f* *mf*
kält, kält und kält kält geht der Lurn = sel = der

Tiefe Quint *mf* *p*
(Text wie Vorsänger.)

Baß *mf* *p*
(Text wie Vorsänger.)

mf *p*

mf *p*

f *mf*

Wind und kält und kält, kält is mei Qua, wann er kimmt.

mf *p*

mf *p*

Eine weitere, nur der besprochenen Weise zukommende Vortragseigentümlichkeit sind die kurzen „geschluzten“ Vorschlagnoten, die sich durch die üblichen Notenzeichen

ebensowenig wiedergeben lassen wie beispielsweise der Schlag der Wachtel. Die Kärntner Lieder unterstehen der Alleinherrschaft des Dreiviertel-Taktes, lassen sich in zwei bis drei aus je vier Takten bestehende melodische Phrasen zergliedern und gehören beinahe durchwegs den Dur-Tonarten an.

Der dem Kärntner Lied mitunter angehängte Fodler soll, wie alte musikkundige Karnuten behaupten, nicht bodenständig, sondern aus Westen importirt worden sein. Man wird kaum irreehen, wenn man annimmt, daß die Entstehung der erwähnten eigenartigen Singweise, daß nämlich die melodieführende Stimme unter einer harmonischen liegt, ebenfalls auf die Allgemeinheit der Sangeslust in Kärnten zurückzuführen ist. Die Mädchen wollen auch mitsingen. „Die große Mehrzahl der Kärntner Lieder handelt vom Lieben“, schreibt Wölwich, „darf man sich da wundern, wenn singende Burschen ihre „Dirndlan“ mit in die Gesellschaft hineinzogen und gemeinschaftlich mit letzteren sangen? Naturgemäß konnte man aber die Mädchen nicht vorsingen lassen, das hätte sich mit ihrer Verschämtheit nicht vertragen. Also mußte man ihnen eine begleitende Stimme zuweisen. Diese aber mußte wieder naturgemäß höher liegen und aus diesem Grunde konnte der Vorsänger wieder nur ein Bariton sein.“

Daß die Namen der Autoren der vielen im letzten Halbjahrhundert entstandenen Kärntner Lieder verschwiegen bleiben konnten, wiewohl diese ab und zu bereits durch den Druck vervielfältigt wurden, liegt in der Bescheidenheit des Kärntners, der nicht als Componist glänzen will, sondern neue Weisen ersinnt, um sie selbst zu singen. Beweis dessen ist, daß fast alle Erfinder von Kärntner Weisen auch als vortreffliche Sänger bekannt waren, beziehungsweise noch sind.

Obwohl bereits im Jahre 1828 von der Gesellschaft der Musikfreunde in Wien eine Sammlung von Volksliedern aus allen österreichischen Kronländern ausgeschrieben wurde, kann, da über die praktische Verwerthung wenig ins Volk gedrungen ist, als die erste und werthvollste Kärntner-Lieder-Sammlung die von Baron Edmund Herbert vor circa drei Decennien edirt bezeichnet werden. Für eine Singstimme mit Clavierbegleitung eingerichtet, erschien sie in zwei Hefen. Franz Decker hat die Sammlung später auf fünf Hefte fortgesetzt. Ferner erschienen Arrangements für Männerchor von Johann Reiner, Metzger, Köstinger, Weinwurm und Anderen.¹

Die weiteste Verbreitung fanden unstreitig die (1864) von Johann Herbeck für Männerchor harmonisirten drei Weisen: „Dirndle tief drunt' in Thal“, „Lippitzbach is ka Thal“ und „I thua wohl“. Sie haben die Runde durch Deutschland gemacht und werden auch von den deutschen Sängern jenseits des Oceans gerne gesungen.

¹ Anmerkung der Redaction. Der Verfasser dieses Aufsatzes hat eine Anzahl echter Kärntner Lieder gesammelt und zahlreiche Lieder in der Kärntner Volksweise selbst componirt.

Ziemlich langsam. *mf*
 O Diand - le tiaf d'runt in Thal, jauchz au - fer zu
 Zurückhaltend. *a tempo* Zurückhaltend.
 mir a mol; es is ja gar lang schon her, daß i bei Stimm' gern hör'.

Und so möge denn das Kärntner Lied gedeihen und blühen zur Freude und Erquickung
 Aller, die Sinn und Verständniß für das haben, was wahr und echt aus Herz und Seele
 eines gemüthreichen Alpenvölkchens emporquillt.





Architektur in Kärnten.

Mittelalterliche Baudenkmale.



Die ersten Nachrichten über kirchliche Bauhätigkeit reichen bis in die Mitte des VIII. Jahrhunderts, die Zeit des Salzburger Missionsbischofs Modestus zurück. Der Faden, der diese neubeginnende christliche Epoche mit dem zum Theil schon christlichen römischen Noricum verband, wurde durch eine nahezu zweihundertjährige Herrschaft der heidnischen Slaven unterbrochen. — Kirchliche und deutsche Gründungen sollten die entlegene Ostmark näher an das Weltreich Karl des Großen knüpfen, welcher 811 auch die streitigen Diöcesangrenzen zwischen den zwei Ausgangspunkten der christlichen Lehre, dem alten Salzburger Bischofssitz und dem noch älteren Patriarchenstuhl in Aquileja durch den Draufstrom festsetzte. Schon im IX. Jahrhundert werden genannt die Kirchen in Maria-Saal, Teurnia, Friesach, Maria-Wörth, Villach, Feldkirchen u. s. w. — Das X. Jahrhundert kennt eine Kirche Maria an der Draut, St. Martin am Krapfelde; in Pöding baut 975 Jma eine Klosterkirche. Mit der Gräfin Hema von Zeltschach und Friesach beginnt eine neue Ära für die kirchliche Baukunst in Kärnten, wie denn überhaupt mit dem Ablauf des ersten Jahrtausends eine höchst wichtige ideale Zeit hereinbrach. Kirchen und Klöster in reicher Zahl wurden gegründet, unter denen Wöchling, Stein,

Gurk, Millstatt, Eberndorf und St. Paul hervorzuheben sind. Die ersten Bauwerke dieser Klöster waren sicherlich von sehr primitiver Form und erst im Laufe des XI. und XII. Jahrhunderts erhielten mit der glänzenden Entfaltung der romanischen Bauweise die genannten Stiftungen ihre jetzige Gestalt.

Die geographische Lage Kärntens macht es erklärlich, daß sich an diesen Bauwerken sowohl die directen Einflüsse lombardischer Kunst, als auch der nahverwandten Bauweise der Salzburger und Bamberger Bauerschule geltend machten. Ja die Stiftskirche von Viktring ist nach den Grundrissen der Bauerschule von Fontenay in Frankreich erbaut. Eine für Kärnten typische Anordnung dieser prachtvollen Stiftskirchen, wie dies in anderen Ländern der Fall ist, besteht hier nicht, allein gerade in diesem Wechsel der Formen beruht der unvergleichliche Zauber derselben. Die gewaltige Bauhätigkeit dieser Epoche erstreckte sich auch auf die Anlage von Burgen und befestigten Orten der verschiedensten Art, unter denen Friesach über alle hervorrägt. — Mit der zweiten Hälfte des XIII. Jahrhunderts fand diese große Epoche ihren natürlichen Abschluß, da auf längere Zeit vorgezogen war, und erst am Schlusse des XIV. Jahrhunderts begann unter wesentlich geänderten Verhältnissen eine neue Epoche kirchlicher und profaner Bauhätigkeit.

Unter dem Segen friedlicher Verhältnisse gelangten die Städte zu Reichthum und Ansehen, womit auch der Schwerpunkt künstlerischer Thätigkeit in das Bürgerthum verlegt wurde und der in seiner Entwicklung begriffene gothische Stil zur vollsten Blüte gelangte. Mit dem Aufblühen des Handels und der Lebensader des Landes, des Bergbaues, entstanden neue Bedürfnisse der Seelsorge, welche theils durch zahllose Neubauten von Kirchen und Kapellen oder durch Erweiterung älterer Bauwerke befriedigt werden mußten.

Das älteste Bauwerk des Landes in ausgesprochener Spitzbogenarchitektur ist die in jungfräulicher Einfachheit erbaute Dominicanerkirche in Friesach, die Perle dieser Stilrichtung jedoch die St. Leonhardskirche im Lavantthal, bei welcher drei Jahrhunderte mit seltener Feinsichtigkeit an der consequenten Ausbildung der Grundgedanken arbeiteten.

Dieser schließen sich die dreischiffigen Kirchen an in Maria-Saal, Völkermarkt, Lavamünd, Villach, Gmünd, Waisjach, Hohenfeistritz und Heiligenblut, die zweischiffigen Anlagen am Magdalensberg, in Galizien, in Bleiburg, die einschiffigen in St. Wolfgang, Ober-Wellach, Brückl, Wallburgen u. s. w. Die productive Spätzeit übersäte das Land mit ihren oft recht originell den alten Resten und neuen Bedürfnissen angepaßten detailreichen Werken; in Sacramentshäuschen (Heiligenblut, Waisjach, Heuburg, St. Martin am Krappfelde) und Wandnischen (St. Peter bei Grafenstein, Grafendorf, Pölling), in Lichthäuschen (Gurk, Rötmanndorf, Maria-Saal, Völkermarkt) und Karnern (bei vielen Landkirchen) hinterließen fast alle Perioden wie in Kleinformat die Documente ihres Könnens und Denkens. Unsere größeren Gotteshäuser sind meist

dreischiffige Hallenkirchen, deren jedes Schiff wie in St. Stefan in Wien mit dem halben Achteck schließt. Die Wiener Bauhütte hat überhaupt merkbaren Einfluß auf unsere Bauführungen ausgeübt, so z. B. hat die Anlage zweier Thürme an Stelle eines Querschiffes in St. Marein, das spitze Netzgewölbe in Maria=Saal seine Vorbilder im Stefansdome. Unter den Chören von Liding, St. Georgen vor dem Weinberge, Eberndorf, Stein, Maria=Wörth, Heiligenblut, Liescha und anderen sind Krypten, unter der Kirche Johannesberg ist eine Unterkirche angebracht.

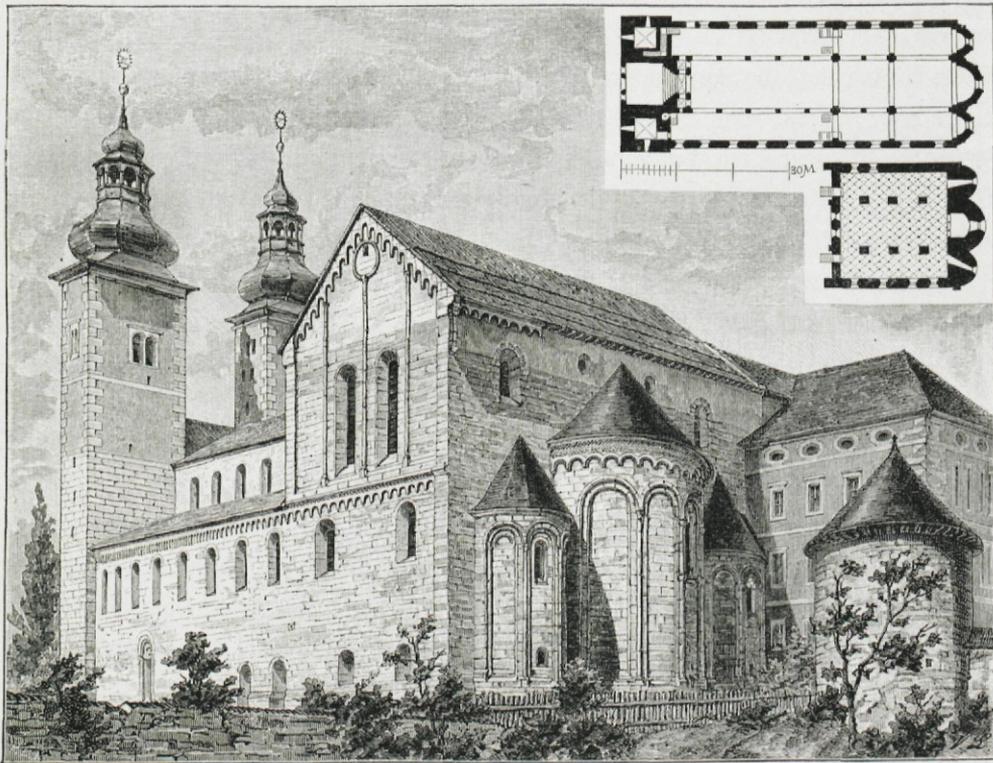
Die Thurmanlage variiert sehr. Außer dem Aufbau des Thurmes über dem Chorquadrate oder der Apsis, wie es im XIII. Jahrhundert üblich war (z. B. in Feldkirchen, St. Veit, Maria=Gail, Meiselding, Launsdorf, Griffen, St. Ruprecht bei Völkermarkt, Kentschach, Guttaring u.) kommt der Thurm bald nördlich, bald südlich vom Presbyterium, bald vor die Westfront zu stehen und bildet in seinem Untergeschoß im ersten Falle die Sacristei, im letzteren eine Portalvorhalle. Über den vier Giebeln erhebt sich der schlanke achtflechtige, mit Steinplatten gedeckte Helm, wenn nicht wie häufig eine französische Haube oder ein sogenannter Kuppelthurm mit Laterne denselben verdrängt hat. Schöne Thürme mit maßwerkgefüllten Schallfenstern haben die Kirchen des Möll- und Gailthales, welche wohl in die letzte Zeit der Gothik fallen, wo die Rippen schon in Astwerk übergehen und die Strebebeiler ganz weggelassen. Bei der Vorliebe des Bergvolkes für das Aethergebrachte und beim vollständigen Hineinleben des Kunsthandwerks in die zusagenden Stilformen der Gothik hat sich diese Bauweise in unserem Lande fast bis in die Mitte des XVI. Jahrhunderts gehalten, nachdem schon längst die Renaissance an allen Grenzen siegreich ihren formenfröhlichen Einzug gehalten hat.

Von den bisher erwähnten Bauwerken wollen wir nachstehende etwas eingehender besprechen. Der Gurker Dom. Hema, die reichbegüterte Gräfin von Friesach und Zeltschach, deren Gemal auf der Rückkehr von der Wallfahrt zum Grabe des Apostels Jakobus starb und deren Söhne in einem Aufstand ermordet wurden, legte ihr fürstliches Erbe auf den Altar der von ihr 1042 erbauten Marienkirche in Gurf, errichtete dort einen Convent für 70 Nonnen und 20 Augustiner Chorherren und legte so den Grund zum 1071 errichteten Bisthum. Fast hundert Jahre später, nach Klärung verschiedener Rechtsverhältnisse, ging man erst an die Erweiterung und den Ausbau des Domes. Im Jahre 1174 war derselbe soweit fertig, daß die Übertragung der Gebeine der Stifterin in die für sie erbaute Gruft stattfinden konnte. Da im Jahre 1216 der Laienaltar des heiligen Kreuzes eingeweiht wurde und als Stifter des Nonnenchoraltars ein Otto episcopus non consecratus erscheint — wahrscheinlich der vor seiner Consecration gestorbene Bischof Otto (um 1214 gewählt), — so muß die Kirche im zweiten Decennium des XIII. Jahrhunderts im Wesentlichen vollendet gewesen sein.

Der massige, ernste Bau präsentirt sich als eine dreischiffige Pfeilerbasilica von etwa 63·21 Meter Länge und 20·55 Meter Breite; drei östliche halbrunde Apsiden, die mittlere bevorzugt durch Größe und Schmuck, lehnen sich in der Axe der Schiffe an die hohe Ostwand des über die sonstige Mauerflucht nicht vortretenden Querschiffes; zwei quadratische Westtürme mit ursprünglich offener Vorhalle dazwischen flankiren das herrliche Hauptportal. Dieses selbst mit seinen reichen Säulenstellungen ist ein Werk von hohem decorativen Reiz. Von der äußeren Vorhalle, wegen der alten Wandmalereien mit Adam und Eva das Paradies genannt, gelangt man in eine innere Vorhalle, welche sich in drei Bogen gegen das Mittelschiff öffnet und über sich und der äußeren Halle den durch seine Wandmalereien aus dem XIII. Jahrhundert sehr beachtenswerthen Nonnenchor trägt. Einfache Pfeiler mit Capital- und Sockelgesimse, verbunden durch Rundbogen, trennen die Seitenschiffe vom Mittelschiff. An den Pfeilern des Chores tragen die vorgelegten Halbsäulen reichere Würfelcapitäle mit schönem Blattwerk. Der östliche Theil des langgezogenen Kirchenraumes ist um sechs Stufen erhöht und erscheint in etwas gedrückteren Verhältnissen, denn unter ihm dehnt sich durch das ganze Presbyterium, Querschiff und Mittelapsis die hundertsäulige vielgenannte Krypta aus, im Volke schlechthin die „Gruft“ genannt. Der Eindruck, den diese schönste aller romanischen Krypten auf den Besucher macht, ist ein wahrhaft romantischer. Wirklich ein Wald von schlanken weißen Säulen auf steilen attischen Basen mit den einfachsten Würfelcapitälen, sechsmal nur von massigen Quaderpfeilern unterbrochen, dehnt sich unentwirrbar vor unseren Augen aus. Die Außenseite entzückt besonders im Süden und Osten durch das einzig herrliche Material des goldig abgetönten, krystallinischen Kalksteines der quadergefügtten Mauern. Ein reich und hoch gegliederter Sockel hebt den monumentalen, Kraft und Würde zeigenden Bau vom Boden, kleine Rundfenster und ein einfaches Südportal beleben die Wände, Arkadenbogen auf Halbsäulen schmücken die Apsiden, ein reiches, wirkungsvoll mit Zahnschnitt, Zickzackornament und eingesehten Kugeln ausgestattetes Hauptgesimse über dem lebendig bewegten Bogenfries verbindet die Mauerzinne mit dem Dache. Der schöne Bau ist fast unverändert auf uns gekommen, nur hat nach einem Brande Ulrich Utner, Steinmetz in Passau, im Jahre 1590 statt der früheren Balkendecke das Gewölbe „aufgerichtet, mit Kreuzbogen von Stein gehauen, verwahrt und verziert“.

Engelbert, Graf von Lavant, gründete an der Stelle der väterlichen Burg, wo schon seine Eltern eine Paulskirche bauten, das bekannte Benedictinerstift St. Paul. Im Jahre 1093 geschah die Einweihung der unter Leitung von aus Hirschau gekommenen Mönchen vollendeten Kirche. Von diesem Baue ist wohl kaum etwas übrig. Der nothwendig gewordene größere Neubau wurde etwa in der zweiten Hälfte des XII. Jahrhunderts vollzogen, aber noch 1264 schwebten Verhandlungen über die zunächst vorzunehmende

Dedication. In dieser reich angelegten Kirche allein kommt das Schema einer romanischen Kreuzbasilica mit vortretendem Querschiff, zwei Westthürmen, Chorquadrat und drei Ostapsiden vollständig zur Durchführung. Die Schiffe sind durch breite Pfeiler geschieden, welchen Halbsäulen in der Längsrichtung vorgelegt sind. Ein Gurtbogen vor dem eigentlichen Querhause trennt das jüngere, einfachere Langhaus von dem mit großer Eleganz und reicher Formschönheit ausgeführten Querschiff und Chor. Wunderliche Werkstücke



Chor der Gurker Grufkirche mit dem Grundriß der Krypta.

vom ursprünglichen Bau sind an den jüngeren Westthürmen verwendet worden. Was dem wohlerhaltenen und gutgepflegten Bau zum besonderen Vortheil gereicht, ist seine hohe Lage auf einem terrassenartigen Unterbau, sein wohlgegliederter Sockel, der nur einmal durch den edlen Portalvorbau durchbrochen wird. Die Details an diesem Kirchenbau sind sehr mannigfaltig gebildet. Vom decorirten Würfelcapitäl bis zum fast gothisch stilisirten Blattcapitäl erblickt man alle Formen und Wandlungen dieses wichtigen Baugliedes. Die ursprüngliche Balkendecke des 52·46 Meter langen und 19·28 Meter breiten Baues wurde nach dem Brande im Jahre 1375 durch ein Steingewölbe ersetzt, das auf polygone Vorlagen sich stützt.

In den Gewässern des Millstätter Sees spiegeln sich die umfangreichen alternden Gemäuer des Salvatorerklosters Millstatt. Begründet von Herbo und Poto, Söhnen des Pfalzgrafen Hartwig, Grafen im Nordgau, Salz- und Traungau, und der sächsischen Friedrun, im Jahre 1087, wurde es 1122 unter den unmittelbaren Schutz des römischen Stuhles gestellt. Nach einem Brande des alten Münsters soll 1289 Abt Otto einen größeren Neubau begonnen haben; thatsächlich zeigt der jetzige Bau die Formen verschiedener Jahrhunderte und besagt z. B. die Aufschrift am Tympanon des Westportals, daß ein „Abt Heinrich“ im Jahre 1310 mit Kudger dies Portal gemacht hat. Auch hier findet sich die Vorhalle zwischen zwei Westthürmen, deren Untergeschoße ursprünglich nach außen offen waren. Das Portal, welches von der Vorhalle in die Kirche führt, ist an seinen vier Säulenpaaren, den Rundbogen und Wandabstufungen mit reichem romanischen Ornament versehen. Fragenhafte Menschenfiguren dienen als Säulenträger und an den gewundenen Säulen des Thürstockes hocken Löwen als Wächter. Das Innere ist einfach und nüchtern, aber weiträumig. Ohne Querschiff schließen die drei Schiffe in gleicher Linie mit den drei Seiten des Achtecks, doch scheinen diese Abschlüsse jüngeren Datums zu sein. Das jetzige Netzgewölbe mit den vielen Wappenschildern stammt vom Jahre 1516. Am meisten zieht uns der Kreuzgang an, einer der wenigen, die aus der frühromanischen Periode erhalten blieben. Er bildet an der Südseite der Kirche ein verschobenes Viereck von circa 32 Meter Länge und 24·33 Meter Breite. Arkadenfenster, durch Zwergsäulen getheilt, mit phantastischen, stets wechselnden Capitalbildungen spenden dem Kreuzgange spärliches Licht. An dem leider nicht mehr im ursprünglichen Zustand befindlichen Portal, das vom Kreuzgange in die Kirche führt, drängen sich zu beiden Seiten die absonderlichsten Figuren zu den Sockeln und Gewänden des Eingangs. Das Gewölbe des Kreuzganges und einige Malreste stammen aus gothischer Zeit. Ursprünglich ein Benedictinerkloster, war es seit 1468 der Sitz der Georgsordensritter; seit 1598 bewohnten es die Jesuiten, jetzt dient der Münster als einfache Pfarrkirche. Zwei Hochmeister, Siebenhirter und Geumann, erhielten Grabkapellen, deren erstere den Kreuzgang unterbricht. Von Interesse sind die zum Theil wohl erhaltenen Befestigungen aus der Zeit der Georgsritter und ein bedeutames Freskogemälde an der Stirnseite des Münsters.

Romanische Profanbauten. Der bedeutendste Überrest romanischer Profanarchitektur ist das Schloß Petersberg in Friesach mit seinem mächtigen Donjon. Außerdem finden sich in Friesach selbst, in Klagenfurt, St. Veit und einigen Burgen des Landes zerstreute Reste romanischer Bauformen, aus welchen ein Schluß auf früher Bestandenes gezogen werden kann.

Die Kirche St. Leonhard im Lavantthal (46·61 Meter lang, 20·06 Meter breit) zeigt eine dreischiffige Anlage mit überhöhtem Mittelschiff, welches mit einem im

Achteck geschlossenen Presbyterium versehen ist. An der Westseite ist dem Mittelschiff in gleicher Breite ein nach innen gezogener mächtiger Thurm vorgelegt. Das nördliche Seitenschiff ist ebenfalls im Achteck geschlossen, während das südliche einen geraden Abschluß zeigt, wo sich die Sacristei befindet. Die Verstrebung des Mittelschiffes findet unter den Dächern der Seitenschiffe statt und nur auf der Südseite an der jetzigen Sacristei war der Baumeister genöthigt, einen Strebepfeiler mit fliegendem Strebebogen zur Stütze



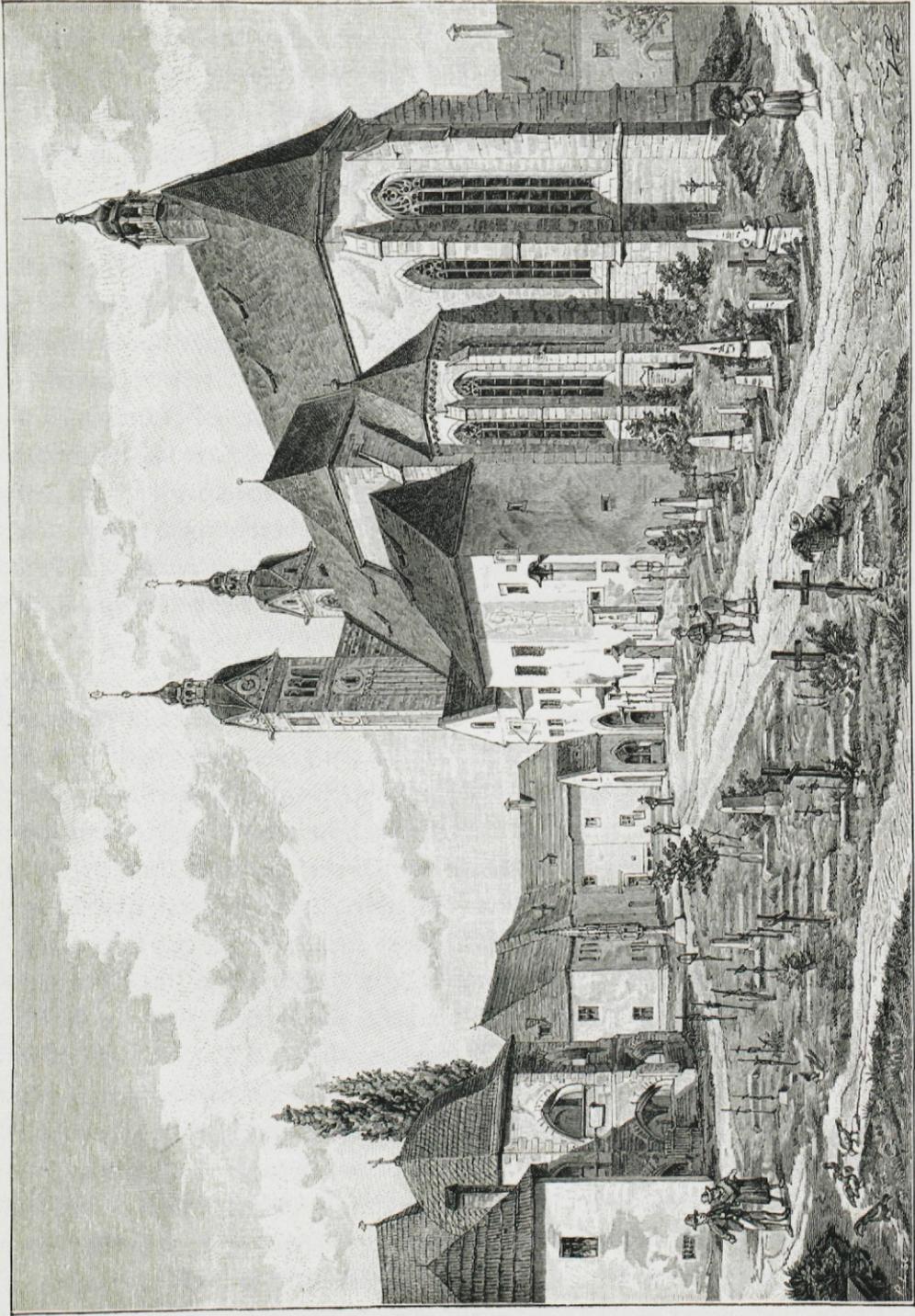
Chor der Leonhardkirche im Lavantthal.

des Mittelschiffes aufzuführen. Das Presbyterium, als der älteste Theil des Baues, wurde wohl um die Mitte des XIV. Jahrhunderts begonnen und ist ausgezeichnet durch eine wunderbare Reinheit der Formen. Der Reihenfolge nach wurde sodann das südliche und das nördliche Seitenschiff vollendet, bis mit der Ausführung des Thurmes um die Wende des XV. Jahrhunderts der Bau seinen Abschluß fand. Drei Paare, theils rund theils polygonal gestaltete Pfeiler, durch Spitzbogen verbunden, tragen die Mauern des Hochschiffes. Der herrliche Innenraum erhält eine magische, höchst wirkungsvolle Beleuchtung durch die seltenen Glasmalereien aus bester Zeit, welche hier reichlicher als

sonst in einer Kirche des Landes angebracht sind. Breite und hohe Stufenanlagen führen zu den zwei spitzbogigen Portalen, von denen das südliche reicher mit Giebel- und Fialenkrönung geschmückt ist.

In der Nähe des historischen Bodens Virunums erhebt sich auf einem mäßigen Hügel die berühmte Wallfahrtskirche Maria-Saal, welche die Geschichte, noch mehr die geschäftige Sage gleichsam zum Nationalheiligthum des Landes gemacht hat. Über dem Grabe des Salzburger Wanderbischofs Modestus schaut der zweithürmige dunkelgefärbte Bau weit hinaus in die liebliche Landschaft. Der Platz war einst ringsum mit Mauern, Wallgräben, Zugbrücken und Thürmen befestigt und gewährte zur Zeit gefahrvoller Türkeneinfälle hinlängliche Sicherheit. Die Kirche bildet einen langgestreckten Hallenbau mit vortretendem Altarraum, welcher, wie die zwei Seitenschöre, im Achteck geschlossen ist; ein schmaler Querschiffraum schiebt sich originell vor den Apsiden durch das Langhaus, ohne jedoch über die Flucht der Seitenschiffe vorzutreten und von geringerer Breite als der des Mittelschiffs. Der südliche quadratische Westthurm erscheint mit seinem Innenraum gewissermaßen in die Kirche einbezogen, weil seine nordöstliche Ecke nur auf einem mächtigen Pfeiler aufsteht. Zwischen den Thürmen und bis zu den ersten Gewölbejochen dehnt sich der Orgelchor aus. Dem südlichen Seitenschiff sind eine große Sacristei, zwei Kapellenräume und eine Thorvorhalle mit angelehnter Rundtreppe vorgebaut. Über diesen Zubauten sind noch Emporen angebracht, so daß dieser Außentheil der Kirche einen etwas profanen Charakter erhält. Das Mittelschiff hat die bedeutende Höhe von 18·97 Meter und öffnet sich in fünf spitzbogigen gefällig gegliederten Arkaden gegen die bedeutend niedrigeren und halb so breiten Seitenschiffe. Außen geben der schön gebildete Chorschluß, der warme Ton der Quadern in Verbindung mit den buntgemalten Friesen, die vielen eingemauerten Römersteine und christlichen Grabdenkmäler mit der hübschen Gruppierung der umliegenden Bauten ein interessantes Bild. Das Innere der altherwürdigen Kirche macht in seiner Einheitlichkeit einen fast noch tieferen Eindruck auf den Beschauer, wozu wohl manche Einzelheiten uralter Einrichtungsstücke und eine etwas spärliche Beleuchtung der ausgedehnten Räume nicht wenig beitragen mögen.

Der magnetische Anziehungspunkt ist das Grabmal des heiligen Modestus, das der Sage nach immer mehr dem Kreuzaltar sich nähert; wenn es dort angelangt sein wird, bricht der jüngste Tag an. Das Denkmal besteht aus einer starken Steinplatte, die auf sechs kleinen Säulen über einem einfachen Sockel ruht, und stammt seinen Formen nach wie der Kern der Westthürme aus der ersten Hälfte des XIII. Jahrhunderts. Über die Bauzeit der Kirche fehlen chronologische Daten. Nach den jüngst im Chore bloßgelegten und restaurirten Wandmalereien mit ihrer Zahlenangabe 1435 muß die Ostpartie im Anfang des XV. Jahrhunderts vollendet gewesen sein. Auf dem Friedhofe steht neben



Maria-Saal mit dem Ectogon und der Nidfrühle.

der reichgeformten Lichtsäule ein anderes seltsames Gebäude, der „Heidentempel“ genannt; es ist nichts anderes als ein romanischer Karner, der einst unten das Beinhaus umschloß und oben die flachgedeckte St. Michaelskapelle bildete. Dieser Bau wurde im XV. Jahrhundert in das Befestigungssystem einbezogen, man umgab den Rundbau mit einer polygonen Halle mit Obergeschoß als Fortsetzung des Wehrganges, spannte in die Kapelle ein zierliches Sterngewölbe und verwandelte den Unterraum durch Einbau in ein Facsimile des heiligen Grabes in Jerusalem.

Die Jakobskirche in Villach aus der Mitte des XV. Jahrhunderts hat den ausgesprochensten Hallencharakter: hoch, licht und großräumig, die fünf Paare schlanke, runde Pfeiler, die wie Fächerpalmen das mit lustigem Rippenwerk überzogene Gewölbe tragen, gewähren die schönsten Durchblicke. Der lang vorgeschobene Chor ist, besonders außerhalb, reich und elegant ausgestattet. Gegen Süden erweitert den Raum die heilige Dreifaltigkeitskapelle, erbaut im Jahre 1462 von der Gräfin Katharina von Görz; der 1517 verstorbene Georg Leiningen fügte die Allerheiligenkapelle dazu. Der Musikchor wurde im Jahre 1484 nachträglich bis zum ersten Pfeilerpaar hineingebaut von Balthasar von Weisbriach. Der Thurm, auf der Westseite freistehend, ist wohl noch der Rest eines romanischen Burgturmes, der hier am wichtigen Communicationspunkte Brückenwache gehalten und später sein gothisches Oberkleid erhalten hat.

In der Bartholomäuskirche besitzt Friesach und Kärnten die zweitlängste Kirche (64·16 Meter lang; die Dominicanerkirche hat eine Ausdehnung von 73·97 Meter). Wohl reicht dieselbe in das XII. und XIII. Jahrhundert zurück, doch erhielt sie durch den Anbau eines Presbyteriums, durch Einfügung eines Netzgewölbes über entsprechende Wand- und Pfeilerverstärkungen mehr den Charakter der Gothik, mußte jedoch durch plumpe Emporenanlagen über den Seitenschiffen, Umgestaltungen der Fenster, Hebung des Bodens, Ausdehnung des Daches über das gesammte Langhaus und Übertünchung aller Steinglieder jene gewaltthätigen Umgestaltungen erdulden, welche auch die romanisch-gothischen Kirchen in St. Andrä, Wolfsberg, St. Veit, Feldkirchen u. s. w. ihres Stilcharakters beraubte. Die idyllisch gelegene, vermeintlich tausendjährige Kirche in Maria-Wörth hat, obwohl früh genannt, vom Romanismus nur das südliche Portal mit den zaghaften Würfelcapitälen und die quadraten Kalksteinpfeiler seiner dreischiffigen Krypta. Der schlanke Chor und ein seitlicher Anbau entstammt der besseren Gothik. Das Langhaus ist in gar später Zeit gewölbt und mit unschönen Pfeilern ausgestattet worden. Hans Huber von Sigmundskron nennt sich der Werkmeister, welcher 1483 an der schönen Kirche zu Heiligenblut arbeitete. Ein dreischiffiger Bau mit hohem Chor über einer Unterkirche und seltenen Emporenanlagen über den Seitenschiffen. Zur linken Seite des prächtigen Flügelaltares erhebt sich bis zum Gewölbe das herrliche Sacramentshäuschen.

Erzbischof Leonhard von Keutschach vollendete den schon 1441 begonnenen Bau der dreischiffigen Kirche in Maria=Waitzhach. Ihr achteitiger Steinthurm über der Westfront hat einen hinter geschweiften Giebeln laufenden Umgang; der Steinhelm ist leider nicht vollendet worden. Das obere Gailthal ließ durch den auch bildlich überlieferten Baumeister Bartholomäus Firtaler 1535 in Rößlach und Laas höchst reizende Werke der späteren Gothik mit häufigen Übereckstellungen, gedrehten Säulen und wirren Scheinrippen ausführen, die aber erfinderisches Geschick und zierliche, sichere Technik bekunden.

Burgkapellen. Das zweite Stockwerk im gewaltigen Donjon in Friesach, aus zwei oblongen Jochen gebildet, wurde als Burgkapelle eingerichtet. Auf Halbsäulen mit Würfelcapitälen ruht ein breiter Gurtbogen, der das Kreuzgewölbe untertheilt. Die Altarnische ist in der Ostwand, nach außen nicht vortretend. Höchste interessante Maleriereste sind an den Wänden noch bemerkbar. Ebenfalls romanisch ist die kleine im Halbrund geschlossene Kapelle in Hoch=Osterwis. Die sonstigen Burgkapellen sind meist mit der Apfiss aus der Mauerflucht vortretend ohne Streben im halben Achteck geschlossen, vielfach auch doppelgeschosig; gewöhnlich war nur der Altarraum gewölbt. Solche gothische Burgkapellen sieht man in Straßburg, Hohenwart, Ortenburg, Grünburg zc. In der Neudensteiner Kapelle ist das Schiff trapezförmig, mit Wandnischen belebt.

Gothische Profanbauten. Das kärnthische Bürgerhaus zeichnet sich aus durch eine mehr tiefe als breite Anlage. An der Straßenfront liebt es einen Vorsprung für ein schmales Fenster, um einen bequemen Ausblick längs der Straße zu gewinnen. In der dadurch entstandenen Ecke ist die tiefgekehrte spitzbogige, auch wohl mit geradem Sturze oder im Segmentbogen geschlossene Pforte. Nicht selten mit Hausmarken und Schildern geschmückt, führt sie in den breiten mit Gratgewölben versehenen Flur. Über eine steinerne Treppe geht es hinauf auf den gleichfalls gewölbten Saal oder Gang, der den Zugang zu den andern mit flachen Holzdecken versehenen Wohnräumen vermittelt. Der Gang ist auf Pfeiler mit spitzbogigen Arkaden oder auf mehrfach vorkragenden Tragsteinen aufgebaut. Dreiseitig oder geradlinig vorspringende Erker auf Segmentbogen zwischen den Tragsteinen sind beliebt und oft mehrfach vorhanden. So ein gothisches Haus in Althofen, Ober=Vellach, das Hallerische in St. Veit und wenige andere. — Die Schlösser der Vornehmen umfassen gewöhnlich einen viereckigen Hof, den spitzbogige Arkaden umziehen. In der Mitte der einen Seite ist das weite Eingangsthor. Von der geräumigen Thorenhalle führen die Stiegen, öfters mit Beleuchtungsanordnungen zu den oberen Stockwerken empor. An den Ecken sind durch Übertragungen oder von Grund aus Thürmchen aufgeführt, die den Dachrand überragend das Gebäude zierlich flankiren. Die Prälatur in Viktring bietet mit ihrem spitzbogigen Thoreingang, dem freundlichen Stiegenaufbau zum erkergeschmückten Saal ein malerisches Bild gothischer Klosterwohnungen.

Renaissance und Neuzeit.

In architektonischer Beziehung wurde mit wenigen Ausnahmen meist Bescheidenes geleistet, da es eben auch oft an Geldmitteln fehlte. Nur reichere Herren durften sich erlauben, einen größeren, stilgerechten Bau auszuführen. Trotzdem hat Kärnten einen Bau aus der Frührenaissance aufzuweisen, wie er vielleicht in keinem der österreichischen Kronländer vorkommt, ja selbst in Italien jeder Stadt zur Zierde gereichen würde.

Es ist dies das Schloß des Fürsten Porcia in Spital an der Drau in Oberkärnten. Der Fremde wird nicht wenig überrascht, wenn er, von der Bahn kommend, den Markt Spital betritt und einen Bau im reinsten italienischen Stil ersten Ranges erblickt, umragt von gigantischen Felsmassen und Gebirgen. In einer Ausdehnung von 40 Meter ragt ein zwei Stock hohes Gebäude empor. Die Vorderseite dieses quadratischen Baues ist einfach, würdig gehalten, nur an der rechten Ecke ist ein Thurm, der eigenthümlich dazu paßt. Im ersten Stockwerk befinden sich zwei loggienartige Bogenfenster, zu dreien aneinandergereiht und durch zwei schlanke Säulen getrennt. Diesen schließen sich zu beiden Seiten je zwei Einzelfenster an. Von den ersteren ist ein Balcon von steinernen Balustraden getragen, in den Ecken niedliche Löwen mit Wappenschildern. Kurze Rahmenpilaster geben den einzelnen Stockwerken eine Gliederung und an den Ecken eine kräftige Umrahmung. Reicher geschmückt ist das Portal. Im Stil der reinsten Frührenaissance stehen zu beiden Seiten, nach unten einen Korb bildend, zwei Säulen, aus welchen das Blattwerk sich spielend an denselben emporrankt und an die ersten Spuren dieser Bauweise, wie sich dieselben an dem Meisterbau S. Francesco zu Rimini von Alberti nachweisen lassen, erinnert. Der kunstsinige König Ludwig von Baiern hätte dieselben seinerzeit wohl gerne erworben, wenn sie dem Fürsten feil gewesen wären. Ober dem Eingang erblickt man das Wappen des Erbauers, getragen von einigen weniger gelungenen Figuren, wie überhaupt hier das Figurale der Ornamentik weit nachsteht. Diesem Thor gegenüber an der Südseite ist ebenfalls ein zierliches Portal von eleganten korinthischen Säulen eingefast, deren Postamente Flachreliefs, Herkules mit dem nemäischen Löwen und Antäus darstellen. Auch diese Arbeiten, sowie die in den Bogenzwickeln schwebenden Figuren mit Füllhörnern verrathen die Künstlerhand lombardischer Schule. Dieses Portal führt in den Hof und Garten, ebenso ein drittes, welches aber entschieden ein neuerer Zubau ist. Es befindet sich an der Ostseite unter dem Gange, der zur Kapelle führt. Daneben ist ein schmales Pfortchen. Die Inschrift nennt den Grafen Johann von Ortenburg als Erbauer. Die eigentliche Pracht dieses Baues enthüllt sich aber erst dem Beschauer, wenn er durch das erste Portal das Innere des Schlosses, den Hofraum



Hof des Schlosses Forcia in Spital.

betritt. Die Bedeutung des Baues ergibt sich aus den folgenden Worten Lübkes: „Man befindet sich in einem großen, von Arkaden umschlossenen Hofe, der den reichsten Palasthöfen Italiens nichts nachgibt, ja durch die Anlage der Treppe und ihrer Verbindung mit den Bogenhallen an malerischem Reiz den meisten überlegen ist.“ Das Erdgeschoß wird von mächtigen, frei behandelten jonischen Säulen getragen und kurzstämmige korinthisirende Stützen tragen die oberen Arkaden. Den letzteren, sowie der Treppe dienen elegante durchbrochene Balustraden von reichen Pfeilern getheilt als Einfassung. Zierliche Ornamente in Ranken und Laubwerk füllen die Bogenzwickel, Pilasterflächen, Postamente und Brüstungsfelder, ebenso figurliche Reliefs und besonders Medaillons mit Brustbildern sind häufig angebracht. Eine Hauptstiege und dieser diagonal gegenüber eine Seitenstiege, beide mit prachtvollen Gitterthüren aus Schmiedeeisen, führen in das erste Stockwerk. Neben der Hintertreppe ist eine Glocke mit schmiedeeisernem Träger der schönsten Art angebracht und an der Stiege prangt ein zierliches Lichthäuschen für eine Laterne mit Wappen und Figuren. Die zahlreichen Thürgewände suchen ihres Gleichen und erinnern an die beste italienische Zeit. Die Mitte des Vordertractes im ersten Stockwerk nimmt ein 18 Meter langer und 9 Meter breiter, mit Steinplatten gepflasterter Saal ein, welcher durch die angeführten dreitheiligen Bogenfenster sein Licht erhält; hier prangt auch das Bild der sagenhaften Salamanka, der weißen Frau des Schlosses, nebst anderen Bildern von wenig Bedeutung. Zu beiden Seiten schließen sich Wohnräume an. An der Ostseite in der Ecke ist der Speisesaal, geziert mit Wappen und einem echt italienischen Kamin, vor dem ein prachtvoller Kaminstander aus Schmiedeeisen paradirt. An der Westseite bildet der Thurm ein rundes Erkerzimmer, an dessen Eingang wieder Sculpturen, Adam und Eva darstellend, angebracht sind. Ober demselben ist das Bildniß des Sohnes der Salamanka, die ganze Figur in Öl gemalt, angebracht. Er war der letzte seines Stammes und wurde bei lebendigem Leibe von Hunden zerrissen. In dem sogenannten Kaiserzimmer steht noch ein prachtvolles Himmelbett, leider durch Vergoldung verrestaurirt. Es soll hier im Jahre 1552 Karl V. übernachtet haben, wie ein Reliefbild desselben nachweisen soll. Übrigens findet sich in dem, früher dem Fürsten Porcia in Klagenfurt gehörigen Hause das gleiche Bild aus Stein gehauen unter der Einfahrt eingemauert. In einem anderen Zimmer sind sechs Gobelinus mit figuralen altgriechischen Scenen in französischer Manier. Die Gemächer sind nur durch Seidenvorhänge mit den Porcia'schen Wappen getrennt. In diesem Stockwerke an der Südostseite in einem Thurme neben dem dritten Thor befindet sich eine kleine, später erbaute Hauskapelle. Dieselbe ist sechseckig, hat als Altarbild eine Copie nach Raffael und zwei altdeutsche Flügelbilder aus dem XV. Jahrhundert, die wohl aus einer anderen Kirche hierher übertragen sein dürften. Sehr hübsch ist der damenbrettartig eingelegte, sehr gut erhaltene

Fußboden. Im zweiten Stockwerk gelangt man wieder durch ein prachtvolles Portal, zu beiden Seiten mit cannelirten Säulen und höchst zierlichen Ornamenten an den Thürgewänden, in einen gleich großen Raum wie der Prunksaal unterhalb. Hier sind noch die Spuren des Brandes vom Jahre 1795 sichtbar, indem die Decke nur aus rohem Gebälke besteht. Man ist aber nicht wenig erstaunt, denn man befindet sich in einem rechten Maleratelier, in welchem der jetzige Fürst seine Mußestunden verbringt. Über die Zeit der Erbauung dieser Perle Kärntens theilen sich die Ansichten. Der jetzt lebende Fürst versichert aber, daß das Schloß im Jahre 1523 vollendet wurde. Dies dürfte auch richtig sein, denn gegenüber dem Schlosse ist das „Vicedomhaus“, jetzt Bezirkshauptmannschaft, an welchem ebenfalls ein Portal oberhalb mit zwei Bogenfenstern angebracht ist, welches die Jahreszahl 1537 trägt. Es ist aus weißem Marmor und steht den Arbeiten im Schlosse in keiner Weise nach, so daß man auf die Vermuthung kommen könnte, man habe es hier mit einem Überbleibsel vom Schlosse zu thun.

Salamanka wurde von Ferdinand I. nach Osterreich geladen, wurde Minister und mit der Grafschaft Ortenburg belehnt. Nach dem Verfall des Schloßes Ortenburg wurde das neue Schloß in Spital von italienischen Meistern gebaut. Leider kennt man den Architekten nicht, nur vermuthungsweise nennt man Antonio di Firenze.

Zu erwähnen wäre hier das Schloß Tanzenberg mit seinen 4 Thürmen, 12 Thoren und 360 Fenstern. Aus dem Ende dieses Jahrhunderts stammt das Schloß Weyer bei St. Veit. Es liegt in einer sumpfigen Ebene an einem Arme der Wimitz. Wiewohl es von außen einen etwas ritterlichen Anstrich hat, gehört es doch der Renaissance an. Wie eine Tafel über dem Eingang berichtet, wurde es von Herrn von Liechtenstein, Erbkämmerer in Steier, Erbmarschall in Kärnten, und der Frau Anna von Liechtenstein, gebornen von Rhienburg, im Jahre 1585 erbaut. Es bildet ein längliches, unregelmäßiges Viereck, an der Südseite mit zwei diagonal stehenden und an der Nordseite mit zwei rechtwinkelig gestellten Eckthürmen. Ebenerdig sind meist Schießscharten, im ersten Stock theilweise vergitterte Fenster. Über einen ausgetrockneten Befestigungsgraben und eine ehemalige Zugbrücke gelangt man durch einen Thorthurm in das Innere und den Hof und auf der Seite gegenüber zu einem offenbar später durchgebrochenen Ausgangsthor. Im Hofraume ebenerdig sind theils offene theils vermauerte Arkaden, massive Säulen mit Rundbogen und die Wirthschaftsräume. Interessant ist aber der erste Stock. Die Gemächer sind in zwei Theile getheilt und die Ost- und Westseite mit außen maskirten Gängen verbunden. Im Thorthurm ist eine abgeordnete Kemenate. An der Nordseite sind mehrere große Gemächer, ebenso an der gegenüberliegenden Seite, wo sich zwei höchst wohnliche Räume mit großen Erkern, deren Decken noch die alte Tafelung aufweisen, befinden. In den Galerien sind an der Hofseite ebenfalls Bogengänge mit kleineren

Säulen, während man von der Außenseite hier Gemächer vermuthet. Schade, daß dieser Bau seinem Verfall entgegengeht, indem es in der Gegenwart wohl Niemand mehr einfällt, ein Schloß in solcher Sumpfsgegend zu bewohnen. Es gehört jetzt den Erben des Grafen Gustav Egger und wird von einem Pächter und seinem Gesinde bewohnt.

Die alten Schlösser des Lavantthales, Payerhofen, Himmelau, Thürn und andere sind theils geschichtlich theils wegen ihrer Einrichtungen bemerkenswerth. Schloß Payerhofen gehört zur Stadt Wolfsberg und liegt am südlichen Ende der Stadt an der Lavant. Außen unansehnlich hat es in dem quadratischen Hofe wieder die bekannten Bogengänge nebst ein paar urwüchsigem Wasserpeiern. Die Wände sind mit Medaillons und Löwenköpfen aus dem XVI. Jahrhundert geziert. Gegenüber dem Eingangsthor im Hintergrund des Hofes ist eine Inschrifttafel mit steinernem Medaillon, das Brustbild eines Mannes im Costüm des XVI. Jahrhunderts darstellend. Offenbar stellt dies den Matthias Freidl dar, mit dem dieses Kaufmannsgeschlecht erlosch. Der Letzte der Familie Payerhofen, Hans, hinterließ es seinem Schwiegersohn Nikolaus Amman und von diesem ging es wieder an dessen Schwiegersohn Matthias Freidl und Christof Siebenbürger über. Die Freidl waren Kaufleute und hielten sich meist in Nürnberg und Venedig auf, wo sie große Faktoreien hatten. In Wolfsberg besaßen sie nur Nagelschmieden und einen Hammer. Ein Matthäus Freidl war augsburgischer Confession und seine Frau erbaute in dem jetzt noch sehr ausgedehnten Besizthum ein protestantisches Bethaus, welches aber durch die Gegenreformation spurlos verschwand. Diese Familie war bei den damaligen protestantischen Unruhen sehr theilhaftig und in Payerhofen der Hauptsammelpunkt der Protestanten. Zu dieser Besizung gehörte auch das Schloß Kirchbichl, wo ebenfalls eine Kapelle aus dieser Zeit stand, wie noch vorhandene Reste beweisen. Dafür findet der Kunstfreund hier eine von Franz von Rosthorn und Baron Paul von Herbert gesammelte reichhaltige Bildergalerie alter und neuer vorzüglicher Meister, wie sich keine zweite im Lande befindet. An der Stadtpfarrkirche in Wolfsberg ist noch ein Grabstein des im Jahre 1564 verstorbenen Georg Freidl, welchen ihm sein Bruder 1570 errichten ließ. Es ist ein ziemlich großer Motivstein, eine kniende männliche Figur im Costüm des XVI. Jahrhunderts darstellend, darüber ein Engelskopf mit einer Inschrifttafel. Es ist schöne weiche Arbeit. Zu beiden Seiten sind Pilasterfüllungen im reinsten italienischen Stil, entschieden aus einer venetianischen Bauhütte stammend, da nachgewiesenermaßen hier kein Steinmetz aufzutreiben war.

Nicht fern von Wolfsberg liegt auf den östlichen Abhängen der Saualpe das jetzt den Jesuiten in St. Andrä gehörige Schloß Thürn. Es stammt aus dem XIII. Jahrhundert. Unter Fürstbischof Maximilian Gandolf Freiherrn von Ruenburg muß dieses Schloß restaurirt worden sein, namentlich in seinen inneren Räumlichkeiten. Unter Zeit

Georg Amelrich scheint die Glanzperiode des Schlosses gewesen zu sein. Sein gegenwärtiger Zustand trägt die Spuren seiner ehemaligen Einrichtung und des Geschmacks jener Zeit. In der sogenannten Rondelle sieht man noch Spuren, daß der Oberboden eingelegt und mit symbolischen Figuren bemalt war. In einem Gange ist ein Holzportal mit architektonischem Aufbau aus Eichenholz, die Einlegearbeit aus Nuß-, Birnbaum-, Ahorn- und grün gefärbtem Ahornholz ausgeführt, zu beiden Seiten befindet sich die Jahreszahl 1589. Es hat eine Breite von mehr als drei Meter und eine Höhe von über fünf Meter. Zu beiden Seiten stehen dreifach gebänderte Säulen, annähernd dorisch mit Piedestal, hinter welchen sich fingirte Rundbogenfenster mit Giebel und reicher Einlegearbeit befinden. Die Säulen tragen ein Gesimsgebälk in der ganzen Breite, über welchem ein etwas schmalerer Aufbau mit ebenem Gesimse, inmitten das Kärntner Wappen, zu beiden Seiten wieder blinde Rundbogenfensterchen mit flachen Säulen umfaßt, angebracht ist und bis an die Decke reicht. Der Überbau sowie die Säulen haben eine Ausladung von einem halben Meter. Im Mittel ist eine schöne, verhältnißmäßig kleine Thür, kaum sichtbar, eingelassen, auf welcher sich wieder Säulchen, Gesimse und Giebel in geschmackvoller Weise wiederholen. Alle Theile dieses Prachtwerkes tragen eingelegten Zierat oder eingebrannte Zeichnungen in der geschmackvollsten Form. Bei einer anderen Thür stehen hölzerne Säulen mit Aufsätzen und schönen Verzierungen, darüber das Wappen der Amelrich, umgeben von Wappen verwandter Familien. Besonders schön ist der noch theilweise vorhandene Kamin mit steinerner Einfassung italienischer Arbeit.

Leider ist die Landeshauptstadt mit Gebäuden dieser Bauperiode von künstlerischer Bedeutung wenig bedacht. Das Landhaus in Klagenfurt ist ein später Bau vom Jahre 1591. Nur der Hof ist von einiger Bedeutung. Er bildet ein Hufeisen, an dessen Enden nach innen zwei hohe Thürme mit Galerie und Zopfschaube angebaut sind. Unter diesen Thürmen führen zu beiden Seiten Freitreppen in den oberen Stock, umgeben von Arkaden, welche auf toscanischen Säulen ruhen, in der Front den breiten Gang bildend. Die Balustrade an den Treppen und am Gange erinnert lebhaft an das Schloß in Spital, ist jedoch ohne feinere Durchführung. Durch ein Portal von Marmor gelangt man vom Gange in den 23 Meter langen, 13 Meter breiten und 8.25 Meter hohen Wappensaal mit Marmorfußboden und italienischem Kamin. An den Wänden und selbst an der Decke ist Alles mit den Wappen des Adels und der Würdenträger Kärntens bemalt. Ein großes Deckengemälde mit vorzüglicher Perspective stellt die Huldigung Kaiser Karls VI. dar. An den beiden Stirnwänden befinden sich Scenen aus der Geschichte Kärntens, hohe formlose Fenster vermitteln die Beleuchtung des Saals. In dem kleinen Wappensaal ist ebenfalls ein vorzügliches allegorisches Deckengemälde. Alle diese Gemälde stammen von der Künstlerhand Fromillers, 1740.

Zu gedenken wäre noch des Rathhauses in Klagenfurt. Die Façade ist dürrtig, das Portal aber mit korinthisirenden Halbsäulen eingefast, auch sind charakteristisch die Löwenköpfe an den Postamenten und das Blattwerk an den Bogenzwickeln. Der Hof ist quadratisch und macht mit seinen Arkaden in beiden Stockwerken und ebenerdig einen ganz italienischen Eindruck.

Von Privathäusern in Klagenfurt sind zu erwähnen: das gräflich Goëß'sche Haus am Alten Platz mit einem sehr hübschen gebauchten Balkon aus Schmiedeeisen, das ehemals Pyrkenau'sche Haus in der Wienergasse, der Viktringerhof, früher bischöfliche Residenz, in der Raferngasse mit zwei Portalen, das vom Fürsten Porcia erbaute am Neuen Platz, am Giebel mit dem fürstlichen Wappen und unter der Einfahrt mit dem steinernen Reliefbild Karls V., dann das Rosenberg'sche Palais am Neuen Platz mit Giebel und dem Wappen.

Im Schlosse Wasserleonburg, an den südlichen Abstürzen der Villacher Alpe, wo einst die bekannte Anna Neumann, deren letzter Gemal ein Schwarzenberg, wohnte, findet sich beinahe noch die ganze Originaleinrichtung im Urzustand von 1528, gut erhalten, vor.

Das XVII. Jahrhundert führt uns die Rosenberg'schen Schlösser vor, zunächst Grafenstein, welches 1638 von J. Andreas Rosenberg und Johanna, gebornen Kulmerin, erbaut wurde. Es hat zwei Stockwerke mit Arkaden in dem rechteckigen Hof, sehr geräumigen Sälen und Zimmern, und einen sehr schönen großen Park, dann Welzenegg, welches der Fürst noch bewohnt, und Reuttschach.

Im Jahre 1639 kaufte Fürstbischof Paris Graf Lodron die Herrschaft und Stadt Gmünd sammt Dornbach, Kronegg und Rauchenkatsch in Oberkärnten von den Graf Reitenau'schen Erben um 200.000 Gulden, ließ die jetzige Burg ganz neu bauen und räumte sie der Primogenitur seines Stammes ein. Wenig ansprechend ist das Äußere des Schlosses, verräth jedoch den italienischen Meister, dessen Name leider unbekannt ist. Es wurde 1641 vollendet und besteht aus Erdgeschoß und zwei Stockwerken mit sehr großen Räumlichkeiten. Schon von ferne machen sich die mit Kronen gezierten Wetterableiter und die Spitzen der beiden Thürme bemerkbar, die im viereckigen Hofraum in dem Anschluß der Flügel an das Hauptgebäude achteckig emporragen und steinerne Wendeltreppen enthalten. Das mit Sandstein reich bekleidete und mit dem Lodron'schen Löwen im Frontspitz versehene Eingangsthor führt durch eine weite hohe Wölbung in den Burghof, wo man sich gegenüber der Schloßuhr und den beiden kolossalen Löwen befindet, welches Kunstwerk der Graf aus dem im Jahre 1818 in Salzburg abgebrannten Lodron'schen Palaſte hierher bringen ließ. Sie stehen auf Pfeilern am Eingange des Parkes. Im ersten Stock der Hauptfront sind der große Saal (10 Meter breit und 13 Meter lang), die Conversationszimmer und an den Ausgängen die nach beiden Seitenflügeln einmündenden Wohnräume. Im parkettirten Saal sind die Bildnisse des Fürstbischofs Paris

und mehrerer Familienmitglieder in Lebensgröße aus dem XVI. und XVII. Jahrhundert nebst vielen anderen Porträts. Graf Constantin ließ mittelst eines Corridors nach der Hofseite die Burg bewohnbarer machen, da die wälische Bauart für diese Gegend in der Nähe der Gletscher, wo es dreiviertel des Jahres Winter ist, sich doch als zu luftig erwies. Im zweiten Stock ist nebst vielen Gemächern das Theater, vollkommen eingerichtet mit Sitzen 2c. und guten Decorationen von dem Wiener Maler Ludwig Kraißl.

Loretto bei Klagenfurt am Ausflusse des Wörther Sees in den Lendkanal wurde im Jahre 1652 von Andreas Graf Rosenberg erbaut und muß nach den Abbildungen Balvasors ein wunderbar reizender Bau gewesen sein. Im Jahre 1708 brannte es aber ab und von der ganzen großen Herrlichkeit ist nur ein einstöckiger Bau ohne weitere architektonische Zier übrig geblieben, der jetzt nebst einer Restauration mehrere Wohnungen für Sommerfrischler enthält. Im Jahre 1706 wohnten hier die in dem spanischen Erbfolgekriege gefangenen bairischen Prinzen. Sie waren beim Brande zugegen, wurden aber glücklich gerettet.

Aus diesem Jahrhundert ist noch zu erwähnen die Dreifaltigkeitssäule am Heiligengeistplatz zu Klagenfurt, welche wegen Abwendung der Pestgefahr im Jahre 1689 errichtet wurde. Zu oberst befindet sich ein etwas plumpe Kreuz über dem besiegten Halbmond.

Anzureihen sind hier noch die restaurirten Schlösser Mageregg, Ehrenhausen, Wiesenau, Neuhaus, Kollnitz, Treffen, Kollegg und andere, bei denen einzelne gute Anklänge der Bauweise dieses Jahrhunderts vorkommen. Sie sind gut erhalten und dienen meist wirthschaftlichen Zwecken.

Zahlreicher sind die Bauten aus dem XVIII. Jahrhundert, jedoch von geringerer architektonischer Bedeutung bis auf einen höchst interessanten und originellen Bau. Nahe der Eisenbahnstation Treibach am Zusammenfluß der Gurk und Metnitz in dem tief ausgewaschenen Diluvium liegt Zwischenwässern, das Lust- und Jagdschloß der Bischöfe von Gurk. Ursprünglich stand hier das Schloß Pöckstein nebst mehreren bischöflichen Hammerwerken. Unter Fürstbischof Josef Graf Auersperg wurde hier das neue Schloß Zwischenwässern vom Architekten Hagenauer 1780 erbaut. Weniger interessant ist die Façade, desto merkwürdiger die innere Eintheilung desselben. Der Bau bildet ein längliches Viereck mit neun und sieben Fenstern und drei Stockwerken ohne Hofraum. Ebenerdig ist ein Eingang mit einfachem, zeitgemäßem Portal, der sich die ganze Länge des Baues durchzieht bis zu dem gegenüberliegenden Ausgang. Von diesem Durchgang gelangt man zu beiden Seiten in die Kanzlei, die Küche, Magazine und Keller. An der Nordseite entwickelt sich ein breites, liches Stiegenhaus mit Doppeltreppe für die oberen Stockwerke. Ein zweiter Eingang ist an der Südseite, wo man von der schief aufwärts führenden Straße über einige Stufen direct in den ersten Stock gelangt. Inmitten ist ein

länglicher, an den Ecken abgerundeter Raum, von welchem man in die nach allen Seiten liegenden zehn Gemächer gelangt. Die gebogene Linie an den Ecken ist so genau eingehalten, daß selbst die Thüren gebogen sind. Das zu beiden Seiten mit kolossalen Vasen in Nischen geschmückte stuccaturte Stiegenhaus führt nun weiter in den zweiten Stock, wo man wieder in einen Mittel-VorSaal gelangt, von welchem an drei Seiten die Eingänge in die eigentlichen Prunkgemächer führen. Letztere, sowie die übrigen Stockwerke sind noch genau in demselben Zustande erhalten, wie sie ursprünglich ausgestattet wurden. Sämmtliche Wände sind mit Leinwand tapezirt und bemalt. Die hübsche Hauskapelle reicht durch zwei Stockwerke. Classisch sind die bischöflichen Zimmer im Geschmack der damaligen Zeit bemalt mit Jagdscenen, umrahmt mit braunen Bordüren. Unter den acht Gemächern ist der Speisesaal an der südwestlichen Ecke bemerkenswerth. Wände und Plafond stellen lustiges Gewölke dar, in welchem die exotischsten Vögel flattern, und an den Wänden sind tropische Gewächse, Palmen u. s. w. gemalt, untermischt mit allen Gattungen Affen und Papageien. Die Fensternischen stellen gemalte Lauben vor mit hellgrünen Staketten, um die sich wieder wunderliche Schlingpflanzen emporranken. Die Thüren sind weiß, die Cannelirungen grün gestrichen. Classische Zopfsöfen sollen diese lustigen Räume in der kalten Jahreszeit heizen. Im dritten sehr niederen Stockwerke, wo die Hauptstiege endet, dehnt sich ein langer, breiter Gang durch die ganze Länge des Schlosses, analog dem Durchgange zu ebener Erde aus, mit niederen Fenstern an den Stirnseiten, von dem man zu beiden Seiten in die zahlreichen Gastzimmer gelangt. Merkwürdig ist, daß alle diese Mittelräume durch das Stiegenhaus genügend erhellt sind. Von hier gelangt man zu den Bodenräumen und eine im Erdgeschoß beginnende Wendeltreppe führt zur Plattform auf dem Dache, auf welchem sich noch in der Mitte ein kleiner lustiger Saal befindet, über dem sich ein Uhrthurm als Dachreiter erhebt. An den vier Ecken der Plattform münden die Rauchfänge, vier Würfel darstellend, über welchen in der Mitte ein fünfter Würfel aufgesetzt ist. Von hier aus hat man wohl eine beschränkte Aussicht in das Gurl- und Metnitzthal. An der Nordseite des Schlosses, zwischen diesem und der Metnitz ist ein niedlicher französischer Park angelegt.

Südtlich vom Schlosse über der Straße befindet sich ein ausgedehnter Zier- und Küchengarten mit einem halbkreisförmigen ebenerdigen Bau, in dem sich in der Mitte ein Salon, zu beiden Seiten die Gärtnerwohnung und die Glashäuser befinden. Alles und Jedes ist hier in dem eminentesten Barockstil gehalten, wie man dies selten antrifft.

Ein kleines Seitenstück zu diesem Bau ist die jetzige bischöfliche Residenz in Klagenfurt mit ihrem niedlichen Park. Sie wurde für die hochselige Erzherzogin Marianne erbaut und nach ihrem Ableben den Fürstbischöfen von Gurl gegen das Viktringerhaus überlassen. Die Hauptfront liegt nach dem Garten und in dem Hof sind zwei Flügel in

Hufeisenform angebaut. Sie hat nur ein Stockwerk, in dem sich die sehr geräumigen Gemächer, zum Theil noch mit der Originalausstattung befinden. In dem Bischofsaal sind die Bildnisse aller Bischöfe von Gurk, in einem anderen echten Rococozimmer die Porträts von Mitgliedern des Kaiserhauses. Allenthalben bemerkt man noch, daß hier eine Frauenhand gewaltet. Recht geschmackvoll ist das Stiegenhaus und die Kapelle. In der Nähe von Klagenfurt, in Ebenthal, ist das gräflich Goëß'sche Schloß. Es war früher ein Vorwerk der Ritter von Greifenfels bei Gurnitz. Erst Christof von Neuhaus erweiterte es zu einem Jagdhaus, dem Erzherzog Karl, Regent von Innerösterreich (1567), den jetzigen Namen beilegte. Graf Peter Goëß stellte es nach Beseitigung mehrerer Thürme und Thore



Schloß Zwischenwässern sammt Grundrissen.

in der jetzigen Form her. Ein sehr hübscher Bau ist das Schloß Rosegg an der Drau. Es wurde in den Jahren 1770 bis 1780 von dem Oberstkämmerer und Conferenzminister Franz Xaver Fürst von Orsini-Rosenberg nach dem Muster der Villa Lucretia bei Florenz in italienischem Stil erbaut. Stark an die französische Bauweise erinnern das „Herbertstöckl“ in Klagenfurt und das „Lammerstöckl“ in Krumpendorf, namentlich wegen ihrer inneren Eintheilung. Sie haben keinen Hofraum, sondern von der Stiege gelangt man im ersten Stock direct in einen großen Saal, dem Zusammenkunftsort der Hausbewohner. Er nimmt die ganze Länge des Baues ein und von ihm gelangt man erst in die nebenliegenden Wohnräume so wie in Zwischenwässern.

Ein sehr hübsches Böpfchen ist die Florianistatue am Heuplatz in Klagenfurt. Sie wurde im Jahre 1781 nach der Feuersbrunst im Jahre 1777 errichtet und ist eine merkwürdige Zusammenstellung von Durchdringung einer abgestutzten Pyramide.

Die Schloßchen in der Umgebung von Klagenfurt: Annabichl, Draßing, Hornstein, St. Georgen am Sandhof, Marienhof, Meißelberg, Portendorf, Zigulln, Farchern, Pichlhof, Pöchlstetten und andere repräsentiren recht hübsch den Charakter dieser Bauperiode.

Tentschach ist ein ansehnliches zweistöckiges Schloß mit einer wunderbaren Fernsicht auf die ganze Karavanenkette. Es stammt aus alter Zeit, hat vier Thürme, Arkaden in dem viereckigen Hof und viele geräumige Gemächer. Es wurde öfter restaurirt, aber nicht zur Hiebe des Baues.

Auf dem Platze in Wolfsberg befindet sich eine recht charakteristische Pestsäule vom Jahre 1718. Auf einer römischen Säule aus Salzburger Marmor thront Maria, etwas tiefer von vier Heiligen umgeben. Auf den Ecken des sauberen Geländers stehen vier gut gearbeitete Engelfinder mit Inschrifttafeln.

Im XIX. Jahrhundert wurden von alten Schloßern gründlich umgebaut und restaurirt das gräflich Henkelsche Schloß in Wolfsberg im Tudorstil von den Architekten J. von Romano und A. Schwendenwein, vollendet aber im Jahre 1851 vom Architekten A. Bierbaum. Letzterer restaurirte auch das gräflich Christalnigg'sche Schloß in Oberstein. Nichtig restaurirt, vielleicht einzig in seiner Art ist das Schloß Groppenstein bei Oberbellach. Architekt A. Stipberger stellte es im Burgenstil her und ließ es auch mittelalterlich einrichten. 1854 wurde Pichlern bei Klagenfurt, Herrn Dr. von Edelman gehörig, von Professor Közner und 1867 auch das Baron Meyersche Schloß Kraßowitz vom Architekten Hansen vorzüglich restaurirt.

Ein seltener Bau der Neuzeit ist das Mausoleum der Gräfin Henkel in Wolfsberg (1858 bis 1863). An den Abhängen der Korralpe ist dieser Bau schon weithin sichtbar. Er ist ganz aus Quadern gebaut. Stufen führen zur Vorhalle, auf welcher drei römische Säulen die Rundbogen tragen. In der Mitte führt eine große Thür zum Innern und geradeaus abwärts über Stufen zur gewölbten Gruft. Zu beiden Seiten gelangt man über mehrere Stufen in die achteckige Halle mit Kuppel, über welcher eine schlanke Laterne, auf Säulchen gestützt, angebracht ist. Der Raum ist von drei großen Rundbogenfenstern beleuchtet, die Halle weiß gehalten. Hier steht auch das vom Bildhauer Riß in Berlin meisterhaft ausgeführte Monument, die Gräfin liegend in Lebensgröße darstellend, von Carraramarmor. Der Sockel ist aus grauem Marmor. Es ist das schönste Kunstwerk der Neuzeit in Kärnten. Der Stil dieses Baues ist ein Gemenge von Römisch-Romanisch und Renaissance, sowie eigene Erfindung. Die Pläne stammen von dem preußischen Oberbaurath August Stüler.

Von Neubauten sind in Klagenfurt zu erwähnen die durch die Munificenz der kärntnischen Sparkasse errichteten öffentlichen Anstalten. In erster Linie das kärntnische Landesmuseum „Rudolfinum“ mit einem prachtvollen römischen Vestibul. Acht Säulen

aus rothem Salzburger Marmor mit Sockeln aus sehr schönem hiesigen Marmor tragen die Glasdecke. Weiland Kronprinz Rudolf legte zu diesem Bau den Schlußstein und eröffnete das Museum im Beisein der Kronprinzessin am 10. Juli 1884. Diesem reißen sich an das Gebäude der Sparkasse mit reicher Fagade, die Berg- und Ackerbauschule mit Säulenportal und figuraler Ausstattung und die Volksküche mit der Mädchenindustriehschule und dem Musikverein. Alle diese Bauten entwarf Architekt Guggiß, ein geborner Kärntner, sie wurden vom Architekten Heß ausgeführt. Die Irrenanstalt bei Klagenfurt, sowie der Rainerhof am Neuen Platz mit schönem Marmorportal und vier Eckthürmen sind ganz vorzügliche Neubauten. Besonders hervorzuheben wäre noch ein in allerletzter Zeit entstandener Neubau in der Bahnhofstraße, welcher die tadelloseste deutsche Renaissance repräsentirt; der Entwurf ist vom Architekten A. Gunold in Graz, der Bau selbst vom Stadtbaumeister Hannel ebendaselbst; Eigenthümerin ist die k. k. privilegirte Brandschaden-Versicherungsgesellschaft in Graz.

In Villach ist das sehr ausgedehnte Gymnasialgebäude mit der Holzindustriehschule, von der Stadtgemeinde erbaut, zu erwähnen. Die Pläne sind von Professor Horfy in Graz und haben sich bei der Ausführung der Bauleiter Ingenieur von Kaufschensels, sowie Kaufmann Karl Ghon große Verdienste erworben.

In Wolfsberg ist das Erzherzogin Marie Valerie-Spital ein bemerkenswerther Neubau, in neuester Zeit entstand durch die Bemühungen des Bürgermeisters Herrn Ernst Herbert Kerchnawe ein herrliches Gebäude, in dem die Sparkasse, das Gemeindeamt und die Industriehschulen untergebracht sind. Die Mittel hiezu gab die Wolfsberger Sparkasse, die Pläne stammen vom Architekten Heß.

Eine Zierde des Landes ist noch das mit den Mitteln der barmherzigen Brüder in St. Veit im Jahre 1876 erbaute Kronprinz Rudolf-Spital. Es ist neben dem Museum in Klagenfurt entschieden der bedeutendste Bau der Neuzeit in Kärnten. Nordwestlich von St. Veit, erhaben auf einer Terrasse prangt der dreigliedrige Bau. Die Front bildet ein erhabenes Erdgeschoß mit zwei Flügeln nach der Hofseite, in welchem sich die großen Krankensäle befinden. In der Mitte verbindet die Kapelle und das Refectorium ein Glasgang, der bis zum rückwärtigen einstöckigen Bau führt, in dem sich wieder einzelne Krankenzimmer befinden. Durch ein mit gebundenen Säulen eingefasstes Portal gelangt man in ein kleines, sehr hübsches Vestibul, zu beiden Seiten Säulen mit römischen Capitälern, welche die Rundbogen tragen. Zwölf Stufen führen zum Eingang und in einen langen, mit Terazzo gepflasterten Quergang, an dessen Enden sich die beiden großen Krankensäle befinden. Dem Eingang gegenüber gelangt man durch ein hübsch geschnitztes Portal in die Kapelle. Sie ist sehr einfach, aber geschmackvoll und empfängt durch sechs Halbbogenfenster Licht. Über dem Eingang ist ein netter Chor, mehr eine Kanzel in Form

einer Muschel, die auf dem sehr schönen Portal an der Innenseite ruht. Rundherum laufen breite Gesimse, beim Altar von zwei cannelirten Säulen getragen. An die Kapelle reiht sich das gleich große Refectorium (12·48 Meter lang und 6·24 Meter breit). Neben beiden zur Linken führt ein hübscher Glasgang zum Hintergebäude, alles leider mit Terrazzo gepflastert, sehr schön, aber für die Gegend und ein Krankenhaus doch nicht ganz zuträglich. Vorne rechts, neben dem Eingang zur Kapelle, führt eine Wendeltreppe zum Chor und auf den Thurm. Dieser ist von außen gesehen ein etwas massiver, aber charakteristischer Renaissancebau mit Gesimsbogen, gestutzten Pyramiden, lustigen Fenstern und einem massiven Kreuz, was dem Ganzen ein imposantes Aussehen verleiht. Der Plan zu diesem Bau stammt von dem Florentiner Architekten Rafanelli und wurde vom Grazer Stadtbaumeister Andreas Franz ausgeführt.

Spärlich sind in Kärnten die Gotteshäuser im schönen Renaissancestil vertreten. Vorerst wäre der Zubauten bei unseren Stiften und Klöstern zu gedenken, wo sich doch manche Perle aus der Renaissancezeit hier und da findet. Meist im XVI. Jahrhundert haben die Klöster Um- und Zubauten erfahren. Überall finden wir bei diesen oft sehr ausgedehnten Gebäuden die bekannten Arkaden, wie in Gurk, St. Paul, Eberndorf, Viktring und dem einstigen Frauenkloster St. Georgen am Längsee, in welchem letzterem sich jetzt die Sommerfrischler gut geschehen lassen. Mehr oder minder kommen überall noch Tafelungen vor und die vier Prachtsäle in St. Paul suchen ihres Gleichen. Hervorragend ist die Decke des sogenannten Kaiserzimmers. Sie ist ein Rechteck von 12 Meter Länge und 9 Meter Breite. Ihre Ausführung ist, was die geometrischen Grundformen, sowie die sehr reichhaltigen decorativen Elemente anbelangt, mit einer sachverständigen Combination in der Zeichnung zusammengestellt, welche diese Arbeit als eine mustergiltige Repräsentation der Holzarchitektur aufstellen lassen. Die architektonische Eintheilung bildet neun Cassetten, in welchen abwechselnd das regelmäßige Sechseck und die Bogenconstruction zur Geltung gelangt. Die Mittelcassette bildet ein regelmäßiges Achteck. Es wurde durchgehends verschieden gebeiztes Fichtenholz verwendet. Die Frieze und Füllungen sind mit reichhaltiger Schnitzerei und durchbrochenen Ornamenten ausgeschmückt. Die Zahl derselben beträgt für jede Cassette 22 Stück, somit im Ganzen bei 200 decorative Details, wobei sieben verschiedene Motive durchgeführt sind; das Material ist Lindenholz. Eine sehr hübsche Durchführung ergibt der Übergang der Decke zu den Wandflächen. In einer Breite von 42 Centimeter findet sich eine der Holzarchitektur angemessene Anordnung von Architrav, Fries und Kranzgesims. Sämmtliche Wandflächen sind mit 42 Centimeter hohen und 12 Centimeter breiten Trägern mit Ornamenten geschmückt. Leider ist der Meister des Baues nicht bekannt. Da dieser Tract des Stiftes im Jahre 1668 erbaut wurde, so dürften diese Arbeiten so ziemlich aus der gleichen Zeit stammen. In den

Prachtfälen zieren noch 14 große, gut erhaltene Ölbilder von dem berühmten „Kremsler Schmidt“ die Wände.

In Gurk sind auch noch Tafelungen in verschiedenen Gemächern. In der Kirche befindet sich ein kolossaler, reich vergoldeter Hochaltar, eine gigantische Masse von mehr als hundert Figuren. Von künstlerischem Werthe ist aber der Kreuzaltar, Maria mit der Leiche Christi in Lebensgröße von Raphael Donner in Blei gegossen. Von demselben ist



Kronprinz Rudolf-Spital in St. Veit.

auch die Ausstattung des Altars und der Kanzel mit ausgezeichneten Reliefbildern aus demselben Metall. — Die Stadtpfarrkirche in Villach ziert nebst einem schön geschnitzten Betstuhl eine höchst interessante Kanzel aus dem Jahre 1555. Aus dem Herzen eines auf dem Boden liegenden Mannes steigt ein Ast auf, sich in mehrere Zweige theilend, welche Schilder mit den Bildnissen der Nachkommen der Familie Jesse tragen. An der Brüstung der Kanzel sind noch Darstellungen aus dem alten Testament und ein Wappen des Hauses Kiensberg. Eine neunstufige bemerkenswerthe Stiege führt zur Kanzel. Sie ist entschieden wälsche Arbeit.

Zu Ossiach wurde im Jahre 1629 die neue Prälatur vollendet. Bemerkenswerth ist der Kaiseraal, ein ehemaliges Refectorium mit Gemälden von Frommiller, die österreichisch-kärnthnischen Regenten von Otto dem Fröhlichen bis Josef I. darstellend.

Die Domkirche in Klagenfurt wurde in den Jahren 1582 bis 1593 von den Protestanten erbaut. Bei der Gegenreformation kam sie in die Hände der Jesuiten und wurde erst später zur Domkirche erhoben. Sie ist ein ziemlich correcter Renaissancebau, hat eine Länge von 50 Meter und ist mit den Seitenaltären 21 Meter breit. Das Presbyterium ist für sich abgeschlossen, woran sich das Längenschiff mit seinen acht Seitenaltären anschließt, gegenüber dem Eingange ist eine Seitenkapelle mit Gruft aus neuerer Zeit. Zu beiden Seiten des Längenschiffes sind über den Seitenaltären Chorgänge mit Rundbogen. In der Mitte, im Fond der Kirche ist ein geräumiger Chor, über welchem sich der Musikchor befindet. Die Decke ist Rundbogen mit Kreiskuppeln. Der Einfluß der Jesuiten mit der Stuccatur wirkt hier nicht störend. Der Hochaltar ist im Zirkel in edlerem Stil gebaut mit einem großen Altarbild, Peter und Paul, von Daniel de Gron, einem Wiener, 1752 recht gut gemalt. Die Kanzel ist groß und schön mit Baldachin. Zu oberst thront Christus, umgeben von Engeln in beinahe Lebensgröße auf Wolken. Die Kanzel selbst ist mit den vier Evangelisten geziert, reich vergoldet und marmorirt. Gegenüber der Kanzel wurde zu Ehren der Anwesenheit Kaiser Karls VI. bei Gelegenheit der Eröffnung der Straße über den Voibl ein Baldachin errichtet, zu oberst Johann von Nepomuk, zu beiden Seiten Engel auf Wolken sitzend, am Rande das Kärntner Wappen. Die Seitenkapellen zieren ausschließlich Jesuitenaltäre mit hübschen, theils gewundenen Marmorsäulen. Hier findet eine sehr glückliche Vereinigung des Figuralen mit der Architektur statt. — Die Stadtpfarrkirche in Klagenfurt ist eine im Rundbogen gebaute lichte Kirche mit Kugelfuppel. Sie ist etwas kleiner als die Domkirche und wurde in den Jahren 1692 bis 1697 gebaut. Die Decke ziert eine sehr hübsche Freske von de Melch vom Jahre 1764 mit vorzüglicher Perspective. Zu beiden Seiten sind Chorgänge und rückwärts ein geräumiger Chor. Der Thurm wurde im Jahre 1709 vollendet. Er ist einer der höchsten der Monarchie, 48 Klafter, 2 Schuh hoch. Die Kuppel mit zwei Laternen reiht sich den besseren Bauten dieser Zeit an. Die Priesterhauskirche in Klagenfurt kam durch die Bemühungen des Erzbischofs von Salzburg, Sigmund Christof von Schrattenbach 1795 zustande. Sie ist annäherungsweise ein Rococobau, 18 Meter lang und 15 Meter breit. Das Kuppelgewölbe ist mit gut gemalten lebhaften Fresken geziert.

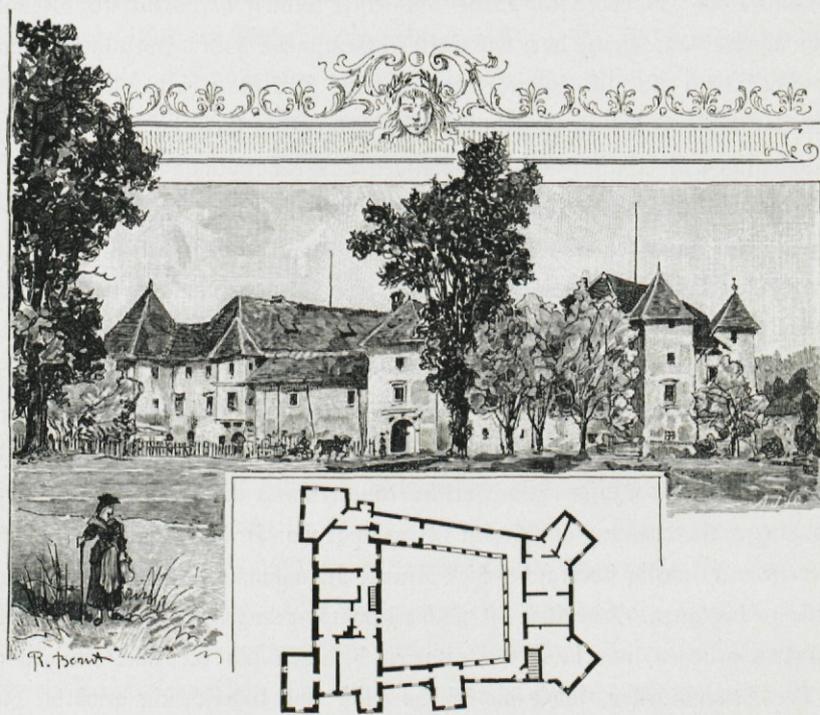
Die Lorettokirche in St. Andrä im Lavantthale wurde vom Fürstbischof Kaspar von Stadion in den Jahren 1673 bis 1704 in italienischem Stil gebaut. Ihre Ausstattung verdankt sie dem Fürstbischof Ernst Grafen von Rhuenburg 1793. Diese Kirche ist sehr licht, sauber und freundlich, 40 Meter lang und 15 Meter breit. Zu beiden Seiten sind

Kapellen, die Kreuzform herstellend. Die Höhe beträgt 17 Meter. Das Gewölbe ist ein keck gebauter Rundbogen, so daß der Baumeister, als nach Vollendung der Decke die Gerüste weggenommen wurden, den Einsturz fürchtete, entfloß und spurlos verschwand. Fresken von Deschwanden zieren theilweise das Innere. Die Architektur dieser Kirche wäre wohl einer besseren Ausschmückung werth gewesen. Vom Eingange links befindet sich in einer Seitenkapelle das Gnadenbild mit einer im abschreckendsten Stil ausgeführten Ausstattung. An der leeren Façade der Außenseite stehen zwei ziemlich hohe Thürme ohne störenden Eindruck.

Die Heiligenkreuzkirche bei Villach verdankt ihre Entstehung einem Crucifix, welches um das Jahr 1708 „wunderbarer Weise“ aus einer Mauer hervorzutreten begann. Das Bild stellt Christus am Kreuze dar, auf einer 70 Centimeter hohen Holzplatte eingebraunt, nur der Kopf tritt plastisch ausgearbeitet hervor. Der Bau hatte manche Schwierigkeiten, da die Opfergelder in unrechte Hände gelangten. Erst im Jahre 1725 gelang es dem damaligen Commissär und nachmaligen Landeshauptmann von Kärnten Grafen Wagensperg, wie auch den Burggrafen Grafen Thun und Coronini, den Bau in Gang zu bringen. 1726 stand der Bau fertig da, leider ist uns der Architekt nicht bekannt. Erst 1751 wurde die Kirche eingeweiht. Sie bildet eine Rotunde mit vier halbzirkelförmigen Ausweitungen, Oratorien zu beiden Seiten, und ist 33 Meter lang und 13 Meter breit. Ein hübsch gegliederter Stirngiebel steht über dem nach einwärts gebogenen Eingang. Zu beiden Seiten stehen die in drei Stockwerke getheilten Thürme, über denen hübsch gebaute Kuppeln mit schlanken Laternen angebracht sind. Unter dem Chor, an dem ein großes Ölgemälde, die Käufer- und Verkäuferausreibung aus dem Tempel darstellend, in seiner ganzen Ausdehnung angebracht ist, gelangt man in das Innere der Kirche. Der Beschauer ist nicht wenig überrascht, hier beinahe ausnahmslos nur krummen Linien im Grundrisse zu begegnen. Der Chor ist nach rückwärts gebogen, ja selbst die Pfeiler sind nach einwärts gebogen, nur bei den Oratorien befinden sich die zwei einzigen geraden Linien. Die Seitenkapellen, sowie die Kirche selbst sind kugelförmig gewölbt. Inmitten der Hauptkuppel steigt eine breite sechseckige Laterne mit sechs Fenstern über einer kleinen Galerie empor und ist oben wieder schön gewölbt. Rundherum unter den Gewölben laufen breite schöngegliederte Gesimse, die dem Ganzen ein hübsches Aussehen geben. Alle Räume der Kirche sind mit Fresken, wohl sehr primitiver Art bemalt, ebenso der plastische Christus am Hochaltar, sowie die Arbeiten an der Kanzel. Nur ober dem rechten Seitenaltar befindet sich ein gutes Ölgemälde.

Die Wallfahrtskirche Maria-Hilf bei Mösel auf einem Berge ist ein hübscher lichter Rundbau mit Kuppel und zwei Thürmen. Die übrigen Kirchen Kärntens aus der Renaissancezeit sind von geringer Bedeutung.

Außerordentliches haben in Kärnten die protestantischen Gemeinden geleistet, indem sie vom Jahre 1782 bis jetzt 26 Kirchen und Bethäuser erbauten. Selbstverständlich konnte bei den geringen Mitteln wenig auf die äußere Form verwendet werden, dennoch zeichnen sie sich durch eine gewisse Sauberkeit aus, die ihnen alle Ehre macht. Bei vielen ist der Baustil zweifelhaft, doch ist bei den späteren Bauten, namentlich den neuesten, der romanische Rundbogen und die Gothik bemerkbar. Der hervorragendste Bau ist die vom Architekten N. Bierbaum 1863 bis 1866 gebaute protestantische Kirche in Klagenfurt mit hübschem Thurm.



Schloß Weyer bei St. Veit sammt Grundriß.



Wandmalerei im Nonnenchor des Gurker Doms.

Malerei und Plastik in Kärnten.



em kleinen Alpenlande Kärnten, das weder einen mächtigen, sei es geistigen oder materiellen, Vereinigungspunkt noch auch sonst größere oder bedeutendere Städte aufzuweisen hat, fehlten zur Erlangung einer bahnbrechenden oder führenden Rolle in der bildenden Kunst zu jeder Zeit die nothwendigen Bedingungen. Die bildende Kunst gelangte daher in Kärnten nie zu einer größeren Selbständigkeit, sondern sie war in ihrer Entwicklung stets mehr oder weniger von äußeren Anregungen und Einflüssen abhängig. Sie zeigt deßhalb auch kein eigenartiges Gepräge, sondern fällt sowohl in ihren charakteristischen Eigenschaften und Erscheinungen als auch in ihrem Entwicklungsgange mit den übrigen deutschen Ländern Österreichs im Großen und Ganzen zusammen. Ganz besonders gilt dies von der Plastik, welche — abgesehen von der zu einer gewissen Zeit hochentwickelten und umfangreichen Holzsculptur, welche bei der Kunstindustrie besprochen werden soll — in allen Perioden verhältnißmäßig ziemlich bedeutungslos geblieben ist. Soweit sie mit der Architektur im Zusammenhange stand und ihr zur Ausschmückung diente, war sie auch von ihr stets in größerem Maße abhängig.

Die ältesten Werke mittelalterlicher architektonischer Steinplastik haben sich in Kärnten, wie auch sonst fast überall, an den größeren monumentalen romanischen Kirchenbauten erhalten. Künstlerisch ziemlich roh, steif und schematisch, verdienen sie hauptsächlich in ikonographischer Beziehung, wegen ihrer oft kaum mehr zu enträthselnden phantastischen Symbolik, größere Beachtung. Man findet derlei Sculpturen an den Kirchen in

Millstatt, Maria-Gail, Gurk, Wolfsberg, St. Paul, Liding und in Friesach theils noch an ihrer ursprünglichen Stelle und Verwendung, theils auch bereits losgelöst von jenen architektonischen Gliedern, denen sie früher angehört haben. In der darauffolgenden Zeit der Gothik kommen figürliche Sculpturen an Kirchenbauten hauptsächlich an den Gewölbeschlußsteinen und Kragsteinen und als Capitalauflösungen der Dienste und nur selten als freistehende Statuen, wie z. B. in St. Leonhard im Lavantthal, oder als Reliefdarstellungen in den Portalen vor. Allein sie haben meist keinen größeren künstlerischen Werth. Umso häufiger und reicher sind aber einzelne Bautheile an gothischen Kirchen durch ornamentale Zierglieder ausgeschmückt. Kaum nennenswerth sind dann wieder die wenigen plastischen Decorationsstücke an den Kirchenbauten der folgenden Stilperioden, der Renaissance und des Barockstils bis herauf in unsere Zeit. Doch ist auf einige decorative Sculpturen an Profanbauten der Renaissance hinzuweisen. Vor Allem erscheint das prächtige Schloß der Fürstin Porcia in Spital mit ornamentalen plastischen Verzierungen reich ausgeschmückt. Selbst die im Allgemeinen nüchternen Bauten des hau lustigen Grafen Georg Rhevenhüller gegen Ende des XVI. Jahrhunderts, wie das Schloß zu Wernberg und der großartige Festungsbau von Hoch-Osterritz sind des figürlichen Schmuckes nicht ganz bar. Namentlich ist sein in Marmor ausgeführtes Bildniß mit den Büsten der Frauen über dem Südportal des Schlosses Wernberg aus dem Jahre 1576 auch künstlerisch beachtenswerth.

Auf dem Gebiete der selbständigen und von der Architektur unabhängigen Plastik gibt es auch in Kärnten ein Feld, auf dem in allen Stilperioden eine größere Anzahl von Werken, die noch zum großen Theile erhalten sind, geschaffen wurden. Es sind dies die verschiedenen, theils in weißem, theils in rothem Marmor ausgeführten Grabmonumente. Man findet sie an zahlreichen Kirchen entweder im Innern oder an den Außenmauern aufgestellt, so namentlich in Friesach, Villach, Klagenfurt, St. Veit, Straßburg, Millstatt, Eberndorf, St. Andrä im Lavantthal, Viktring, Ossiach, Maria-Saal, St. Martin im Gränizthal, Sagriz, Tultschinig u. s. w. Die künstlerisch werthvollsten darunter stammen aus der Zeit der Spätgothik und der Renaissance. Zu den hervorragendsten gehören die Grabmale zweier Ungnade, Herren zu Sonegg, aus den Jahren 1468 und 1490 in Eberndorf, die der beiden ersten Großmeister des St. Georgs-Ordens in Millstatt aus den Jahren 1508 und 1533, die der Keutschacher in Maria-Saal, davon eines aus dem Jahre 1511, dann das Grabmal des Sigmund von Dietrichstein aus dem Jahre 1533 und ein Paar von den Denkmälern der Rhevenhüller in Villach, ferner das laut Inschrift vom Bildhauer Jeremias Franck gearbeitete Denkmal des Salzburger Vicedoms Georg Schafmann vom Jahre 1572 in der Bartholomäuskirche zu Friesach und endlich die großen schönen Grabsteine zweier Pröpste aus den Jahren 1662 und 1689 in

St. Andrä im Lavantthal, von welchen der eine den Namen des Künstlers Philibertus Pocabel trägt. Im Anschlusse an diese Werke der Plastik ist auf die zwei hochinteressanten Motivreliefs an der Stadtpfarrkirche in Spital, welche die Grafen von Cilli aus Anlaß der

Beerbung der Grafen von Ortenburg (1418) wahrscheinlich im Jahre 1421 haben anfertigen lassen, hinzuweisen. Endlich sind noch die zwei spätgothischen Hochreliefplatten mit sieben figürlichen Darstellungen zu St. Stefan bei Finkenstein als ikonographisch werthvoll besonders hervorzuheben.

Obwohl wir die Namen der Künstler, welche diese Werke geschaffen haben, mit Ausnahme der obengenannten nicht kennen, so werden wir doch kaum fehlgehen, wenn wir annehmen, daß die meisten einheimisch oder doch im Lande sesshaft waren. Fanden doch einheimische Künstler auch außer Landes Beschäftigung. So hat der Klagenfurter Bildhauer Martin Pocabello, wohl ein älterer Verwandter des obengenannten Philibert, im Jahre 1624 das in Murau befindliche Grabmal der bekannten Gräfin Anna zu Schwarzenberg, gebornen Neumann zu Wasserleonburg, angefertigt. An der Nordseite der Stadtpfarrkirche in Klagenfurt aber befindet sich von diesem Meister das Grabmal seiner



Grabdenkmal des Johann Siebenhirter in Millstatt.

im Jahre 1610 im Kindesalter verstorbenen Tochter Katharina. — An größeren, monumentalen Werken der Plastik ist Kärnten verhältnißmäßig sehr arm. Von besonderem Kunstwerthe ist eine Marienstatue aus dem XIV. Jahrhundert in der

Dominicanerkirche zu Friesach. Ein schönes und zierliches Renaissance-Monument besitzet Friesach an dem Brunnen auf dem Platze, der 1563 für das Schloß Tanzenberg angefertigt und erst 1804 von da nach Friesach übertragen worden ist. Beachtenswerthe Renaissance-Arbeiten sind ferner die Kanzel in der Stadtpfarrkirche in Villach aus dem Jahre 1555 und zwei in Marmor gearbeitete Altäre, früher in der Luschari-Kirche, jetzt in Saisnitz. Der Renaissance gehört endlich auch noch das größte und bekannteste plastische Werk in Kärnten, der um die Wende des XVI. Jahrhunderts errichtete Lindwurmbrunnen in Klagenfurt an, doch ist er als Bildhauerarbeit ohne künstlerischen Werth.

Aus der folgenden Stilperiode sind einige nicht unbedeutende Werke zu nennen. Zunächst muß der schönen und edlen in Hartblei gegossenen Piëta-Gruppe am Kreuzaltare in Gurk von Georg Raphael Donner, welche zu den besten Werken dieses großen Künstlers gehört, gedacht werden. Gegenüber dieser schön und maßvoll aufgebauten Gruppe erweist sich die mit reichem plastischen Schmuck verzierte Kanzel daselbst als ein Werk des ausgeprägtesten Barockstils, obgleich es mit Raphael Donner und seiner Schule in sicherem Zusammenhange steht und wahrscheinlich von Donners Schüler Balthasar Moll verfertigt worden ist. Ein anderes künstlerisch werthvolleres Monument dieses Bildhauers, die im Jahre 1765 in Bleiguß ausgeführte Maria Theresia-Statue in Klagenfurt, das erste öffentliche Monument, das der großen Kaiserin in Oesterreich errichtet worden ist, mußte leider wegen zu großer Schadhastigkeit abgetragen werden und wurde im Jahre 1872 durch eine künstlerisch minder gelungene Bronzestatue von Pönninger ersetzt. Zu erwähnen sind endlich noch der von Antonio Corradini aus carrarischem Marmor gearbeitete Gemma-Altar mit dem Relief der sterbenden Gemma in der Krypta zu Gurk und die Marmoraltäre in Malborghet.

Zu Beginn unseres Jahrhunderts entstanden zwei Werke des Bildhauers Johann Propst: die durch ihre Größe auffallende Gruppe der Kreuzabnahme in der Priesterhauskirche und der nach dem Vorbilde der obgenannten Donner'schen Piëta in Marmor ausgeführte Altar in der Kapelle der fürstbischöflichen Residenz in Klagenfurt. In unserer Zeit wurde das Mausoleum der Gräfin Laura Henkel von Donnersmark mit Sculpturen des Berliner Bildhauers Riß in Wolfsberg errichtet.

Während die genannten Künstler sämmtlich Ausländer waren, muß schließlich auch noch einiger aus Kärnten stammender Bildhauer gedacht werden, welche zwar keine oder doch nur geringe Spuren ihrer Thätigkeit in Kärnten hinterlassen haben, jedoch eines größeren künstlerischen Rufes sich erfreuen und darum dem Lande zur Ehre gereichen. Es sind dies: Florian Grübler aus Kolbnitz im Möllthal (1746 bis 1813), Michael Rußbaumer aus Schörstadt in der Pfarre Trtschen (1792 bis 1861) und der bedeutendste und -hervorragendste unter ihnen Hans Gasser aus Eisentratten bei Gmünd (1817 bis



Pietà-Gruppe von Georg Raphael Donner im Gurker Dom.

1868). Nur von letzterem befinden sich auch einige Originalwerke im Lande selbst, als der lebensgroße Heiland der Lodron'schen Gruft in Gmünd, das Christallnigg'sche Grabmal in St. Michael am Zollfeld, die zwei Bronzeengel am Hochaltar der Stadtpfarrkirche in Klagenfurt und die Büste des einheimischen Geschichtsschreibers Gottlieb Freiherrn von Ankershofen im Rudolfsinum in Klagenfurt. Diese Anstalt besitzt auch eine größere Sammlung von Gypsabgüssen und Gypsmodellen Gasser'scher Werke. Die Stadt Villach hat Hans Gasser durch die Errichtung eines Standbildes geehrt, das von dem Kärntner Bildhauer Josef Messner ausgeführt worden ist.

Zur Malerei übergehend, ist zunächst im Allgemeinen zu bemerken, daß, obwohl Kärnten an der Grenze von Italien liegt, die hier erhaltenen Werke der Malerei doch keine bestimmt ausgesprochene Beeinflussung von dorthier zeigen, jedenfalls nicht mehr als die österreichische und süddeutsche Malerei des Mittelalters überhaupt. Höchstens könnte man die stark hervortretende Vorliebe für monumentale Wandmalerei, die Kärnten mit Tirol gemein hat, auf das benachbarte Italien zurückführen. Dem eigentlichen Wesen nach war die Malerei in Kärnten jedoch zu jeder Zeit durchaus deutsch.

Neben Tirol gibt es in Österreich keine Provinz, die eine so reiche Fülle erhaltener Werke der Malerei aus dem Mittelalter aufzuweisen hätte, wie Kärnten. Insbesondere waren die Kärntner des ausgehenden Mittelalters von einer ganz außerordentlichen Farbenfreudigkeit erfüllt, so daß wir nicht nur die größeren Kirchenbauten dieser Zeit, sondern auch häufig ganz kleine Dorfkirchen, Todtenkapellen und Wegkreuze voll schönen, farbigen Schmuckes finden, eine Eigenschaft, die leider nach und nach immer mehr verschwand, um endlich — was nicht genug zu bedauern ist — bei der monotonen, Alles überdeckenden, Geist und Gemüth tödtenden weißen Tünche anzulangen.

Schon die ersten romanischen Monumentalbauten sind fast durchaus mit farbenprächtigen Wandgemälden ausgestattet worden, so unter anderen namentlich der Gurker Dom, wo in dem ehemaligen Nonnenchor ein um die Mitte des XIII. Jahrhunderts entstandener großer Gemäldecyclus noch bis auf unsere Tage theilweise leidlich gut erhalten geblieben ist. An ideal-christlichem Gehalte und an religiös-mystischer Gedankenfülle kann demselben wohl kaum etwas Ähnliches an die Seite gestellt werden. Er faßt eine größere Menge einzelner biblischer und symbolischer Darstellungen zu der einheitlichen Idee der Wiedergewinnung des verlorenen Paradieses für die Menschheit durch Christus zusammen und ist auch in technischer und künstlerischer Beziehung von größtem Werthe. Diese Malereien, die zu den vorgeschrittensten und edelsten Werken jener Zeit gehören, bilden eines der wichtigsten und hervorragendsten Denkmale romanischer Wandmalerei nicht nur in Österreich, sondern in Deutschland überhaupt. Der Meister derselben war ein technisch tüchtig durchgebildeter, erfahrener und in der Zeichnung und Farbengebung sehr geschickter

Künstler. Leider ist es bisher noch nicht gelungen, seinen Namen bestimmt nachweisen zu können. Außer diesen Gemälden haben sich noch an zwei anderen Orten aus der näheren Umgebung von Gurk Reste von Wandmalereien erhalten, welche derselben Zeit angehören, wie die Malereien im Gurker Nonnenchor und mit diesen sicher in einem engeren Zusammenhange stehen, so daß sie vielleicht sogar von demselben Meister oder doch wenigstens von seiner Schule herrühren. Es sind dies die Malereien in der Kapelle



Wandmalerei im Nonnenchor des Gurker Doms.

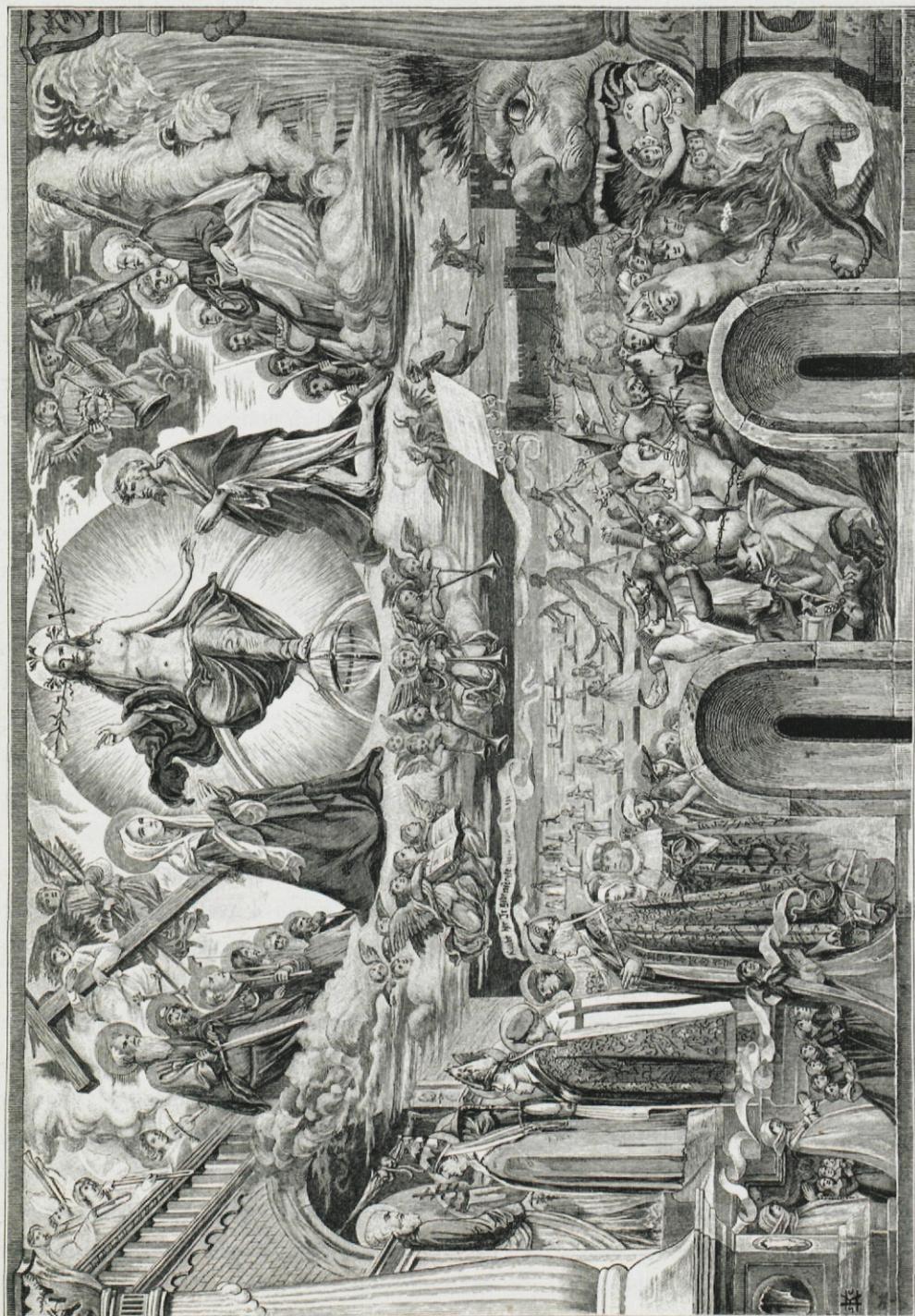
des Donjons der Weste am Petersberg in Friesach und jene im Karner zu Pöfsweg. Auch sonst zeigen noch mehrere Kirchenbauten aus der romanischen Zeit Reste oder Spuren von Wandmalereien, wie z. B. St. Helena am Wieserberge. Wir können daraus auf eine ziemlich umfangreiche und ausgedehnte Kunstthätigkeit in jener Zeit schließen.

In der romanischen Stilperiode, etwa gegen die Wende des XII. Jahrhunderts, wurde wahrscheinlich in Willstätt auch ein bedeutendes und sehr beachtenswerthes Denkmal der Buchillustration geschaffen, die Willstätter Handschrift des kärntnerischen Geschichtsvereines. Sie enthält unter anderen deutschen Gedichten eine gereimte deutsche Bearbeitung

der Genesiß und des Exodus mit 88 und einen Physiologus mit 30 in verschiedenfarbiger Tinte ausgeführten, künstlerisch höchst werthvollen Federzeichnungen, die zu den besten Arbeiten dieser Art aus jener Zeit gezählt werden müssen. Allein dieses werthvolle Denkmal der malerischen Kleinkunst steht in Kärnten ganz vereinzelt da. Auch an Werken der eigentlichen Miniaturmalerei ist Kärnten höchst arm. Es hat weder aus dieser noch aus einer der folgenden Stilperioden etwas aufzuweisen, was der Erwähnung nur einigermaßen werth wäre, eine Erscheinung, welche bei der großen Anzahl nicht unbedeutender Klöster auffallen muß.

Minder zahlreich und bedeutend als die Denkmäler der Wandmalerei aus der romanischen Stilperiode sind jene aus der ersten Zeit der Gothik bis in den Anfang des XV. Jahrhunderts. Das umfangreichste und hervorragendste Werk aus dem XIV. Jahrhundert bilden die ausgedehnten und in mehrfacher Beziehung interessanten Wandmalereien in der Vorhalle des Gurker Doms. Sie führen uns in 32 Feldern eine vollständige Bilderbibel von der Erschaffung der Welt bis zur Auferstehung Christi vor, haben aber leider schon mehrfach sehr gelitten. Weit zahlreicher sind dann wieder die Wandgemälde aus dem XV. Jahrhundert, wovon einige noch ganz, andere nur mehr in Fragmenten erhalten sind. Wir treffen darunter mehrere von theils künstlerischem, theils ikonographischem Werthe wie die Malereien in der St. Michaelskapelle in Berg vom Jahre 1428 und die mit diesen verwandten in Rittersdorf, dann die noch in der ersten Hälfte des XV. Jahrhunderts entstandenen Wandmalereien in Nikelsdorf bei Paternion, welche in ihrer Art musterhaft ausgeführt sind, endlich die ausgedehnten Gemälde in Zwickenberg (1438) und in Maria-Saal. An die letzteren erinnern die in Zeichnung und Composition durchaus correcten und schönen, die Legende der heiligen drei Könige betreffenden Wandmalereien in St. Kanzian bei Finkenstein. Aus dem Jahre 1478 stammt das jüngste Gericht in Wolfsberg. Der zweiten Hälfte des XV. Jahrhunderts gehören dann noch an die fast den ganzen Chor bedeckenden, sehr wichtigen und werthvollen Fresken in Thörl, die Gewölbmalereien in Hainburg und die Gemälde zu St. Lorenz im Leßachthal. Hochinteressant sind ferner die in dieser Zeit entstandenen Frescogemälde in Ober-Gottesfeld; von vorzüglicher Schönheit ist die große, noch ziemlich gut erhaltene Freske St. Martin in Kirchbach im Gailthal und durch ihr sehr tiefes Colorit ausgezeichnet sind endlich die Fresken in Malestig bei Finkenstein.

Ihre Blütezeit und die höchste Stufe der Entwicklung erreichte die Wandmalerei in Kärnten aber in der ersten Hälfte des XVI. Jahrhunderts, sowohl was die Menge der ausgeführten Malereien als auch was ihren künstlerischen Werth anbelangt. Gleich in den Anfang des Jahrhunderts fallen die Fresken zu Hohenfeistritz, zu St. Margarethen in der Reichenau, am Portal der Friedhofsmauer in Millstatt, im Karner zu Greuttschach und



Das jüngste Gericht, Wandgemälde in Wiffstatt.

die interessanten Todtentanzbilder am Karner zu Metnitz. Im Jahre 1523 entstanden die beachtenswerthen Gemälde im sogenannten Pestkreuz zu Maria-Saal und wahrscheinlich in demselben Jahre auch die interessante Gewölbebemalung in der St. Wolfgangkirche zu Grades. Die Fresken zu Laas wurden 1535, jene zu St. Andrä im Lavantthal 1545 angefertigt. Das großartigste und künstlerisch werthvollste Denkmal der Wandmalerei aus dieser Zeit ist aber das große Frescogemälde mit der Darstellung des jüngsten Gerichts in Millstatt. Es zeichnet sich durch seine außerordentlich klare Composition und durch die minutiöse, an Miniaturen mahnende Ausführung aus. Alle Details, selbst die Dessins an den Gewändern, erscheinen mit der größten Sorgfalt behandelt. Der unbekannte Meister dieses ausgezeichneten Werkes war, obschon er aus den Werken der italienischen Renaissance sichtlich mancherlei Anregungen empfangen haben muß, doch ein bedeutender selbständiger Künstler. Gute Malereien aus der Renaissancezeit sind endlich auch noch die Darstellungen zur Athanasiuslegende an der Athanasiuskirche zu Berg. An dieser Stelle ist noch auf eines der allerinteressantesten Denkmäler der Malerei in Kärnten hinzuweisen, auf die Malereien an der flachen Decke der Kirche zu Schlanitz, die in 48 quadratischen Feldern die mannigfaltigsten Darstellungen von Arabesken, stilisirten Blumen und Blattranken, phantastischen Thierfiguren, Heiligengestalten u. s. w. enthält. Ähnliches dürfte wenig existiren.

In ikonographischer Beziehung verdienen die St. Christofbilder an den Außenmauern der Kirchen, die nirgends so häufig vorkommen als in Kärnten, und die wiederholt auftretenden Darstellungen des jüngsten Gerichts Erwähnung. Von den ersteren sind einige auch künstlerisch beachtenswerth; so unter anderen das kolossale Christofbild in Jaak, das Holbein'schen Einfluß verräth, und das zu St. Helena am Wieserberg, welches trotz der bedeutenden Höhe von sechs Metern doch zart und schwungvoll durchgeführt ist.

Mit einer ganz eigenthümlichen Art von Denkmälern der Malerei dürfte aber Kärnten unter den übrigen Provinzen Oesterreichs wohl einzig dastehen. Wir treffen hier nämlich wiederholt große Fasten- oder Hungertücher, kolossale Stücke Leinwand, die ganz mit Malereien überdeckt sind und in der Fastenzeit zur Verhüllung der Altäre dienen. Das interessanteste, zugleich das älteste und größte ist das Hungertuch in Gurk. Es ward im Jahre 1458 von dem Friesacher Bürger Meister Conrad gemalt und enthält, in 100 Felder getheilt, mehr als 100 Darstellungen aus der biblischen Geschichte. Der Zeit nach folgt dann das Haimburger Fastentuch aus dem Jahre 1504 mit 36 Bildern. Daran schließen sich das Fastentuch in Baldramsdorf aus dem Jahre 1555, getheilt in 39 und das in Sternberg aus dem Jahre 1629, getheilt in 24 Felder und gemalt von Victor Pazner in Villach. Auch diese enthalten durchaus Darstellungen aus der biblischen Geschichte. Im Zusammenhang damit sei auch noch des prächtigen Fastenbildes von Knoller in Pulfst gedacht.

Werfen wir nun noch einen Blick auf die erhaltenen Denkmäler der mittelalterlichen Tafelmalerei in Kärnten, so finden wir solche erst aus der späteren Zeit der gothischen Stilperiode. Sie beschränken sich fast nur auf Malereien an Flügelaltären. Von diesen aber existirt besonders aus der spätgothischen Zeit noch eine stattliche Anzahl. Nicht minder zahlreich sind dann auch die erhaltenen Flügelaltäre aus der Zeit der Renaissance. So kommt es, daß kein anderes Land Österreichs verhältnißmäßig so viele Denkmäler dieser Art theils noch in unberührter ursprünglicher Gestalt, theils nur mehr in Fragmenten aufzuweisen hat als Kärnten. Da an vielen dieser Altäre nicht die Malereien die Hauptsache sind, sondern die Schnitarbeiten aus Holz, so werden sie erst im kunstgewerblichen Theile ihre eigentliche Würdigung erfahren. Einige sind jedoch auch mit umfassenden Malereien von hohem künstlerischen Werthe geschmückt. Das Kapitel über die Malerei in Kärnten würde daher nicht vollständig sein, würde man sie hier ganz unerwähnt lassen. Wenigstens jene Orte sollen schon jetzt genannt werden, welche Flügelaltäre mit interessanten und werthvollen Malereien besitzen. Es sind dies die Deutschordens- und Peterskirche in Friesach, die St. Wolfgangkirche in Grades, die Kirchen in Heiligenblut, St. Leonhard im Drauthal, Lieferegg, Lind oberhalb Velden, Maria im Glend, Maria-Gail, Maria-Saal, Ober-Gottesfeld, Ober-Bellach, Preßegg, Rangersdorf, Kappersdorf, Schlanigen, Sillebrucken, Treßling, St. Wolfgang am Millstätter See, Wöllan und Zwickenberg. Technisch auffallend ist an ihnen die häufige Anwendung von Goldgrund noch in verhältnißmäßig später Zeit.

Weniger zahlreich sind die erhaltenen Einzelgemälde aus der Zeit der Gothik und Renaissance. Doch finden sich auch unter ihnen einige von größerem künstlerischen Werthe, zum Beispiel das figurenreiche Kreuzigungsbild zu Hoch-St. Paul, die Kreuzabnahme in Abtei, die zwölf Apostelbilder in Reintal und die Bilder zur Vitus-Legende aus der Franciscaner-Kirche zu St. Veit im Rudolfsinum in Klagenfurt. Das bekannteste, künstlerisch werthvollste und für die Kunstgeschichte wichtigste ist aber das Flügelaltarbild mit der heiligen Sippe von Jan Scorel aus dem Jahre 1520 in Ober-Bellach, eines der Hauptwerke dieses hervorragenden niederländischen Meisters. Außerdem besitzen noch die Kirchen in Baldramsdorf, Egg, Fischering, Nöring, St. Peter ob Gurr und Tiffen interessante und beachtenswerthe Einzelgemälde.

Mit Ausnahme des Ober-Bellacher Altarbildes sind weder die Meister der vielen Flügelaltäre, noch auch jene der einzelnen Tafelgemälde bekannt. Desgleichen können wir auch nicht einen einzigen der vielen Frescomaler mit Namen nennen. Jedoch darf es als ziemlich sicher gelten, daß die meisten derselben einheimisch oder doch wenigstens im Lande sesshaft waren. Nach den hinterlassenen Werken zu urtheilen, waren es größtentheils ganz tüchtige Künstler, welche die Technik in jeder Richtung vollständig beherrschten und sich

auch eine correcte Zeichnung und gefällige Farbengebung zu eigen gemacht hatten. Sie standen in dieser Hinsicht fast durchaus auf der Höhe ihrer Zeit und ihre Werke stellen sich zum mindesten ebenbürtig den in den übrigen österreichischen Ländern geschaffenen zur Seite.

Dieser außerordentlichen Blütezeit der Malerei in Kärnten folgte auch hier wie in ganz Deutschland ein trauriger Verfall. Auch hier, wie überall, haben die religiösen Wirren höchst verderblich auf ihre Entwicklung eingewirkt. Von ihrer höchsten Blüte im Anfang des XVI. Jahrhunderts sank sie etwa von der Mitte dieses Jahrhunderts an rasch immer tiefer und tiefer bis zu gänzlicher Bedeutungslosigkeit herab, um dann durch das ganze XVII. Jahrhundert hindurch auf dieser tiefen Stufe stehen zu bleiben. Nur wenige Ausnahmen sind zu verzeichnen, wie die guten Fresken in der Schloßkapelle zu Straßburg aus dem Ende des XVI. Jahrhunderts oder die ausgedehnte sehr interessante Darstellung des jüngsten Gerichts und andere Malereien vom Jahre 1609 in Srejach bei St. Kanzian. Im Übrigen aber sind die wenigen umfangreicheren Wandmalereien dieser Zeit, wie die von dem Klagenfurter Bürger und Maler Anton Blumenthal im Jahre 1598 in den Apsiden des Gurker Doms ausgeführten oder die gegen Ende des XVII. Jahrhunderts entstandenen Malereien im Wappensaale zu Wernberg ohne besonderen künstlerischen Werth. Auf derselben niederen Stufe stehen auch die übrigen, zum größten Theile in Porträts oder kirchlichen Motivbildern bestehenden Denkmäler der Malerei aus dieser Zeit. Seines Kunstwerthes wegen zu erwähnen ist nur ein Motivbild aus dem Jahre 1593 in der Kirche zu Thörl.

Erst im XVIII. Jahrhundert erhebt sich die Malerei auch in Kärnten — hierin der allgemeinen Entwicklung in Oesterreich folgend — wieder zu größerer Bedeutung. Stand sie früher fast ausschließlich im Dienste der Kirche, so hält sie nun auch hier wie anderwärts ihren siegreichen Einzug in die Schlösser des Adels. Kunstsinige Vertreter desselben, wie die Grafen Goëß, Rosenberg, Stampfer und Thurn, zogen theils fremde Künstler ins Land und gaben ihnen Beschäftigung, theils unterstützten sie die vorhandenen einheimischen Kräfte. Selbst die Kirchenfürsten und Äbte dieser Zeit nahmen an den allgemeinen Kunstbestrebungen Antheil.

Die umfassendste Thätigkeit, ebenso als Fresco- wie als Tafelmaler, entwickelte in dieser Periode ein einheimischer Künstler: Josef Ferdinand Fromiller (gestorben 1760), den wir Kärntens Daniel Gran nennen können. Vortreffliches leistete er in groß angelegten Frescomalereien. In dieser Beziehung müssen in erster Linie die umfangreichen Gemälde im großen Wappensaale des Klagenfurter Landhauses hervorgehoben werden. Außerdem hat er unter anderem zwei Säle im Stiftsgebäude zu Ossiach und die Schlösser Ebenthal, Ober-Bellach und Töscheldorf mit prächtigen Werken ausgeschmückt. Auch die

Begräbniskapelle zu Stallhofen und die Kirche zu Ossiach haben von seiner Hand herrührende Frescomalereien aufzuweisen. Weniger bedeutend sind seine Tafelmalereien. Zu erwähnen wären ein Paar Altarbilder für kärntnische Kirchen, wie für Maria-Rain, für die Schloßkirche in Wernberg und für die Bürgerspitalskirche in Klagenfurt, dann die großen Gemälde in Gurk.

In dieser Periode entstanden dann noch unter anderen die Gewölbmalereien der Stadtpfarrkirche in Klagenfurt vom Hofstammermaler Mölk, die Fresken im Schlosse Meißelberg und das Plafondgemälde in der Kirche St. Michael am Zollfeld von Anton Zoller, die schönen Fresken in der Priesterhauskapelle in Klagenfurt von Eustach Gabriel, die Gemälde in der Kapelle und im Speisesaal der bischöflichen Residenz in Klagenfurt von Josef Pichler, endlich die Malereien in Straßburg und Zwischenwässern von Josef Bergler. Einige von diesen Künstlern haben auch manche treffliche Ölgemälde für Kärnten geliefert, so insbesondere der Schwabe Eustach Gabriel für mehrere Kirchen Altarbilder. Außer den Genannten fanden noch mehrere andere theils einheimische, theils auswärtige Künstler in Kärnten Beschäftigung. Von einheimischen wären zu nennen der Lehrer Fromillers, Steiner, und der Klagenfurter Franz Linder; von Ausländern der Landschaftler Christian Brand und die Italiener Peter Cussetti, der ältere Campi, Carlo Maratti und der Venetianer Zanusi. Vereinzelt findet man dann auch noch das eine oder andere Bild von bekannteren österreichischen Meistern, wie z. B. Altarbilder in Wolfsberg vom Kremser Schmidt und von Mahlknecht und das Hochaltarbild in der Domkirche zu Klagenfurt von Daniel Gran.

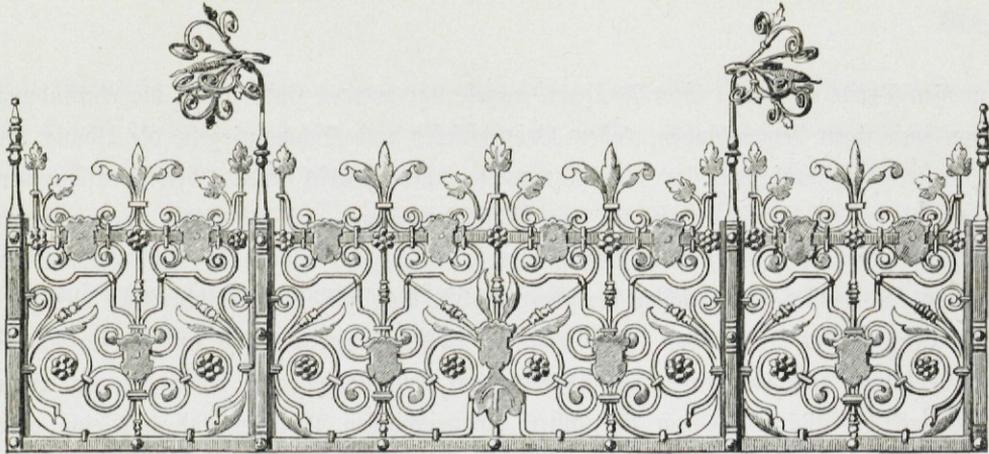
Wir sehen also auf dem Gebiete der Malerei durch das XVIII. Jahrhundert hindurch bis in den Beginn unseres Jahrhunderts hinein eine rührige Thätigkeit sich entfalten. Die Malerei feierte auch in Kärnten wieder eine Blütezeit. Doch erreichte sie bei weitem nicht jene Höhe wie im Beginn des XVI. Jahrhunderts.

In unserem Jahrhundert trat wieder ein Verfall ein. Nur in der Landschaftsmalerei haben ein paar einheimische und zum Theil auch in Kärnten selbst wirkende Künstler Nennenswerthes geleistet, so die Brüder Josef und Ludwig Willroider, Eduard Ritter von Moro und Markus Pernhart. Von Historienmalern hat Johann Scheffer von Leonhardshoff einige Zeit in Klagenfurt gelebt und für den kunstsinnigen Fürstbischof Salm einige Bilder gemalt. Hingegen haben die Kärntner Josef Bossod aus Griffen und insbesondere der bekannte und seinerzeit sehr gesuchte Porträtmaler August Prinzhofer aus St. Veit ihre Werke außerhalb der Heimat geschaffen. Was aber die monumentale Wandmalerei anbelangt, so hört mit dem Beginn dieses Jahrhunderts alle Thätigkeit fast vollständig auf. Es entstanden nicht nur keine nennenswerthen neuen Gemälde, sondern selbst viele der älteren Wandmalereien verschwanden in bedauernswerther Weise unter der

Herrschaft der weißen Tünche immer mehr und mehr. Die einstige Farbenfreudigkeit, die insbesondere unsere um die Wende des XV. Jahrhunderts lebenden Vorfahren in so hohem Maße erfüllt und ausgezeichnet hat, scheint für lange Zeit verloren zu sein. Eine neue Blüte der großen monumentalen Kunst ist schwer hervorzurufen; sie verlangt vor Allem reichere Mittel, als sie das kleine Land besitzt, und lange Vorbereitung in ernster Arbeit. Aber das noch aus alter Zeit Erhaltene läßt sich schützen und das Verborgene hervorziehen aus dem Dunkel der Vergessenheit. Auf diesem Felde liegen für die Gegenwart, die sich ihres geschichtlichen Sinnes rühmt, noch manche nicht allzu schwer zu lösende Aufgaben.



Unterhofen.



Eisengitter des Lindwurmbrunnens in Klagenfurt.

Kunstindustrie in Kärnten.



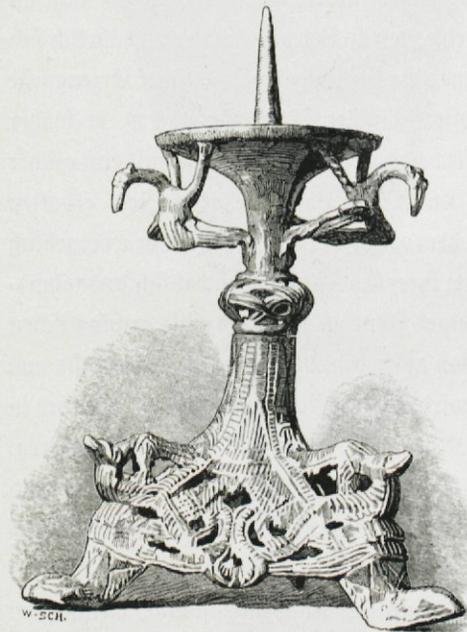
Das Kronland Kärnten, an den Grenzen Italiens und Deutschlands gelegen, zwischen dem größten Culturstaate des Alterthums und dem mächtigsten Reiche, welches christlich-germanische Cultur geschaffen, dankt dieser glücklichen Lage wiederholt Culturperioden, in welchen auch die Kunstindustrie zu einiger, in manchen Zweigen zu hoher Blüte gelangte. Zeuge dessen ist die große Menge von Gegenständen kunstgewerblicher Natur, welche durch den Forschereifer der Gelehrten oder zufällig durch den Spaten des Landmanns aus den Trümmerefeldern römischer Ansiedlungen zu Tage gefördert oder, einer jüngeren Zeit angehörend, in den Kirchen und Klöstern, in den Schlössern des Adels, wie nicht minder in den Bürgerhäusern der Städte und Märkte, sowie in den Gehöften des wohlhabenden Landmanns uns erhalten geblieben sind.

Wenn auch mit Bestimmtheit anzunehmen ist, daß vor der Ankunft der Römer Kärnten nicht der gewerblichen Thätigkeit entbehrte, so erblühte doch erst nach der Vereinigung mit dem Weltreiche in demselben eine Industrie, welche unter dem Einflusse des verfeinerten Geschmacks der römischen Colonisten in Bronzeguß, Keramik und decorativer Ausstattung der Wohnräume auch zur Kunstindustrie sich entfaltete. Mögen auch die der hohen Kunst angehörigen Bronzefunde auf dem Magdalenaberge vielleicht einer jenseits der Alpen gelegenen Kunstwerkstätte entstammen, so ist es doch kaum zweifelhaft, daß die in so vielen Orten, besonders an den Stätten von Teurnia und Virunum vorgefundenen äußerst zahlreichen Gebrauchsgegenstände von Bronze wohl zum

großen Theile im Lande ihrer Fundorte angefertigt worden sind, zumal die Auffindung von unfertigen Gegenständen, rohen Bronzestücken und Schmelztiegeln die Übung der Bronzetechnik wenigstens im alten Virunum außer Zweifel setzen. Gewiß entstammen auch die vielen den Ruinenstätten des Magdalenaberges und Zollfeldes entnommenen Thongeräthe inländischen Werkstätten, um so mehr, als im Lande selbst sowohl für graues als rothes Thongeschirr der vortrefflichste Rohstoff sich vorfand. Auch hier zeigt die Eleganz der Form, der oft vorzügliche Bilderschmuck und die äußerst sorgfältige Behandlung den Fortschritt des Töpfers zum Kunsthandwerker, sowie der malerische Schmuck der Wände in den zierlichsten pompejanischen Motiven und das eine oder andere Hausgeräth ebenso sehr Zeugniß davon geben, daß auch andere Gewerbe in ihrer Entwicklung nicht zurückgeblieben waren.

So tiefe Wurzeln aber auch die Gewerbe und Künste des Friedens während der Römerherrschaft geschlagen, so verschwindet ihre Übung doch gänzlich aus unserem Heimatlande, als die Stürme der Völkerwanderung über dasselbe hinbrausten. Nach Jahrhunderten der Barbarei brachten unseren Gauen erst das Christenthum und mit ihm bairische und fränkische Herrschaft vom Ausgang des VIII. Jahrhunderts an allmählig neue Gesittung und damit auch das Wiedererwachen kunstgewerblichen Schaffens. Übt die Bewohner der ältesten Culturstätten Kärntens, wie der Stifte Ossiach, Arnoldstein, Millstatt, St. Paul, Viktring, Griffen als gelehrige Schüler ihrer aus Baiern, Schwaben, Lothringen und Franken gekommenen Lehrmeister ihre künstlerische Thätigkeit vorzugsweise im Dienst der Kirche, so fand der Handwerker der frühzeitig aufblühenden geschlossenen Orte auch in den mit der fortschreitenden Cultur gesteigerten Bedürfnissen der geistlichen und weltlichen Großen des Landes und in dem mit der zunehmenden Wohlhabenheit sich mehrenden Sinne der Bürgerschaft für gefälligen Schmuck des Lebens reiche Anregung zu künstlerischem Schaffen. Doch mag es immer nur wenig gewesen sein, was in der Zeit der wechselnden Herzogsgeschlechter, in der romanischen Kunstperiode, an wahrer Kunstarbeit geleistet wurde, denn schmucklos war noch die Wohnung und einfach der Hausrath der Vornehmen. Es ist daher auch gar nicht zu verwundern, daß von kunstindustriellen Gegenständen mit dem Gepräge dieser Zeit nur wenige und zwar ausschließlich kirchliche auf uns gekommen sind. Mehrere Bronzegegenstände, ein kleines Rauchfaß aus der Pfarre St. Daniel im Jaunthal und zwei Altarleuchter, wahrscheinlich ursprünglich aus der Kirche in Maria-Saal stammend, sind vorzügliche Erzeugnisse des Metallgusses jener Zeit und erscheinen besonders die letzteren als sehr werthvolle Denkmale mittelalterlicher Kunstindustrie. Von Eisenarbeiten haben romanisches Gepräge das Beschläge am Eingangsthor des gelegentlich der Straßenerweiterung 1845 entfernten romanischen Karners in Friesach und der Sacristeithüre in dem unweit davon gelegenen Grafendorf. Zwar nicht mehr dieser

Zeit angehörig, aber in ihrem Charakter noch völlig romanisch sind die Glasgemälde in St. Helena am Wieserberg, der Rupertuskirche bei Völkermarkt und die den Fenstern der ehemaligen Kirche der Cistercienserinnen in Friesach entnommenen Darstellungen der flugen und thörlichen Jungfrauen. Sie sind zugleich in Kärnten die ältesten Beispiele des Glasmalereischmuckes, mit welchem seit dem XIV. Jahrhundert zahlreiche Kirchen (etwa 40 sind noch jetzt nachweisbar), besonders in der nächsten Umgebung von Friesach und dann im weiteren Umkreise, vor Allem im Flußgebiete der Gurk, ausgestattet wurden, daher in



Romanischer Bronzelenster in der Kirche zu Maria-Saal.

dieser Stadt die schöne Kunst wohl frühzeitig eine Heimstätte gefunden haben mochte, die, nachdem sie während ihrer kurzen Blüte im XV. Jahrhundert für die Kirchen von St. Leonhard im Lavantthal, Lieding, Viktring, Gaisberg, Neuhäusel zc. den farbenprächtigsten Bilderschmuck geschaffen, mit Beginn des XVI. Jahrhunderts fast plötzlich erlischt. Vereinzelt steht das Prachtwerk des Mercurius Müller von 1570, vormalig in der Burgkapelle zu Landskron, jetzt im Museum des historischen Vereins, als Product einer anderen Kunststrichtung.

Viel zahlreichere und bedeutendere Werke der Kunstindustrie als aus der romanischen Periode und der Zeit ihres Überganges sind aus den nächstfolgenden

Jahrhunderten erhalten geblieben. Sie vertreten schon die verschiedensten Zweige derselben und einzelne gehören zu ihren hervorragendsten Denkmälern. Es ist die Zeit, in welcher die Gothik alle Zweige des Kunsthandwerkes beherrschte; doch erst mit ihrem Verfall beginnt dessen Blüte. Der reiche Bergsegen, der ungemein lebhaften Handel, vor Allem mit Venedig, die Erweiterung des Culturbodens mehrten stetig die Bevölkerung und schufen im XVI. und XVII. Jahrhundert einen Wohlstand, wie ihn frühere Zeiten kaum kannten. Die kleinen romanischen Kapellen genügten nicht mehr, sie wurden in einem neuen Stile umgebaut und erweitert, und neue Kirchen entstanden. Und als die kirchliche Bauhätigkeit zu erlahmen begann, erweiterten die Herren ihre Burgen zu wohnlichen Räumen oder schufen sich in bequemerer Lage am Fuße derselben neue, mitunter prachtvolle Schlösser oder auch in ummauerten Orten geräumige Stadthäuser. Die natürliche Folge dieser

Erscheinungen war ein großartiger Aufschwung der entsprechenden Kunstgewerbe, an welchem bald alle Gewerbe theilnahmen. Es entwickelte sich unter gleichzeitig italienischem, doch vorwiegend deutschem Einflusse eine Blüte der Kunstindustrie, welche noch tief in das XVII. Jahrhundert hinein dauerte. An derselben haben zunächst die größeren Orte, vor Allem wohl Villach, der reiche Handelsort, und Klagenfurt, die neue Hauptstadt, theilgenommen. Zahlreiche ständische Häuser erhoben sich innerhalb ihrer Mauern, Scharen geschickter Künstler und Gewerbetreibender aus dem südwestlichen Deutschland ließen sich unter dem Schutze der Stände besonders in Klagenfurt nieder, wo sie, damit es nicht an schöner Arbeit und für diese an reichem Absatz fehle, durch Veranstaltung von jährlich sich wiederholenden, mit einem Glückshafen verbundenen Ausstellungen vorzüglicher Erzeugnisse der Goldschmiede, Gürtler, Schwertfeger, Schlosser, Tischler, Drechsler u. s. w. in bisher ungewohnter Weise die gewerbliche Thätigkeit förderten. Wenn uns nun auch ein reicher Schatz der mannigfaltigsten Werke heimischer Kunstindustrie aus dieser Zeit erhalten geblieben ist, so suchen wir doch auch bei den hervorragendsten Gegenständen vergeblich nach dem Namen des Meisters oder nach dem Orte ihrer Entstehung. Findet sich ausnahmsweise auf einem Werke ein Name, so ist es der eines fremden Meisters; die archivalischen Quellen versiegen in dieser Richtung gänzlich. Von allen den Meistern der Kleinkünste aus dem XVI. und Anfang des XVII. Jahrhunderts wird nur ein Goldschmied Peter Bihšper in Villach und ein Leo Fronner (geboren 1555 bei Klagenfurt, gestorben 1630 zu Nürnberg) als vorzüglicher Elfenbeinschnitzer genannt; von ihm ist jedoch kein Werk im Lande bekannt.

Überblicken wir, was uns aus dieser Periode an Werken, welche mit einiger Wahrscheinlichkeit als Erzeugnisse der einheimischen Kunstindustrie angesehen werden können, erhalten geblieben ist, so sind es abermals vorzugsweise nur Kunstgegenstände, welche zum kirchlichen Gebrauche geschaffen wurden. So sind es Kirchengewänder, besonders Caseln, welche Zeugniß geben, in welcher hoher Blüte die Kunst der Stickerei des XIV. Jahrhunderts stand, vor Allem in den stillen Räumen der Nonnenklöster. Sie zeigen in zahlreichen Exemplaren (circa 40), wie die Nadelmalerei des XV. und beginnenden XVI. Jahrhunderts, welche besonders die Darstellung des Gekreuzigten auf Rankenkreuz, von Engeln und Heiligengestalten, ja auch von ganzen Scenen und symbolischen Bildercyclen, sowie von schönem Blattwerke sich zur Aufgabe machte, im XVI. Jahrhundert der Applicationsarbeit, untermischt mit Plattstichstickerei auf Leinwand und verschiedenfarbigem Seiden Grunde weicht, neben welcher schon das relief satiné in Anwendung kommt, wovon ein besonderes Beispiel die Casula in Ebriach von 1570. Dieser Technik folgt um 1600 die Ausführung figuraler Darstellungen mit stilisirtem Blumen- und Blattwerk in offener Seide auf Weißleinen. Zur Hausindustrie hat sich die Stickerei nur bei der slovenischen Bevölkerung des unteren Rosenthals besonders entwickelt, wo nebst der Erzeugung von

Spitzen aus Zwirn die Verzierung von Weißleinen der verschiedensten Bestimmung mit Ornamenten, ausgeführt mit rothem Garn in Kreuz- und Blattstich nach Art der Südslaven, seit unbestimmter Zeit im Gebrauche war.

Einer besonderen Blüte muß die Industrie in Edelmetallen sich erfreut haben. Die Prunksucht der Vornehmen, der Gebrauch der Ehrengaben, der fromme Sinn der



Gothischer Kelch in der Kirche zu Maria-Saal.

Bevölkerung, der reiche Ertrag der im XVI. Jahrhundert am meisten ergiebigen Goldbergwerke gaben ihr reichliche Nahrung. In der That weisen auch die vorhandenen Verzeichnisse nicht blos einen reichen Schatz an verschiedenen Geräthen in Klöstern und Wallfahrtskirchen aus, sondern lassen auch bei einzelnen den besonderen Werth, die Art der Arbeit erkennen. Doch ist nur wenig an wahrer Kunstarbeit erhalten geblieben. Was in Laienhänden sich befand, ist der geistigen und materiellen Noth der Zeiten, sowie der Geschmacksänderung zum Opfer gefallen, die Schatzkammern der Kirchen und Klöster aber lichtetete wiederholt die Noth des Vaterlandes.

— Als hervorragendes Denkmal der Goldschmiedekunst des XV. Jahrhunderts ist noch erhalten

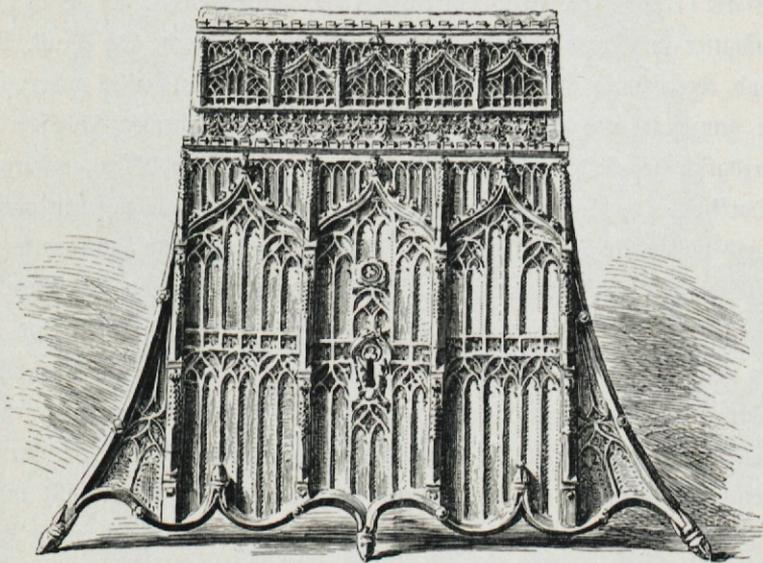
geblieben ein Speisekelch von ungewöhnlicher Größe (30 Centimeter) in Maria-Saal mit sechs runden Wappenmedaillons mit roth und blau emailirter Grundfläche auf dem sechsblättrigen Fuße und acht schöngravirten Heiligenfiguren an der Cuppa mit der Legende: Maria · hilf · mir · jorgen · ungnaden · und · allen · mein · farfadern · und · nachkomen · amen · anno ii 1466. Kelche von nahezu gleicher Größe waren in Reichenfels und Theißeneck. Größeren Reichthum in der Form zeigen noch die dem XIV. und XV. Jahrhundert angehörenden Kelche in Ludmannsdorf, Willach und Glainach,

während von den mehr als hundert übrigen noch erhaltenen kleineren gothischen Kelchen viele besonders durch die vollendete Symmetrie der einzelnen Theile beachtenswerth sind. Als Beispiele vollendeter Übergangsformen mögen noch angeführt werden der die Jahrzahl 1607 tragende Kelch der Kirche St. Leonhard im Lavantthal und der Kelch in St. Peter im Holz aus dem XVI. Jahrhundert. Geringer ist die Anzahl von gothischen Reliquiarien und Ostensorien, doch sind sie zum Theile durch ihr Alter oder durch die vortreffliche Arbeit von Bedeutung. Dem XIV. Jahrhundert gehören an die Reliquiarien zu Baldramsdorf und in der Seminarikirche zu Friesach. Unter den Ostensorien (circa 10) sind hervorragend durch besondere Schönheit die Monstranze der Pfarrkirche zu St. Leonhard aus dem XVI. Jahrhundert und durch Größe (78 Centimeter) und reine solide Arbeit als schönes Beispiel der Übergangsform in gothischer Grundform mit Renaissance schmuck die Monstranze in der Stadtpfarrkirche zu Villach. Sehr beachtenswerthe Arbeiten aus dem XV. Jahrhundert sind noch ein Reliquienkreuz in Kolbnitz, ein Stehkreuz in Kappel am Krappfeld und Griff und Scheidenbeschläge am Schwerte des ersten Hochmeisters der Georgsritter in Willstatt im Museum des historischen Vereines. — Arm ist Kärnten an wirklich schönen Arbeiten der Renaissance, welche nur langsam die Traditionen der Gothik verdrängte. Was zum Profangebrauche frühzeitiger in der neuen Kunstrichtung an kostbaren Geräthen geschaffen wurde, ist aus dem Lande verschwunden; minderwerthig sind schon die Schöpfungen des XVII. und XVIII. Jahrhunderts, denn die Monstranze in Maria-Rain, ein Werk des Meisters J. Stief in Klagenfurt von 1659, zeugt bereits vom Niedergange des einst so blühenden Kunsthandwerkes.

Für die gleichzeitige Blüte jenes Zweiges des Kunsthandwerkes, welcher in Halbedelmetallen und Legirungen seine Werke schuf, sprechen nicht weniger die spärlichen, aus dem XV. und XVI. Jahrhundert stammenden kirchlichen Geräthe aus Kupfer und Bronze, wie die Taufschüsseln in Völling und Paternion, das Ostensorium in Ober-Bellach, das Ciborium in Hohenthurm, die Rauchfässer in Passering und St. Ruprecht bei Völkermarkt und andere, als auch die zahlreichen Ampeln und Altarleuchter aus Messing und Bronze-guß, sowie zimmerne Zinngeräthe mit gut ausgeführten Gravirungen und anderes noch hier und da vorhandenes Zinngeräthe aus dem Ende des XVI., besonders aus dem XVII. Jahrhundert, vor Allem aber der Glockenguß, von welchem sich Meister und Werke bis in den Anfang des XV. Jahrhunderts nachweisen lassen. Ein Hans Reicher goß 1400 eine Glocke für Lieferegg und war vielleicht noch ein fahrender Meister wie Adam Sterzer „aus Pair-Land“ 1604, doch gossen schon seit 1528 die Egger in Villach und Klagenfurt, im XVI. und XVII. Jahrhundert die Stampfel, Pacher und Postler, während nach 1554 Benedict Fiering in Völkermarkt seine Kunst geübt hat. Seit der zweiten Hälfte des XVII. Jahrhunderts sind stets größere Werke von Glockengießern in Klagenfurt

nachweisbar; Matthias Landsmann in Klagenfurt goß auch 1687 die große Glocke in Maria-Saal, die größte Glocke im Lande. Von diesen Zweigen des Kunsthandwerkes sind gegenwärtig der Zinnguß und Glockenguß vollständig eingegangen. Auch in Kirchengeräthen mußte die solide Bronze seit dem vorigen Jahrhundert dem versilberten Blech weichen, doch werden in derselben von einheimischen Meistern gegenwärtig wieder recht beachtenswerthe Werke geschaffen.

Kein anderer Zweig der Kunstindustrie hat jedoch im eisenreichen Kärnten so lange und bis in die kleinsten Orte so vortrefflich geblüht als jener, welcher den harten Stahl und das geschmeidige Eisen seinen Zwecken dienstbar macht. Wohl hat sie nicht Arbeiten

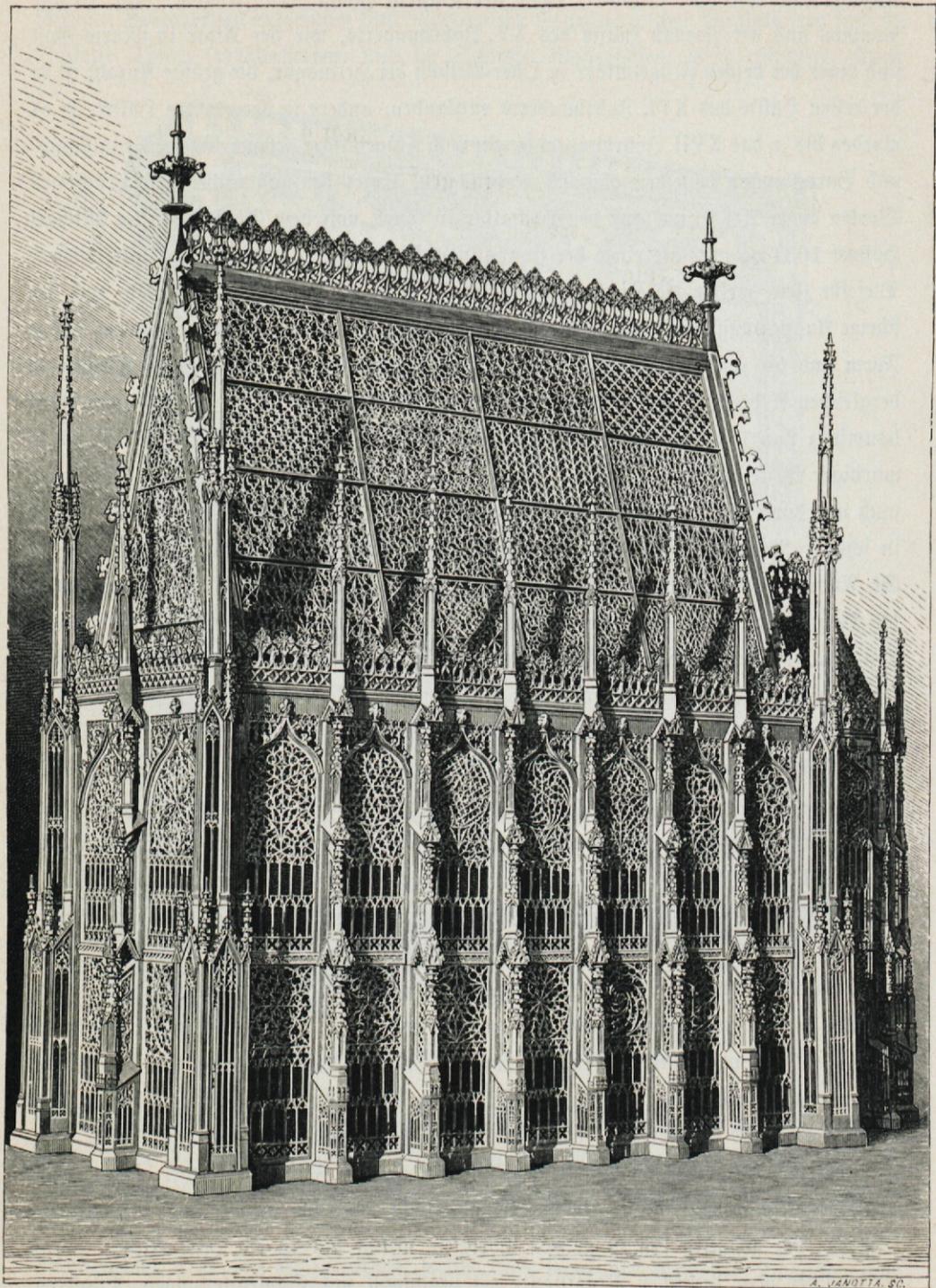


Gothisches Thürschloß aus Maria Saal.

im großen Stile geschaffen, doch umfassen die uns erhaltenen Eisenarbeiten vom Ausgang der romanischen Periode bis in das XVIII. Jahrhundert alle Stilperioden, deren einzelne durch mitunter einzig in ihrer Art dastehende Kunstwerke vertreten sind. Der Schildträger des Gewerbsmannes selbst in kleineren Ortschaften, das Grabkreuz des wohlhabenden Bauers und erbgeessenen Bürgers, die Thürbeschläge, Schloßbleche und Thürzieher oder Leuchter und Luster mancher einsam stehenden Landkirche sind oft nicht minder kunstreich hergestellt als dergleichen Arbeiten größeren Stiles und Abschlußgitter in Stadt- und Wallfahrtskirchen oder wie Brunneneinfassungen, Thor- und Balcongitter in Schlössern, Stiftsgebäuden und Städten. Ja selbst der Eisenguß, der zu Ende des vorigen Jahrhunderts die Arbeiten in Schmiedeeisen zum Theil verdrängte, hat in einzelnen Reliefs und besonders in dem schönen Carolinenthor zu Ebenthal beachtenswerthe Spuren künstlerischer

Entwicklung zurückgelassen. Wie vornehm gibt sich der seltene, aus der Blütezeit der Gothik stammende Beschlag des Südportals in Maria-Saal! Oder welche prachtvolle Wirkung mag wohl einst der spätgothische reiche Eisenbeschlag am Portal der Stadtpfarrkirche in Völkermarkt auf dem braunen Eichengrunde hervorgebracht haben! Ein unvergleichliches Meisterstück ist das im Museum des historischen Vereins befindliche, aus Maria-Saal stammende Schloß — eines der vorzüglichsten Beispiele durchgebildeter Eisentechnik des ausgehenden XV. Jahrhunderts. Von der fortdauernden Blüte dieses Zweiges der Kunstindustrie auch in den folgenden Jahrhunderten gibt Zeugniß die große Anzahl von trefflich ausgeführten Gittern; es sei nur erinnert an die Brunnengitter in Klagenfurt (1590), St. Veit, Viktring (XVII. Jahrhundert), St. Paul (1691), an die Abschlußgitter in Maria-Wörth, Stadtpfarrkirche in Villach, St. Paul, Lavamünd, St. Gertraud, Kreuzschlach, Eberstein und viele andere. Mehr als alles andere läßt jedoch auf die im ganzen Lande verbreitete Tüchtigkeit des Handwerkes schließen die große Menge vorzüglich gearbeiteter Grabkreuze, die auf allen Friedhöfen größerer Orte, ja sogar bei Dorfkirchen vor kaum 30 Jahren noch in größerer Anzahl zu sehen waren. Reiche Phantasie und vollendete Technik haben in solchen Kreuzen wahre Kunstwerke geschaffen.

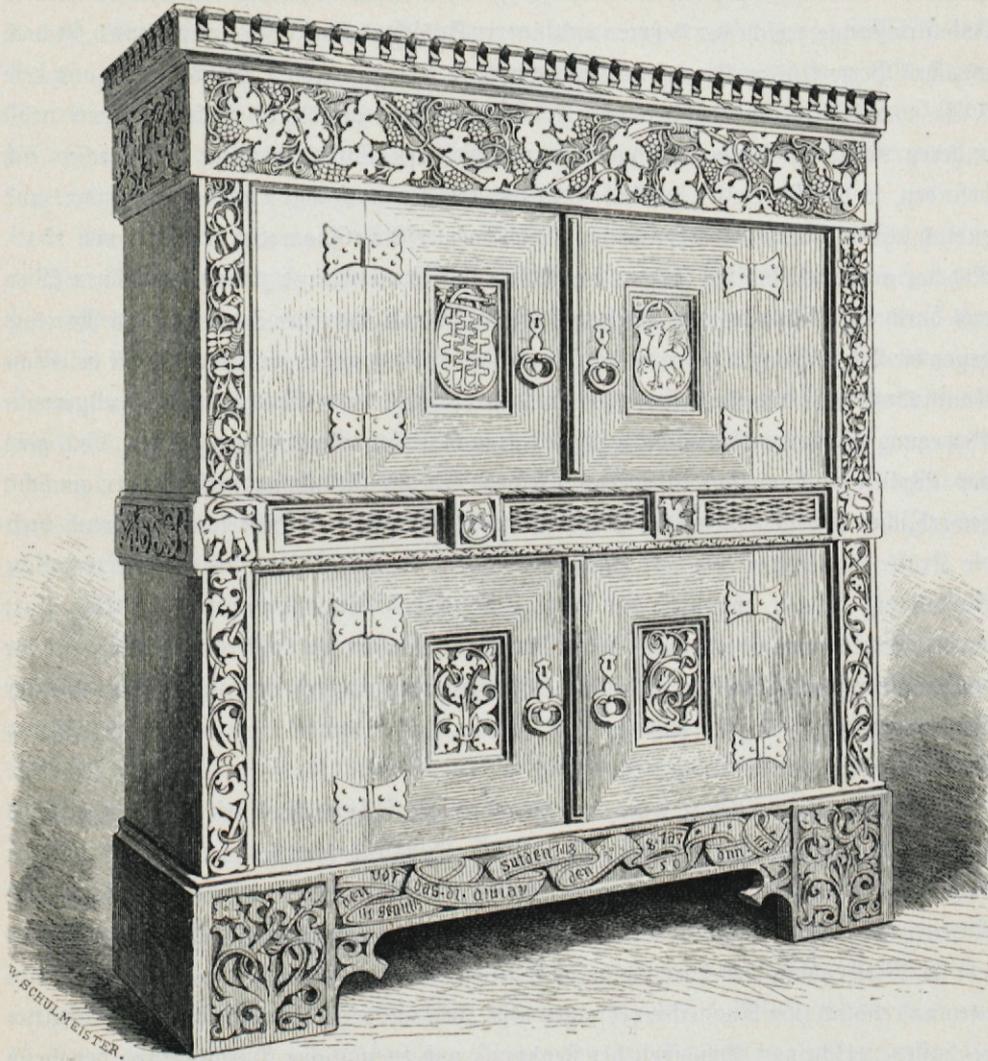
Den Eisenarbeiten steht ebenbürtig zur Seite, was gleichzeitig Schreiner, Drechsler und Bildschnitzer an Kunstarbeiten erzeugt haben, so daß wohl jene Zweige der Kunstindustrie in Kärnten zu den hervorragendsten gehören, welche aus den Stoffen ihre Werke schufen, die allezeit den Hauptreichtum des Landes bildeten. Eine große Anzahl von zum Theil sehr bedeutenden Werken ist auch von diesem Zweige der Kunstindustrie aus früheren Jahrhunderten auf uns gekommen. Auch seine Blütezeit fällt in das XVI. und XVII. Jahrhundert in die Zeit der absterbenden Gothik und aufblühenden Renaissance. Ein wahres Meisterstück der Holzschnitzerei, ganz einzig in seiner Art, besaß durch Jahrhunderte die Kirche zu Möchling im Jaunthal an dem in Form einer gothischen Kirche (2·30 Meter hoch, 0·87 Meter breit, 1·90 Meter lang), der Tradition nach von einem Mönche des Stiftes St. Paul, welchem die Pfarre Möchling damals incorporirt war, aus Lindenholz angefertigten Reliquienschrein. „Wie ein zartes Spitzengewebe, auf allen Seiten durchsichtig, in hundertfältigen, in den zierlichsten Mustern abwechselnden Feldern hebt sich leicht und lustig der herrliche Bau.“ Mit diesem Kunstwerk, das in der ersten Hälfte des XV. Jahrhunderts entstanden sein dürfte, beginnt eine Reihe der schönsten Schöpfungen der Holzsculptur, einer ungezählten Menge von Flügel- und Baldachinaltären. Noch sind etwa 50 mehr oder weniger wohl erhalten, darunter Meisterwerke ersten Ranges, wie die beiden Riesenaltäre in Heiligenblut (12·71 Meter) von dem Tiroler Meister Wolfgang Haller und in St. Wolfgang bei Grades (15 Meter) von einem unbekanntem Meister, beide aus dem Anfang des XVI. Jahrhunderts. Von der gleichen



Möhliger Schrein.

Anzahl sind Überreste erhalten, meist der Schrein sammt den Flügeln. Nur wenige stammen aus der zweiten Hälfte des XV. Jahrhunderts, wie der Altar in Maria-Gail und einer der beiden Flügelaltäre in Ober-Bellach bei Hermagor, die größte Anzahl ist in der ersten Hälfte des XVI. Jahrhunderts entstanden, andere in der zweiten Hälfte, ja es wurden bis in das XVII. Jahrhundert hinein noch Flügelaltäre gebaut, bis die Renaissance- und Barockbauten dieselben gänzlich verdrängten. Unter den zahlreichen und prächtigen Werken dieser Art sei nur auf den Hochaltar in Gurk, von dem Gurker Meister Michael Hähnel 1631 gebaut, als eines der sinnvollsten, schönsten und großartigsten hingewiesen. Dieselbe Zeit, welche die Kirchen mit so prachtvollen Altären schmückte, suchte auch die übrige Ausstattung derselben mit Bet- und Chorstühlen, Paramentenkasten zc. durch schöne Form und oft reiches Schnitzwerk künstlerisch zu gestalten, doch sind unsere Kirchen an dergleichen Arbeiten verhältnißmäßig arm. Nur ein Werk, ein kleiner Betstuhl aus Nußbaumholz von 1464 in der Stadtpfarrkirche zu Villach, vertritt jetzt noch allerdings in würdiger Weise die Zeit der Gothik, sowie die Kunst des XVII. und XVIII. Jahrhunderts auch nur durch je ein bedeutendes Werk vertreten ist, einen Betstuhl in derselben Kirche in schöner Renaissance und das vielfitzige Chorgestühle in der früheren Domkirche zu St. Andrä in reichem Barockstil mit Intarsia (1761). In besonderer Übung war jedoch die Herstellung solcher Geräthe, und zwar meist in der ersten Hälfte des XVI. Jahrhunderts, sowie von Stieengeländern und Brüstungen von Emporen aus weichem Holz in sogenannter Tirolergothik, jener flachen Holzarbeit, welche das Relief auf dem vertieften Untergrunde des Ornamentes nach Art der Flachmalerei nur durch geschwärzte Striche und Schnitte andeutet. Arbeiten dieser Art sind in Kärnten ziemlich häufig. Zu den besten derselben zählen ein sechsitziger Chorstuhl in St. Leonhard in Tweng (1512), zwei Chorstühle mit je drei Sigen in Srejach (1525) und der Sacristeikasten von Windisch-St. Leonhard. Die Zeit seiner Anfertigung verräth eine auf schön geschlungenem Bande in gothischen Minuskeln angebrachte Legende: anno · dni · 1 · 50 · 8 · jar · der · gulden · zit · 8 · das · die · almar · ist · gemacht · worden. Noch möge ein Zweig der Holztechnik erwähnt werden, welche zunächst der wohnlichen Ausstattung der Profangebäude diente und besonders bei den im XVI. und XVII. Jahrhundert vorgenommenen Neu- und Umbauten zur Anwendung kommt, nämlich die Bekleidung von Wand und Decke einzelner Gemächer mit Holzgetäfel. Viele dieser Arbeiten sind in Kärnten noch erhalten und sind vollwerthige Zeugnisse für die Tüchtigkeit der Kunsttischler jener Zeit. Bei denselben erscheinen die Wände gewöhnlich einfach in Feldern entweder bis zu Zweidrittelhöhe, in welchem Falle ein Gesims abschließt, oder bis an die Decke bekleidet, die Thüren aber gestalten sich zu großen Portalen, welche bis an die Decke reichen und in italienischer oder deutscher Renaissance oft prachtvoll mit Säulenstellungen, Pilastern,

Gefirnfen, aufgelegten Flachornamenten und besonders reichen Intarsien in verschiedenfarbigen Holzarbeiten aufgeführt sind. Vorzügliche Beispiele solcher Prachtthüren sind im Schlosse Thürn (wohlerhalten) und im Schlosse Wasserhofen. Eine cassettirte Decke



Der Sacristiekasten aus der Kirche zu Windisch-St. Leonhard.

schloß die Täfelung nach oben ab. Die herrlichste Arbeit dieser Art ist nebst anderen im Stifte St. Paul erhalten geblieben. Die Decke ist, 12 Meter lang und 9 Meter breit, in deutscher Renaissance aus Fichten-, Lärchen- und Lindenhholz gefertigt und verbindet in ihrer Architektur, sowie in den decorativen Details künstlerische Durchführung mit reichhaltiger Abwechslung. Von den Holzgeräthen, welche diese traulichen Gemächer schmückten und

noch in den Stilarten des XVII. und XVIII. Jahrhunderts geschaffen wurden, ist nur wenig mehr zu sehen, doch beweist auch dieses Wenige mit dem, was manche Kirche an Kanzeln und verschiedenem Gestühle enthält, daß an Holzarbeiten noch bis in die zweite Hälfte des XVIII. Jahrhunderts Tüchtiges geleistet wurde. — Auch von Werken anderer Industriezweige, welche der äußeren und inneren Ausschmückung des Hauses dienen, ist noch manches Bemerkenswerthe auf uns gekommen; so viele prachtvolle Stuck-Reliefs aus dem XVII. und XVIII. Jahrhundert als Flächenbekleidung gewölbter Decken, wovon nebst anderen besonders schöne Beispiele in verschiedenen Stiftsgebäuden und Kirchen sich befinden, so die Riesenöfen in Kellerberg und Griffen aus dem XVIII. Jahrhundert und endlich schöne Reliefs aus Terracotta, wie das vortreffliche Thonrelief in Kolnitz von 1549. Als vor noch nicht dreißig Jahren vor Allem in Oesterreich, und zwar zunächst von Wien aus durch die Gründung des Museums für Kunst und Industrie eine erfreuliche Reaction gegen die Verflachung und den verkehrten Geschmack ausging, begann auch für die heimische Kunstindustrie wieder eine bessere Zeit zu tagen. Zufolge der vielfachen, durch die allgemeine Bewegung gegebenen Anregungen zeigte sich in derselben allmählig neues Leben, doch ging das Wollen noch vielfach über das Können, bis die Gründung verschiedener zunächst gewerblichen Zwecken dienender Schulen dem Unvermögen zu Hilfe kam. Während diese die Kräfte vorbereiten, die mit einem geläuterten Geschmack auch die nöthige technische Ausbildung besitzen, belehren die Ausstellungen des Gewerbemuseums in Klagenfurt sowohl Gewerbemänner als Laien durch Vorführung stets neuer mustergiltiger Gegenstände verschiedener Zweige der Kunstindustrie, besonders aber von Arbeiten einheimischer Meister über die Leistungsfähigkeit derselben und wecken in der Bevölkerung mit einem besseren Geschmack auch eine stets regere Kauflust.

Es ist hochehrfreulich zu sehen, wie besonders die Eisenindustrie seit einer kurzen Reihe von Jahren nun allmählig aus ihrem Verfall sich erhebt und zunächst in den der Architektur dienenden Gegenständen, als Gittern, Giebel, Dachkrönungen u. recht geschmackvolle Arbeiten zu liefern beginnt, an welchen sich mit Interesse das allmähliche Fortschreiten von der Verwendung des über die breite Seite gebogenen Bandedeisen zum kantigen Stabeisen und endlich zum Runderisen verfolgen läßt. Jetzt werden aber auch schon Abschlußgitter geschaffen, welche nach Schönheit der Zeichnung und vorzüglicher Durchführung des theils aufgelegten, theils aus dem Stabeisen selbst getriebenen Ornamentes den besten Arbeiten gleichen Stils früherer Jahrhunderte nahekommen. Nebstdem fehlt es nicht an zahlreichen gelungenen Versuchen, andere mustergiltige Gegenstände aus vergangenen Tagen, als Thürschlösser, Luster u. nachzuahmen.

Nicht minder bedeutend ist der Aufschwung, der sich in der Holzindustrie bemerkbar macht. Wenn auch schon früher manches Anerkennenswerthe in Möbeln, Schnitzarbeiten

auch in kirchlichen Kunstwerken geleistet wurde, so beginnt doch erst mit der Gründung der betreffenden Fachschule besonders in Villach für die Holzindustrie eine bessere Zeit. Sie schafft derselben erst eine gesicherte Zukunft durch Bewahrung und Verwerthung der im Lande vorfindlichen und trefflichen Muster aller Stilarten, durch Übung jeder bekannten Technik, Wiederbelebung in Vergessenheit gerathener und Erfindung neuer Muster (in Villach Zinkintarsia in massivem Holze) und besonders durch Heranbildung zahlreicher, theoretisch gebildeter und praktisch geschulter Kräfte. Nunmehr werden im Lande, und zwar nicht bloß in Klagenfurt und Villach, dem Hauptsitze der Holzindustrie, sondern auch in einzelnen kleineren Orten ganz vortreffliche Arbeiten geliefert.

Aber auch an anderen Gewerben, welche den Kleinkünsten dienen, ist die Bewegung zu ihrer Reform und zur Läuterung des Geschmacks nicht spurlos vorübergegangen. Hier ist es die schöne Form, dort die passende Anbringung eines edlen Ornamentes, oder es ist die Anwendung der richtigen Technik oder überhaupt die harmonische Wirkung des Ganzen, was uns an diesem oder jenem Gegenstande einen wesentlichen Fortschritt in der künstlerischen Leistungsfähigkeit einzelner Gewerbe erkennen läßt. Sind diese Erscheinungen auch noch nicht in sehr großer Anzahl vorhanden, so zeigen sie doch, daß der ausgestreute Samen vielfach auf nicht unfruchtbaren Boden gefallen ist, und berechtigen für die Zukunft zu den erfreulichsten Hoffnungen.

Insbefondere befriedigt die Wandlung, die sich auf dem weiten Gebiete der weiblichen Kunstwerken, vor Allem auf dem der Stickerei durch die in verschiedener Weise von außen geübten wohlthätigen Einflüsse, sowie durch die befruchtende Thätigkeit gut geleiteter Arbeitsschulen bereits vollzogen hat und noch immer vollzieht. Immer mehr wird sich die Stickerin bewußt, daß die von ihr geübte, Herz und Sinn erfreuende schöne Kunst vor Allem decorativen Zwecken zu dienen hat, und lernt den der Art der Darstellungen entsprechend in der richtigen Technik ausgeführten ornamentalen Schmuck nach Ort und Ausmaß richtig zu vertheilen, wenn auch Verstöße gegen die obwaltenden Regeln noch immer allzuhäufig vorkommen. Doch abgesehen von diesen Mängeln ist der Fortschritt in dieser Kunst immerhin ein so allgemeiner und bedeutender, daß in jeder Art derselben mit Ausnahme der bisher ganz unbeachtet gebliebenen Applicationsstickerei nicht bloß von Privaten, sondern auch von öffentlichen Firmen wirklich Schönes geschaffen worden ist. Gebührt der Preis der Schönheit auch der vornehmen Technik des Plattstichs und der Reliefstickerei, so zeigen doch auch die mit rothem und blauem Garn auf Leinwand meist in Kreuzstich ausgeführten Arbeiten vorwiegend guten Geschmack und scheint sich diese Übung in einzelnen Orten Oberkärntens auch zur Hausindustrie entwickeln zu wollen.

Die Technik in Legirungen liefert Hängeleuchter und manches andere Geräth zu profanem und kirchlichem Gebrauche von schöner Zeichnung, von sorgfältiger und reiner

Durchführung, ja auch auf dem Gebiete der hohen Kunst der Gold- und Silberschmiede werden nach geschmackvollen Original-Entwürfen schätzenswerthe Versuche in getriebener und eiselinirter Arbeit gemacht, denen es nur an der nöthigen Aufmunterung durch entsprechende Bestellungen und Aussicht auf reiche Arbeitsfrüchte zu fehlen scheint, um sich auch an die Ausführung bedeutenderer Werke zu wagen. Selbst auf dem bisher vollkommen brachgelegenen Arbeitsfelde der Keramik beginnt es sich in einigen Orten zu regen. Auch haben städtische Firmen mit Benützung von farbiger Glasmasse, Bügenscheiben und Kathedralglas, in Blei gefasste Verglasungen hergestellt, welche durch Anordnung, Zeichnung und Harmonie der Farben von geläutertem Geschmacke zeugen.





Volkswirthschaftliches Leben in Kärnten.

Auf einem Flächenraum von 188.46 geographischen Geviertmeilen (10.327.71 Quadratkilometer), wovon 91.36 Procent productiv sind, leben 348.670 Menschen, 34 per Quadratkilometer, nach Salzburg und Tirol die geringste Bevölkerungs-



ziffer in der Monarchie. Hiervon ernährt die Land- und Forstwirtschaft 68·62 Procent, der Bergbau und die Hütte sammt der Industrie und den Gewerben 17·84 Procent, der Handel und der Verkehr 2·82 Procent; der Rest von 10·72 Procent vertheilt sich auf die übrigen Bevölkerungsklassen. Das volkswirtschaftliche Leben Kärntens gipfelt sonach in der Landwirtschaft, im Bergbau und dem damit verbundenen Hüttenwesen.

Ackerbau und Viehzucht.

Von der gesammten productiven Bodenfläche entfallen 15 Procent auf das Ackerland, 11·58 Procent auf Wiesen und Gärten, 5·67 Procent sind Hutweiden im Thale, 18·66 Procent Alpen, 48·42 Procent Waldungen und 0·67 Procent Seen, Sümpfe, Teiche u. s. w. Das Ackerland nimmt sonach kaum den sechsten Theil des Bodens, im Ganzen 141.549 Hektar ein, von welchem überdies mehr als ein Fünftel (22·24 Procent) zur Eggartenregion gehört und periodische Grasnutzung gewährt. Der durch das Verhältniß der Culturarten bewirkte und durch häufige Niederschläge noch vermehrte Futterreichtum und die ausgedehnte Alpenweide begünstigen eine bedeutende Viehhaltung und ist denn auch die Viehzucht als die wichtigste Einnahmequelle der heimischen Landwirtschaft zu bezeichnen.

Kärntens Boden gehört theils der Urgebirgs-, theils der Secundär- und Tertiärformation an; nur einige Thäler und Thalweitungen fallen in das Gebiet des Diluviums. Das Urgebirge, durch sanft gewölbte Kluppen und gewundenen Schichtenbau gekennzeichnet, ist reich an Quellen und wird von zahlreichen Wasseradern durchzogen; das Gestein verwittert leicht zu fruchtbarem Erdreich. Hierher gehören das Möll-, Lieser- und Klafschthal, Millstatt, die sogenannte „Gegend“ und die Ebene Reichenau, das Gurk- und Metnitzthal, das Görtschitzthal, das Lavantthal und die Nordseite des Drauthals. Die Südseite des Drauthals, das Gail- und Vessachthal, das Kanalthal, das Rosenthal, das Thal der Mies, der Bellerach und das Seeland sind beherrscht vom südlichen Kalkalpenzug, dem Triasgebilde aus Kalk und Dolomit und vereinigen sich zu einem natürlichen Gebiete der Kalkalpen, während das Gebiet der Boralpen die Diluvialbildungen des Landes in sich begreift. Hieher gehört das Krapffeld, die Ebene von Klagenfurt, Völkermarkt, Bleiburg, Griffen, die Sohle des Rosenthals, der Willacher Boden und das Jaunthal. Es ist gekennzeichnet durch mächtige, oft zu Tage tretende Schottermassen, auf denen nur eine feichte Ackerkrume lagert, bestehend aus lehmigem Sande. Dieser warme durchlässige Boden steht in Bezug auf Fruchtbarkeit hinter den vorgenannten Bildungen weit zurück; die beträchtlichen Niederschlagsmengen des Sommers und die starke Thaubildung im Herbst wirken jedoch vortheilhaft ein und ermöglichen

auch hier eine reiche Futterproduction und ansehnliche Viehhaltung, zumal der Boden durchwegs kleefähig ist. Das Alluvium macht sich durch einzelne Torfmoore bemerkbar. Die flachen Thalsohlen sind reich an stauender Masse und liefern häufig nur saueres Heu; doch sind es vornehmlich diese ausgedehnten Mooswiesen des Gail-, des Drau- und Glanthal, welchen Kärnten seine bedeutende Pferdezucht verdankt.

Außer dem Boden ist es das Klima, welches auf die Art und Weise des wirthschaftlichen Betriebes bestimmend einwirkt. Charakteristisch für Kärnten sind die bedeutenden Niederschlagsmengen, deren jährliche Durchschnittsziffer von 630 Millimeter im Krappfeld bis zu 1.995 Millimeter in Raibl wechselt und im Mittel des ganzen Landes mit 983·8 Millimeter, jener von Klagenfurt, angenommen werden kann. Da der größte Theil des Landes in der Region der Sommerregen gelegen ist, so fällt die höchste Temperatur mit den größten Niederschlagsmengen zusammen. Die mittlere Jahrestemperatur von Klagenfurt ist 7·57 Grad Celsius. Der heiße Sommer in der Thalsohle, der einem äußerst kalten Winter gegenübersteht, ermöglicht jedoch trotz dieses geringen Jahresmittels den Anbau des „Türken“ und, in Verbindung mit den Sommerregen, das Reifwerden einer zweiten Frucht innerhalb der Vegetationsperiode. Demgemäß lassen sich bezüglich des Ackerlandes mehrere Vegetationsgebiete unterscheiden, und zwar ein Gebiet mit doppeltem Fruchtbau im Jahre, wo Haiden (Buchweizen) nach Roggen als Nachfrucht regelmäßig angebaut zu werden pflegt (58·11 Procent), ein Gebiet der einfachen Frucht (19·65 Procent) und das Gebiet der Wechseläcker (22·24 Procent). Dem excessiven Klima der Thalsohle steht das ausgeglichene Höhenklima der Bergabhänge gegenüber. Sonnige Lehnen erfreuen sich eines außerordentlich milden Winters und einer verhältnißmäßig hohen mittleren Jahreswärme. So kommt es, daß der Feldbau bis in bedeutende Höhen hinaufsteigt: Mais bis 979 Meter, Roggen bis 1.611 Meter, Gerste bis 1.645 Meter Seehöhe.

Die Fruchtfolge ist im Allgemeinen eine freie, sie bewegt sich aber doch in dem strengen Gefüge der Dreifelderwirthschaft. Die erntestatistischen Erhebungen haben die bemerkenswerthe Thatfache zu Tage gefördert, daß auf nahezu zwei Dritteln des ganzen Ackerlandes weißes Getreide, auf dem letzten Drittel Hackfrüchte, Klee, Feldfutter, Hülsenfrüchte und Handelsgewächse gebaut werden. Hauptfrucht ist der Roggen, welcher 28·63 Procent des gesammten Ackerlandes beherrscht; Hafer 18·4 Procent, Weizen 11·3 Procent, Klee 11 Procent, Gerste 7·3 Procent, Mais 5·9 Procent, Kartoffeln 5·2 Procent u. s. w. Für den Nachfruchtbau werden circa 16 Procent der gesammten Ackerarea benützt, und zwar für Haiden 9·4, für Stoppelrüben 4·5, für Kleesamen und Mengfutter 2·1 Procent. Die im Lande erzeugten Brotfrüchte decken mit Ausnahme von Weizen und Brauereigerste den heimischen Bedarf; Hafer, Bohnen, Kleesamen gelangen

in nicht unbedeutenden Mengen zur Ausfuhr. — Die Landwirthschaft liegt in Kärnten fast ausschließlich in den Händen der mittleren und kleinen Grundbesitzer, unter denen allerdings noch Höfler, Hubenbesitzer, als eigentliche „Bauern“, und Knechtler unterschieden werden. Nach der Robotaufhebung hatte das Land 10.319 Ganz- und 10.642 ($\frac{3}{4}$, $\frac{1}{2}$ und $\frac{1}{4}$) Theilhuben, ferner 13.100 Knechten; diesen standen 360 ehemalige Dominien und 246 Pfründen gegenüber, — Besitzverhältnisse, welche sich seit jener Zeit durch Zusammenlegen von Besitzungen, durch Aufforstungen, endlich durch Umwandlung von Berghuben in „Halthuben“ nicht unwesentlich verändert haben. Eine einfache Bauernhube umfaßt, in meist glücklicher Vereinigung von Ackerland, Wiese, Wald und Weide, 25 bis 40 Hektar, und erfolgt die Bewirthschaftung vorwiegend mit Beihilfe von Dienstboten, deren rechtliches Verhältniß zu den Arbeitgebern durch eine Dienstbotenordnung geregelt ist.

Verhältnißmäßig schwer wirthschaftet der Thalbauer gegenüber dem Gebirgsbauer, den ein günstiges Geschick mit einer „Alpe“ bedacht hat. Diese ermöglicht es, alles Vieh bis auf einige Heimkühe und die Zugthiere den Sommer über aus dem Stalle zu bringen und die reiche Futterernte für den Winterbedarf aufzusparen. So erklärt sich, daß der Thalbauer trachtet, wenigstens sein Jungvieh auf eine, wenn auch noch so entfernte Alpe zu bringen, welche mit „Zinsvieh“ besetzt wird, selbst auf die Gefahr hin, daß dieselbe „übertrieben“ ist und die Thiere zuweilen Mangel leiden; weiß er doch, welcher wohlthätigen Einfluß der Weidegang auf die Entwicklung der Thiere ausübt. Sind die Alpen der Urgebirgsformation futterreicher als jene der Kalkalpen, so gewähren doch auch diese wieder manche Vortheile: so beeinflusst das kalkhaltige Futter vortheilhaft die Knochenbildung und pflegen daselbst auch weniger Krankheiten unter dem Weidevieh aufzutreten. Am meisten gefürchtet ist neben dem Blutharnen der Kauschbrand, welchem die davon befallenen Thiere in wenigen Stunden erliegen. Als Vorbeugungsmittel dagegen werden in neuerer Zeit Impfungen mit Kauschbrandgift versucht. Es gibt einzelne ganz besonders hervorragende Alpengebiete im Lande, so die durch ihren Futterreichtum berühmten „Reichenauer Gärten“, in denen die Ochsen halbfett gemästet werden, das ausgedehnte Gebiet der Gladiuz zwischen dem Gurf- und Metnitzthal, die Kor- und Saualpe, die Gruppe der Gail- und Kanalthaler Alpen, in welchen einzelne fast ebene Thäler mit förmlichen Alphüttendörfern eingebettet sind. Hierher gehört auch das schöne Alpengut „Plecken“. — Ganz eigenthümlich ist der Wirthschaftsbetrieb in der Uggowiger Alpe, die dem gleichen Gebiete angehört. Dieser von drei Bächen durchfurchte und von fünf Hochgipfeln bewachte Alpenkessel ist circa 4.000 Hektar groß, von Hütten, Stallungen und Heuschuppen bedeckt und liefert den fleißigen Bewohnern des Uggowiger Dorfes, deren „Hausgärten“ zusammen 42 Hektar messen, das nöthige Futter für ihr Vieh.

Die Seehöhe der Alpe, im Mittel 1.400 Meter, die günstige Lage, der warme Mergelboden zeitigen rasch den Graswuchs. Mitte Juli befindet sich Alles, was Weine hat, bei der „Heuwerbung“ auf der Alpe und das Dorf bleibt während sechs Wochen der Obhut des Pfarrers, des Lehrers, des Wirthes und einiger alten Leute überlassen. Im Winter wird das Heu auf kleinen leichten Handschlitten von den stämmigen Söhnen der Alpe zu Thal gebracht, welche harte Arbeit gefährlich genug ist, wie die „Marterln“ beweisen, die der Erststeiger der Uggowitzer Alpe längs des steilen, an Abgründen sich hinziehenden Weges aufgerichtet findet. Eine ähnliche Heuwerbung findet sich auch im Gebiete der



Das „Schlafzeug“ (Heuzieher).

Tauern, im Gebiete der Möll und der Lieser, wo einzelne hochgelegene und darum wasserarme Alpen als „Bergmähder“ genutzt werden. Alle drei Jahre gibt der Wiesenboden eine Mahd. Noch feucht, wird das saftige Gras fest in Schober gesetzt, erhitzt sich darin und wird dann als braun gewordenes duftiges „Edelheu“ im Winter mit dem „Schlafzeug“ zu Thal geschafft, wobei die weniger steilen Gehänge auch die Verwendung von Zugvieh gestatten. In der Regel dauert die Alpzeit von Mitte Juni bis zum 8. September circa 70 Tage, während die „Halthuben“ reiche Vor- und Nachweide und auch eine Futterernte gewähren.

Die Größe des Viehstandes in Kärnten ist dadurch gekennzeichnet, daß auf je 1.000 Einwohner 773 Stück, auf 1 Hektar Ackerland 1·97 Stück Großvieh entfallen (in Böhmen 353, beziehungsweise 0·79 Stück) und daß sich der Gesamtwert der

Vieh-zuchtproducte jährlich mit rund 11 Millionen Gulden beziffert. Zur Ausfuhr gelangen Producte im Werthe von 4 bis 5 Millionen Gulden.

Die Pferde-zucht liefert zweierlei Material: das norische Lastenpferd und den Gestütschlag. Ersteres in ganz Oberkärnten, dem Gebiete der Tauern, dann der Kor- und Saualpe einheimisch, unterscheidet sich von dem eigentlichen „Pinzgauer“ dadurch, daß es „gängiger“ ist, eine Eigenschaft, die es der, wenn auch geringen Einmischung spanischen Blutes, den Pferdestämmen Sacromojo und Generale verdankt. In Unterkärnten wird der schwere Gestütschlag gezüchtet und liefert derselbe sogenannte Carossiers, vorzügliche Dienstpferde für Heer und Wirthschaft, und sind es namentlich diese letzteren, welche, vielfach nach Italien ausgeführt, daselbst den Ruf des „Kärntner Pferdes“ begründeten. Aufgezüchtet werden im Lande verhältnißmäßig nur wenige Fohlen; die meisten und besten werden gelegentlich der Michaeli-Herbstmärkte von fremden Händlern angekauft und außer Landes geführt.

Die Rindvieh-zucht des Landes ist im Besitze zweier Racen. Die eine, das norische oder Lavantthaler Rind, charakterisirt durch liches Pigment, weiße bis semmelgelbe Haarfarbe und große Körperformen, beherrscht das Unterland, wogegen das Möllthaler Vieh in Oberkärnten gezüchtet wird und dermalen bereits nach Mittelfärnten vorgedrungen ist. Ersteres ist zweifellos bereits von den bajuvariischen Einwanderern nach Kärnten gebracht worden, gleicher Abstammung wie das Frankenvieh und gehört zur weit verbreiteten Familie des „mitteleuropäischen Blondviehes“; die Möllthaler dagegen sind erst in den letzten fünfzig Jahren aus dem einheimischen kleinen Gebirgsschlage von unausgeprägtem Typus durch Kreuzung mit Pinzgauern entstanden. Sie gehören zur Familie des alpinen Fleckviehes und zeichnen sich durch Genügsamkeit, Frühreife und Milchergiebigkeit aus, wogegen das norische Rind durch seine Körpergröße, Mastfähigkeit und durch die ausgezeichnete Qualität des Fleisches hervorragt.

Die Schaf-zucht findet ihre natürlichen Bedingungen in dem wasserarmen Gebiete der Kalkalpen und in den höheren Urgebirgslagen, dort, wo das Rindvieh nicht mehr aufsteigen mag. Hervorragend ist das Seeländer Schaf — ein Abkömmling des Bergamäsker Alpenriesenschafes — durch seine Körpergröße und Fruchtbarkeit; das Gurkthal züchtet ein altes deutsches Landschaf, wogegen in den höchsten Lagen, am Fuße des Großglockner, das kleine, meist scheckige Steinschaf und in der Gegend von Raibl das dunkelbraune Flitscher Melkschaf weidet. Die großformigen Schläge finden oft erst nach langen Wanderungen ihre schließliche Verwerthung auf den Schafmärkten zu Paris.

Von nicht zu unterschätzender Bedeutung ist die Schweinezucht, da sie den größten Theil des heimischen Fleisch- und Fettbedarfes deckt und ihre Erzeugnisse einen Productionswerth von 4 Millionen Gulden jährlich darstellen. Gezüchtet wird vorwiegend

das kleine süddeutsche Landschwein, in Oberkärnten stellenweise mit romanischem Blute vermischt und in neuerer Zeit vielfach mit englischen Racen gekreuzt.

Zurückgegangen in der Bedeutung ist die Bienenzucht. Die Kärntner Biene (heute „Krainer Biene“ genannt), bei den Imkern ganz besonders beliebt, fehlte früher in keinem Bauerngehöfte. Das Wandern mit den Bienenstöcken zu Anfang des Frühjahres in die Vorberge der Alpen, wenn die *Erica carnea* sie mit ihrem Blütenesschiff bedeckt, mehr noch im Herbst, wo zur Zeit der Haidenblüte der Gebirgsbauer seine Bienen auf die Weide bringt, ist heute noch gang und gäbe. Bienenweide-Ordnungen bestehen noch aus der Zeit der Kaiserin Maria Theresia.

Von größerer volkswirtschaftlicher Bedeutung könnte mit Rücksicht auf die mannigfachen Fischwässer, an denen Kärnten so reich ist, die Fischzucht und Fischerei werden. Das schöne Alpenland besitzt 32 größere Seen mit einem Flächeninhalt von 6.342 Hektar, kleinere Seen und Teiche 284 Hektar und Flüsse und Bäche 3.583 Hektar, zusammen 10.209 Hektar Fischwasser. Von edlen Fischen nennen wir den Huchen in der Drau, Gurf, Piejer und Lavant, der zur Laichzeit meist gestochen wird und den Ostertisch versorgt, ferner die Bachforelle und die Äsche in den fließenden Gewässern. In den Seen steht obenan die Lachs- und die Seeforelle im Millstätter und Weißen See, der Waller insbesondere im Ossiacher und die Reinanke im Wörther See. Fällt die Lachsforelle dem Fischer in die Hände, wenn sie dem Ein- und Abflusse der Seen zueilt, um zu laichen, so ist der nämliche Naturtrieb die Veranlassung, daß die Reinanke die schützende Tiefe verläßt und, regelmäßig zur Weihnachtszeit, in seichteren Gewässern zur Höhe steigt. Da das Laichen meist bei Nacht erfolgt, so gilt es, den Fischzug in eisiger Kälte, oft bei -20 Grad Reaumur und in der Nacht vorzunehmen. Die mit Speise und Trank reichlich gelabten und nach Möglichkeit gegen die grimmige Kälte geschützten Fischer verlassen auf zwei mit Kienspänen beleuchteten Rähnen das Ufer, werfen das Schleppnetz, kreuzen die Enden und ziehen nach mehrstündiger Arbeit oft reiche Beute aus dem Wasser; bisweilen schlägt der Fischfang allerdings auch ganz fehl. Die sparsame Hausfrau, welche am nächsten Morgen um den zarten Weihnachtsfisch feilscht, hat selten eine Ahnung davon, mit welchen Aufregungen, Strapazen und Gefahren für die Gesundheit dessen Fang verbunden war.

Forstwirtschaft und Jagd.

Kärnten ist die am stärksten bewaldete Provinz des Reiches; von den 459.408 Hektar Waldland entfallen 2.610 Hektar auf Laub-, der Rest auf Nadelholz. Vorherrschend ist die Fichte mit 90 Procent der Bestockung, hierauf folgt die Tanne, Föhre und Lärche, horstweise, im Urgebirge leider stark ausgerodet, die Zirbe und eingesprengt die Rotheibe

und Schwarzföhre. Die Holzgrenze bezeichnen in der Tauernkette die Lärche und Zirbe, in dem Karavankengebiete die Lärche und die Krummholzkiefer, allgemein „Latsche“ genannt. Von Laubholz herrscht die Buche, ferner die Birke vor, eingesprengt finden sich Ahorn, Eiche und verschiedene andere Laubhölzer. Eine besondere Erwähnung verdienen die im Karavankengebiete noch bemerkbaren Reste von früheren Schwarzföhrenbeständen, ein Beweis, daß dieser Baum in den Karavanken früher eine größere Verbreitung hatte. Der eigentliche Pfleger der Zirbe ist der Tannenheher, welcher durch seine Gewohnheit, die Nüsse unter der Bodendecke aufzuspeichern, dieselben zur Keimung bringt. Auf diese Weise verjüngt sich in den meisten Fällen diese edle Holzart ohne Zuthun des Menschen.

Was die Bewirthschaftung der Forste betrifft, so stehen von der Gesamtfläche von 459.408 Hektar 170.320 Hektar in systematischem Betriebe, während der Rest von 289.088 Hektar in altgewohnter Weise bewirthschaftet wird.

Von den gewonnenen Forstproducten werden circa 20 Procent des Materials als Nutzholz und 80 Procent als Brenn- und Kohlholz verwerthet. Beim Nutzholz gliedert sich die Verwendung in Säge-, Bau- und Schleifholz; letzteres ist nicht ohne Bedeutung. Der größte Theil des Nutzholzes kommt allerdings als Bau- und Sägeholz zur Verwendung. Von ersterem geht das daraus gewonnene Schnittmateriale hauptsächlich nach den italienischen Häfen, von letzterem der Haupttheil nach Ungarn. Die Bewirthschaftung erfolgt in den meisten Fällen im Kahlschlagbetrieb, bei kleineren Besitzobjecten jedoch nach den Regeln der Plenterwirthschaft, und erfolgt in ersterem Falle die Wiederverjüngung mittels Pflanzung, im letzteren Falle durch natürliche Befamung.

Zur Ausbringung der Hölzer dient im Hochgebirge meistentheils die gewöhnliche Trockenrieße, in seltenen Fällen die Wasserrieße, theilweise wird getriftet, während in den Vorbergen und im Mittelgebirge die Ausbringung mittels Fuhrwerk erfolgt; die zahlreichen Wasserkräfte des Landes dienen der weiteren Beförderung und Verwerthung der Forstproducte.

Ungemein abwechselnd zeigt sich die Thierwelt des Waldlandes. Kärnten mit seinen 473 Jagdgebieten beherbergt von friedlichem Haarwilde in den Regionen des Mittel- und Hochgebirgs den König der Wälder, den majestätischen Hirsch, zahlreiches Rehwild, ferner in den Hochlagen die Gemse, welche letztere Wildart stetig zunimmt. Der Bestand von Feldhasen ist nur von untergeordneter Bedeutung. Von Federwild finden wir den prächtigen Auer- und Spielhahn, in den Hochregionen das Stein- und Schneehuhn, in den sanfteren Gebirgszügen, besonders in den lauschigen, dunklen, wasserreichen Gräben das Haselhuhn und endlich in der Ebene das Rebhuhn. Zahlreiche Scharen von Wildenten und anderem Wassergeflügel beleben die reichlich vorhandenen Wasserbecken und Wasseradern und die seltensten Gäste nordischer und tropischer Heimat zeigen sich

zur Zugzeit im Gebiete des Kärntnerlandes. Von schädlichem Haarwild finden wir am verbreitetsten den Fuchs- und die Marderarten; selten verirrt sich aus den kroatischen oder krainischen Nachbargebieten Fegrimm und noch seltener Meister Pez ins Kärntnerland; ebenso sind der Luchs und die Wildkatze schon große Seltenheiten geworden. Dagegen decimiren verwilderte Hauskazen den Hühnerstand und vernichten manche Brut unserer gefiederten Säger. Von schädlichem Flugwild sind vor allen die verschiedenen Adler- und Geierarten bemerkenswerth, von ersteren besonders der Stein- und Seeadler, von letzteren der graue Geier. Auch die verschiedenen Falkenarten und von den Nachtraubvögeln der Uhu kommen häufig vor. Endlich ist auch der Elstern, Krähen und Heher, sowie der Würgerarten nicht zu vergessen, welche so manches Singvogelneft zerstören und dem jungen unbeholfenen Lampe oft genug den Garaus machen.

Von den Jagdmethoden ist die allgemeinste in der Ebene und im Mittelgebirge die Brakade mit Hunden, im Hochgebirge die Treibjagd, die Pürsche, der Anstand und die Suche mit dem Vorstehhund. Wohl eine der interessantesten, aufregendsten und originellsten Jagden ist die Fuchsbrakade, bei welcher ein vorsichtiger und ruhiger Schütze in einem Triebe mehrere Füchje zur Strecke bringen kann. Als Beispiel sei das Ergebnis einer Fuchsbrakade im Reviere der Klagenfurter Jagdgesellschaft „Murrenwald“ erwähnt. Es wurden im Jahre 1886 von 30 Schützen in drei Trieben nicht weniger als 14 Füchje zur Strecke gebracht.

Bergbau, Hütten, Fabriken und Verkehr.

Der Boden Kärntens gehört im centralen nördlichen Theile vornehmlich den Urchiefern der Primärformation an, dagegen ist die südliche Nebenzone hauptsächlich aus den Kalken der Trias- und rätischen Formation aufgebaut. In beiden Gebieten treten Glieder der Steinkohlenformation auf. Im Allgemeinen scheidet die Drau die zu hohen Gebirgszügen gefalteten Urchiefer des Nordens von den Kalken des Südens und durchbricht nur dort das Urgebirge, wo sie die westöstliche Richtung verläßt, wie dies auf der Strecke Lind-Paternion und Schwabegg-Unterdrauburg der Fall ist. Wo im Gebiete der südlichen Kalkalpen Ausbrüche von Urchiefer getroffen werden, wie zum Theil im Gailthal oder, in Gesellschaft von Granit und Tonalitgneiß, in Ebriach, Schwarzenbach, da werden sie von den Schiefen und Kalken der Silur- und Steinkohlenformation überlagert, hinter welchen sich dann die Glieder der Triasformation erheben. Zwischen der Ursula und dem Obir lehnt sich ein ununterbrochener Streifen des unteren Jura an den Nordfuß der Karavanken, durch seine braunrothen Eocriniten-Marmore erkenntlich. Die Kreideformation ist im Krappfeld und im Görtshththal am meisten entwickelt. Größere Ausdehnung hat die Tertiär- und Quartärformation in Kärntens Hauptthälern, welche

einerseits die brauchbaren Brennstoffe Braunkohle und Torf, anderseits wieder den Hochgebirgsschotter und das Terrassendiluvium enthält. Dieselben ragen allenthalben hoch in die Berghänge hinauf und sind Zeugen der weitverzweigten Bergletscherung unseres prächtigen Alpenlandes während der Eiszeit. Heute sind nur die höchsten Zinnen der Tauern in der Glockner-, Hochnarr- und Ankogelgruppe „verkeest“. Die Gletscher sind im Rückzuge begriffen. Der größte und schönste von ihnen ist der Pasterzengletscher (9,4 Kilometer lang).

Von plutonischen Bildungen finden sich in Kärnten Granit, Syenit, Serpentin, Diorit, Eklogit, grauer und rother Porphyrit, Dolerit und Basalt. Den Gebieten dieser gehören mit wenigen Ausnahmen die bisher bekannteren Mineralquellen des Landes an: die Kärntner Römerquelle, ein alkalischer Säuerling bei Röttelach, die Carinthia-Quelle, ein alkalisch-muriatischer Säuerling bei Kappel, in dessen Nähe auch der Eisensäuerling von Vellach und der Natronsäuerling von Ebriach liegen. Ein Säuerling dieser Art findet sich überdies am Eistabhang der Saualpe zu Preblau und werden seine Producte schon lange, wie in neuerer Zeit auch jene der Römer- und Carinthia-Quelle in größeren Mengen versendet. Mit Bädern sind die Vellacher Quelle, die warme Quelle bei Villach und die Schwefelquelle bei Lufnitz verbunden.

In dem Schichtencomplexe der früher genannten Felsarten finden sich viele nutzbare Mineralien, darunter Kupfererze, als Fahlerz in Neu-Zinkenstein und Schwabegg, als Kies am Lamprechtsberg und in Fragant, Quecksilbererze im Buchholzgraben bei Paternion und in der Kotschna bei Vellach, Manganerze am Kock bei Uggowitz, endlich auch Graphit am Klamberg. Die Bergbauten auf diese Mineralien stehen jedoch nur in schwachem, häufig unterbrochenen Betrieb. Sie weisen insgesammt kein hohes Alter auf.

Im Quellgebiete der Möll, der Lieser und der oberen Drau deuten viele offene und verfallene Stollen, Halden und Ruinen von Grubenhäusern, Poch- und Schmelzwerken auf den ausgedehnten Goldbergbau hin, welcher vormals die Thäler und Höhen der hohen Tauern belebte. Der Bergbau bewegte sich da vornehmlich in der Nähe des Kammes und an den südlichen Abfällen der hohen Tauern mitten in der Gletscherwelt bis über 2.800 Meter Seehöhe und verfolgte die zahlreichen Gänge, welche im nord-südlichen Streichen aus dem Salzburgerischen nach Kärnten herüberziehen. Von den Tauriskern begonnen, von den Römern fortgesetzt, gelangte der Goldbergbau erst im Mittelalter wieder in lebhaften Betrieb und gewann im XV. und XVI. Jahrhundert seinen höchsten Aufschwung. Die infolge der Entdeckung von Amerika eingetretene allmähliche Werthveränderung der Edelmetalle, die für tiefere Einbaue im quarzreichen Gestein unzulängliche Bergbautechnik und die religiösen Wirren mit ihren Folgeübeln im XVII. Jahrhundert bewirkten den Verfall der Gruben. Der noch im vorigen Jahrhundert fortgesetzte, zuletzt

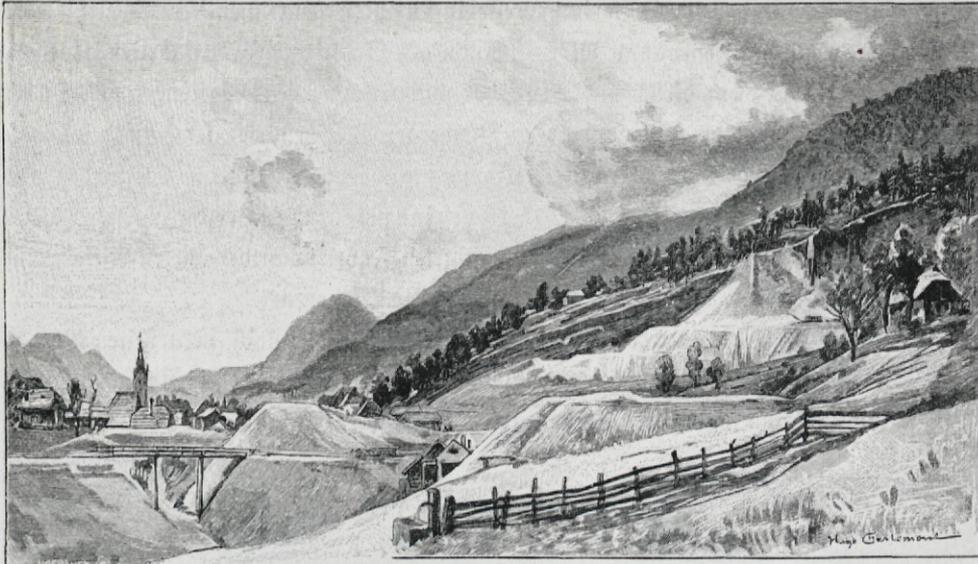
im Jahre 1765 vom Arar übernommene Bergbau auf der Goldzeche wurde von diesem 1794 verlassen. Nicht besser ging es mit den in den letzten Jahrzehnten angestellten Versuchen, den Goldbergbau wieder aufzunehmen. Die am Seebichel 2.464 Meter über dem Meere neu erbaute Aufbereitungsstätte wurde in der Nacht vom 3. auf 4. März 1876 durch eine Lawine zerstört. In demselben guten Rufe und Ertrage wie die Goldgruben in den Centralalpen stand im XVI. Jahrhundert der Klüninger Gold- und Silberbergbau nächst St. Leonhard am Ostgehänge der Saualpe. Von sehr hohem Alter sind auch die Goldseifen im Diluvialschotter von Tragin bei Paternion, deren Abbau in den letzten Jahrzehnten, indeß mit nur geringem Erfolge, wieder aufgenommen wurde. Es bleibt der Zukunft anheimgestellt, den Edelmetall-Bergbau in den Centralalpen mit den vervollkommeneten Mitteln der Neuzeit wieder zu beleben und den einst so begünstigten Gegenden des Müll- und oberen Drauthals die Segnungen der Bergbauindustrie wiederzugeben.

Während sich im Mittelalter die Blüte der Montanindustrie Kärntens in seinem Goldbergbau darstellte und dieser den Gegenden des lebhaftesten Betriebes eine so große Bedeutung verlieh, daß das damalige Oberbergmeisteramt für Steiermark und Kärnten in Ober-Bellach seinen Sitz hatte, gelangte in der Folge die Eisen- und Blei-Industrie zu einer immer größeren Entwicklung und wirthschaftlichen Wichtigkeit. Die Schätze von Bleierz sind in dem Triaskalke der Gailthaler Alpen und Karawanken in der Nähe der sie überlagernden Raibler Schiefer („Hauptchiefer“ vom Bergmann genannt) eingeschlossen. Diese Lagerstätten sind schon frühzeitig aufgesucht und bergmännisch ausgebeutet worden. Der erzführende Kalkzug, 170 Kilometer lang, ist von Westen gegen Osten durch die namhaften Gebirgshöhen: Tauern, Madjhidlalpe, Altenberg, Kovešnock, Bleiberger Erzberg, Singerberg, Obir, Pezen und Ursula markirt. Weiter gegen Süden schiebt sich bei Raibl der durch seine Blei- und Zinkerze berühmte Königsberg ein. Die neuesten Funde in Frögg und Gurina, sowie geschichtliche Überlieferungen deuten auf ein sehr hohes Alter des Bleibergbaues, insbesondere jenes auf der Tauern und in Bleiberg. Die allem Anscheine nach schon vor der Römerzeit betriebenen Bleigruben mögen in der Zeit der Völkerwanderung ganz verödet gewesen sein, bis sie im Mittelalter in wachsende Aufnahme gelangten, da viel Blei bei romanischen und gothischen Bauten als Fensterblei, als Dachdeckmaterialie und nach Erfindung des Schießpulvers für die Kriegführung begehrt und besonders in Venedig und Genua auch zur Farbenerzeugung verwendet wurde. 1006 kam Bleiberg unter die Herrschaft des Bisthums Bamberg und erhielt 1550 die Bamberger Bergordnung, zu einer Zeit, als Willacher Kaufleute einen lebhaften Bleihandel nach Venedig, Genua, Deutschland, Ungarn und der Türkei unterhielten. Wenn auch in der Folge die Gegenreformation manche Bergarbeiter zur Auswanderung veranlaßte, so

wurde der Bleibergbaubetrieb doch hierdurch bei weitem nicht so geschädigt wie der Goldbergbau. Im Jahre 1749 begann das Ärar sich an dem Bergbau zu betheiligen und unter der hohen Schutzfrau des Bergweijens, der Kaiserin Maria Theresia, kam neues Leben in den Betrieb, — ein Umschwung zum Günstigeren, welcher auch unter den Nachfolgern der großen Kaiserin andauerte. Geradezu epochemachend für die Zukunft des Bleiberger Bergbaues war die Anlage des Kaiser Leopold-Erbstollens im Jahr 1795. Als im Jahre 1868 der ärarische Antheil an die Bleiberger Bergwerksunion verkauft wurde, mußten im Interesse eines ökonomischen Bergbaubetriebes namhafte Bauten ausgeführt werden, welche dem Unternehmen den schweren Kampf gegen das bald eintretende Sinken der Bleipreise ermöglichten. Der Kaiser Leopold-Erbstollen wurde bisher auf eine Länge von 4.9 Kilometer fortgeführt, der Rudolf-Schacht abgeteuft und so auch das östliche Bleierzrevier in der Erbstollenssohle aufgeschlossen.

Das Alter des Raibler Bleibergbaues ist nicht genau zu bestimmen, wohl aber werden die Bleigruben des Mieß- und Jaunthals schon im XII. und XIII. Jahrhundert genannt. Die vielen Bingen auf der Pögen, die alten Bleischlacken bei Feistritz weisen auf bedeutenden Bleibergbau in alter Zeit hin, von welchem auch das nahe Bleiburg seinen Namen hat. Heute ist der bedeutendste und lohnendste Bleibergbau Unterkärntens in Mieß. Auch in der Schäßler- und Grafensteiner Alpe am Obir werden Bleierze gewonnen und aufbereitet, um in Eisenkappel verhüttet zu werden. Am Singerberg wird der Bleibergbau Windisch-Bleiberg betrieben.

Wie für das Eisen der Hüttenberger Erzberg, so ist für das Blei der Bleiberger Erzberg der eigentliche Mittelpunkt des kärntnischen Bleierzvorkommens. Im östlichen Reviere (Bleiberg) ist die Erzansfüllung lagergangartig in Gangspalten, Kreuzklüften und Schichtungsflächen vertheilt und wechselt in der Mächtigkeit von 0.1 bis 0.5 Meter. Im westlichen Reviere und Kreuth sind es ganz unregelmäßige Hohlräume, welche nach bestimmten Schichten verlaufen, bisweilen aber auch „überspringen“; sie haben die Form von Wülsten und Gnoden in der Größe von 50 bis 100 Quadratmeter. Die Lagerstätten fallen sehr steil nach Südost ein. Zwischen dem Ost- und Westreviere existirt eine Berwerfungsspalte, hinter welcher die Lagerung um 30 Grad gehoben und gedreht erscheint. Der stollenmäßige Einbau in dem höheren Horizont ist längst in den schachtmäßigen unter der Thalsohle übergegangen und wurde in Kreuth bereits die namhafte Tiefe von nahezu 400 Meter erreicht. Das Gebirge ist sehr „standhaft“ und macht den Abbau mit geringem Holzverbrauche möglich. Die Förderung und Wasserhaltung besorgen Wassersäulenmaschinen, Wassertonnenaufzüge, Turbinen und subsidiär Dampfmaschinen. Das geförderte Erz wird durch Handscheidung, Siebsetzen und mittels Maschinen auf einen Bleigehalt von 70 Procent angereichert und dann in den Bleiberger Flammöfen



Der Bleiberger Erzberg von Osten.



Der amerikanische Schmelzofen in Kreuth.

oder in Rosie'schen Gebläseherden verhüttet. Erstere sind in der Anlage wohlfeil, weil sie kein Gebläse brauchen, arbeiten mit sehr geringen Rückständen, bedingen aber kieselfreie Erze und bringen wenig auf, dagegen die letzteren wenig Brennstoff benötigen und sehr viel aufbringen, wohl aber mehr Bleiverlust haben. In ganz Kärnten sind dormalen von Bleibergbauunternehmungen 11 im Betriebe, welche im Jahre 1887 mit

2.267 Arbeitern 77.080 Metercentner Bleischlich im Werthe von 713.777 Gulden erzeugten. Von den 17 bestehenden Bleischmelzwerken arbeiteten 8 und producirten 54.950 Metercentner Reinblei im Werthe von 851.956 Gulden. Die Production Kärntens beträgt 58 Procent der ganzen Bleierzeugung Oesterreichs.

Als Nebenproduct der Bleierzgewinnung und Aufbereitung kommt insbesondere in Raibl und Bleiberg das Zinkerz (Galmei und Blende) in Betracht. Die Jahresproduction erreichte 1887 die Höhe von 85.421 Metercentnern im Werthe von 122.350 Gulden. Die Erze werden jedoch außerhalb Kärntens in Gills, Sagor und

Ivanec verhüttet. Das beim Schlemmproceſſe in Bleiberg gewonnene Blendemehl wird als Zinkgrau und der ſogenannte Mott in Raibl als Ocker an Farbenfabriken abgeſetzt. Das gänzliche Fehlen von Arſen und Phosphor, die verſchwindenden Mengen von Silber und Antimon im Kärntner, inſondere im Bleiberg Blei bewirken ſeine ausgezeichnete Qualität. Daſſelbe hat eine vortreffliche Eignung für ſehr reine, feine Bleifarben und dienen der Erzeugung der letzteren vier Bleiweißfabriken, darunter die im Jahre 1759 in Klagenfurt und die ſpäter in Wolfsberg errichteten Fabriken altbewährten Rufes, eine kleinere Fabrik in St. Veit und eine zweite größere in Klagenfurt.

Zwei Fabriken, die eine bei Klagenfurt, die andere bei Villach, verarbeiten Blei zu Glätte und Mennig. Zur Bleiwaarenherzeugung dienen drei Schrotthürme in Gurliſch, Gailitz und Föderau und eine Bleicompreſſionswaaren-Fabrik in St. Martin bei Villach.

Der Gebirgszug, welcher als Fortſetzung der hohen Tauern aus dem Gebiete der Leiser oſtwärts läuft und ſchließlich als Sau- und Koralpe gegen Süden abbiegt, enthält quarzreiche mit Glimmerschiefer wechſellagernde Gneiße mit Amphibolit, Eklogit, Turmalinfels, Urkalk und Phyllite in concordanter Schichtenfolge. In dieſem Urkalk nun ſind jene altberühmten Spatheiſenstein-, Brauneiſenstein- und Eiſenglanz-lager eingekloſſen, welche ſeit langer Zeit (in der Krems, bei Frieſach, Waitſchach, Hüttenberg, Heft, Lölling, Wölch, Loben, Waldenſtein) ausgebetet werden. Das Hauptlager dieſer Eiſenerze liegt im Hüttenberger Erzberg, einem weſtlichen Ausläufer der Saualpe, von Alters her die „Haupteiſenwurz“ genannt. Hier finden ſich in fünf Lagern von kryſtalliniſchem Kalk, welche Glimmerschiefer trennt, ſechs langgeſtreckte Spatheiſensteinlinſen in der veränderlichen Mächtigkeit von 2 bis 95 Meter eingekloſſen, welche gleich dem Nebengestein unter 43 Grad nach Südweſt einfallen. Die Erze ſind an der Nord-, Süd- und Weſtſeite des Berges ſtollenmäßig aufgeſchloſſen und werden durch Querbau mit Verſatz abgebaut. Von der Erzberghöhe werden ſie auf ſelbſtlaufenden Hunden über Horizontal- und ſchiefe Bahnen in der Länge von 43 Kilometern nördlich zur Hochofen- und Beſſemeranlage in Heft, ſüdlich zur Hochofenanlage in Lölling und weſtlich auf den Bahnhof Hüttenberg gefördert, wo ſie nach Prevali verladen werden. Durch die Erzſchwere werden wieder die Bergwerkſmaterialien auf den Erzberg gehoben. Die bei den Bremsmaſchinen übliche Luſthemmung fand hier 1848 ihre erſte Nuganwendung beim Bergbaubetriebe.

Von den neun kärntniſchen Eiſenſtein-Bergbauunternehmungen iſt heute nur eine, jene auf dem Hüttenberger Erzberge, in factiſchem Betriebe und förderten daſelbſt (im Jahr 1887) 547 Arbeiter 750.464 Metercentner Erze im Productionſwerthe von 300.185 Gulden zu Tage. Alle übrigen Grubenbaue des genannten Eiſenerzuges ſind

eingestellt und in Fristung. Verfolgen wir den Hüttenproceß, so sehen wir das Roheis zuerst in die Roßtöfen wandern; dann wird es in Lagen von Holzkohle, in Prevali auch mit Coaks- und geringem Kalkzusatz in den Eisenhochöfen unter Zufuhr hochehitzter und



Der „Knappenberg“ (die Westseite des Hüttenberger Erzberges).

gepreßter Gebläseluft geschmolzen. Das Roheisen läuft in Hest und Prevali unmittelbar vom Abstich flüssig in die Bessemerretorte, wo es unter Einwirkung von comprimierter Gebläseluft durch Verbrennung des in ihm enthaltenen Kohlenstoffes raffinirt und direct in Flußstahl oder Flußeisen umgewandelt wird. In den übrigen Hochöfen, z. B. in Lölling, werden Flossen oder Strizel geformt, die gleich den Hestter Bessemerblöcken in die

Raffinirwerke, zum Theil auch außer Landes wandern. Von 18 Eisenhochöfen waren 1887 nur 8, davon 5 unmittelbar am Fuße des Erzberges, im Betriebe; aus 705.316 Metercentnern Röstlerz wurden bei einem Kohlenverbrauche von 208.659 Kubikmeter und 52.131 Metercentnern Coaks 390.433 Metercentner Roheisen im Werthe von 1,676.854 Gulden erzeugt. An Bessermetall betrug die Jahresproduction in Hest und Prevali 230 679 Metercentner mit dem Verfeinerungswerthe von 622.673 Gulden.

Dem Fortschritt der Eisenhüttentechnik ist es gelungen, daß jetzt das Ausbringen und Aufbringen von Eisen und Stahl ein sehr hohes und der Brennstoffaufwand ein geringer genannt werden muß, wenn man das heutige Verfahren mit jenem der Vorzeit vergleicht. Die keltischen Noriker machten ihr Eisen in Erdgruben, deren Einrichtung noch in Überresten am Hüttenberger Erzberg zu sehen ist; die Römer, welche das norische Eisen besonders hoch schätzten, gingen zu Schachtöfen über; an die Stelle der Hand- und Tretgebläse kamen in der Folge Wasserradgebläse und entwickelte sich der Stuckofenbetrieb, der sich bis in das vorige Jahrhundert erhalten hat. Im Mittelalter kam der Hüttenberger Erzberg in den Besitz des Hochstiftes Salzburg. Der Bergbaubetrieb war 1567 unter die Ferdinandeische, von 1759 bis 1854 unter die Theresianische Bergordnung gestellt. 1570 wurde zuerst in Urtl zum continuirlichen Floßofenbetrieb übergegangen und von da an entwickelte sich immer mehr der Hochofenbetrieb, welcher das Aufgehen der kleinen Unternehmungen in wenige größere, zuletzt in vier große zur Folge hatte. Aber auch diese traten 1869 zu der Hüttenberger Eisenwerks-Gesellschaft zusammen, welche 1881 wieder in der noch größeren Osterreichisch-Alpinen Montangesellschaft aufgieng.

Ein Überblick der gesammten Kärntner Bergbauindustrie im Jahre 1887 zeigt uns, daß von 70 Bergbauunternehmungen auf 5.422 Hektar belehnter Fläche nur 24 im Betriebe waren und von 29 Hüttenwerken nur 13 ununterbrochen rauchten. 4.269 Arbeiter nebst einer Maschinenkraft von 2.900 Pferden und 103 Kilometer Förderbahnen dienten dem Bergbau- und Hüttenbetriebe. Der Werth der gesammten Production betrug infolge der stark gesunkenen Metallpreise und der namhaft verminderten Roheisenerzeugung nur 3,264.153 Gulden, das ist die Hälfte desjenigen im Jahre 1883 und war um 1½ Million unter dem Durchschnitt der vorausgegangenen zehn Jahre. Die tiefgehende Einwirkung dieser Krise auf den Wohlstand der Bevölkerung liegt klar zu Tage. Nur die größte Thatkraft und das patriotische Zusammenwirken aller Betheiligten wird den schweren Concurrenzkampf mit Erfolg überstehen lassen.

Während bei der Verarbeitung von Blei zu den üblichen Bleifabrikaten im letzten Jahrhundert nur geringe und keineswegs unwälzende Veränderungen vor sich gingen, war dies bei der Gewinnung und Überführung von Eisen in Handelswaare allerdings in hohem Maße der Fall. Als die Eisenindustrie nur auf Holzfohle als Brennstoff angewiesen,

der Eisenschmelzproceß durch die Hochöfen vom Frischproceß getrennt war und dieser auf eigenen Frischherden vorgenommen wurde, war die Entwicklung der Eisenverfeinerungsindustrie eine für das ganze Land höchst wohlthätige. Der Reichthum des Landes an Forsten und an Wasserkräften ließ in den Thälern Hammerwerke entstehen, welche Stabeisen aller Art und Stahl erzeugten und zu Blech, Draht, Nägeln, Pfannen und Senfen verarbeiteten. Noch in den Dreißiger-Jahren bestanden in 15 Thälern des Landes 106 Hammerwerke mit 292 Zerrenfeuern. Die Verbreitung der Dampfmaschinen, Eisenbahnen, eisernen Schiffe u. s. f. gab den Anstoß zu einem wachsenden Begehr nach Eisen, dem die Holzkohlen-Eisenindustrie mit der Herdfrischerei nicht mehr genügen konnte. Schon im Jahre 1832 entstand in Kärnten das erste Puddelwerk an der Stelle, wo sich heute die erste Cellulosefabrik befindet, anfangs mit Holz- dann aber in Prevali seit 1835 mit Braunkohle betrieben. Das war die Zeit, wo Braunkohlen und Torf bei uns Werth erlangten und für die Anlage von größeren Eisenwerken maßgebend wurden. Durch die Heranziehung dieser Brennmaterialien zur Eisenproduction wurde die von den Hammerwerken bisher verwendete Holzkohle zu einem großen Theile für die vermehrte Roheisengewinnung verfügbar. Infolge der weiteren Ausbildung des Puddelprocesses und seiner Anwendung auf die Stahlgewinnung, besonders aber infolge der durch den Bessemer- und den Martin-Proceß wesentlich veränderten Darstellungsweisen von Stahl und Eisen konnten sich in den folgenden drei Jahrzehnten von den älteren mit Herden und zum Theil mit Holzflämmöfen betriebenen Frischereien nur diejenigen behaupten, deren Bezug von wohlfeiler Holzkohle durch eigenen Forstbesitz oder „gewidmete“ Waldungen gesichert war und welche sich nicht, wie bis dahin, auf die Gewinnung von Eisen für den Markt, sondern auf die Verarbeitung desselben zu Draht und Drahtstiften warfen. Auf diese Art verschob sich das ursprüngliche Bild der Vertheilung der Eisen- und Stahlbereitungswerke im Lande. Die zahlreichen Hammerwerke in Oberkärnten, im nördlichen und nordöstlichen Gebiete Kärntens, bei Kappel und Freibach gingen ein.

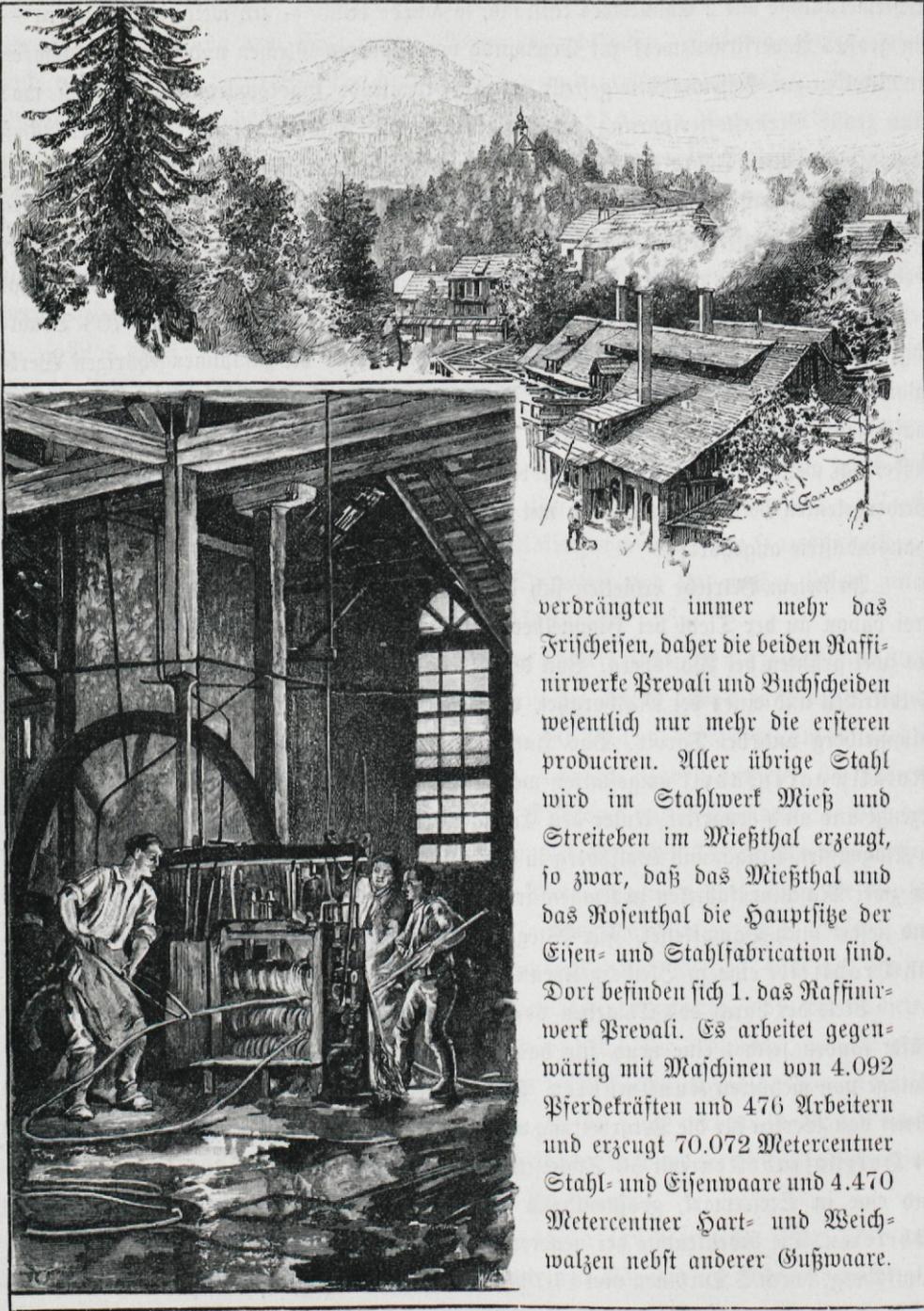
Der vermehrte Brennstoffbedarf für die Stahl- und Eisenverfeinerung, für Gewerbe und Industrie führte zur Ausbeutung der Braunkohlen- und Torflager. Heute besteht der Bergbau am Sonnberg bei Guttaring, wo einige Glanzkohlenflöze im Cöcän eingeschlossen sind. Im Jahre 1887 wurden da 8.610 Metercentner Kohle gefördert. Größere Ausdehnung hat die Braunkohle der Neogenformation. Eine langgestreckte Mulde, meist lignitführend, streicht im Lavantthal von Reichenfels nach Wiesenau, Wolfsberg, Dachberg bis gegen Lavamünd im Drauthal mit kurzer Ausbuchtung gegen das Granißthal. Durch Einbau sind in Wiesenau drei Flöze, das unterste bis fünf Meter mächtig, und am Rothkogel bei St. Stefan ein drei Meter mächtiges Flöz aufgeschlossen worden. Der erstere Bergbau lieferte im letzten Jahre 221.213 Metercentner, der letztere

46.006 Metercentner. Das zweite Neogenbecken durchzieht das südliche Kärnten von West nach Ost, aus der Gegend von Hermagor über Feistritz, Latschach, Penken, Keutschach, Möchling, Stein, St. Philippen, Liescha bis Ziele in Windischgraz. Dasselbe läßt zwei Altersstufen erkennen. Die untere führt brauchbare Glanzkohle. Das zwei bis sechs Meter mächtige, 15 bis 18 Grad südlich fallende Braunkohlenflöz in Liescha lieferte für das Eisenwerk Prevali im letzten Jahre 378.213 Metercentner und die beiden Gruben in Hom und Loibach 70.201 Metercentner für das Stahlwerk Streiteben und die Brauerei in Sorgendorf. In der mächtigsten Ablagerung der oberen Altersstufe ist ein jüngerer Lignit bei Penken und in Turia mit zwei durch ein sechs Meter mächtiges Thonmittel getrennten Flözen aufgeschlossen worden, das eine ein bis drei Meter, das andere drei bis neun Meter mächtig. Diese Lignite warten auf eine entsprechende Verwendung, denn die Production des letzteren Jahres betrug nur 568 Metercentner. Derselben Altersstufe gehört auch der weit weniger mächtige Lignit von Feistritz an der Gail an, von dem 1887 7.610 Metercentner gewonnen wurden. Alle diese Braunkohlenflöze sind von theilweise recht werthvollen Thonlagern begleitet, wie der von den Töpfern im ganzen Lande gebrauchte Thon von Dachberg, der Thon aus den Gegenden der Lignite von Feistritz im Gailthal, die gut ausgelaugten, auch feuerfesten Thone von Penken, Roslegg und Liescha.

Von 19 bestehenden Unternehmungen auf Kohle sind dermalen 8 im Betriebe, welche mit 799 Arbeitern und Arbeiterinnen 732.836 Metercentner Braunkohle mit einem Productionswerthe von 309.722 Gulden fördern. Auf einen Arbeiter entfallen jährlich 917 Metercentner Kohle im Werthe von 388 Gulden.

Die Torfmoore Kärntens bergen einen Schatz, der weit mehr Aufmerksamkeit verdient, als ihm bisher entgegengebracht wurde. Sie haben sich aus Seen und Teichen gebildet, deren ungenügender Wasserabfluß die Torfvegetation begünstigte, so zwar, daß durch die Wucherung von unten nach oben und vom Rande gegen die Mitte schließlich das Becken ausgefüllt wurde. Kärnten hat zwei Gruppen von Torflagern, von welchen die tiefer gelegene (440 bis 470 Meter) zwischen Goritschach, Trigen, Teinach, Thon, — die höher gelegene (550 bis 560 Meter) bei Dffiach, Moosburg und Keutschach sich befindet. Die mittlere Torfmächtigkeit ist drei bis vier Meter, steigt aber bis acht Meter. Die Eisenwerke Buchscheiden und Freudenberg verwenden Torf. Der bei weitem größte Theil der Torffelder harret aber noch der entsprechenden Verwerthung.

Die Frischeisenerzeugung beschränkt sich gegenwärtig auf das seit 1854 mit Torf betriebene Puddelwerk Freudenberg an der Gurk, welches für Lippitzbach bei Bleiburg, das seit 1794 bestehende älteste Blechwalzwerk, vorarbeitet, und auf die mit der Drahtfabrication verbundenen Werke des Rosenthales. Nur ausnahmsweise findet sie noch in Prevali statt. Flußeisen und Flußstahl der Bessmerhütten Heft und Prevali



verdrängten immer mehr das Frischeisen, daher die beiden Raffinirwerke Prevali und Buchscheiden wesentlich nur mehr die ersteren produciren. Aller übrige Stahl wird im Stahlwerk Mieß und Streiteben im Mießthal erzeugt, so zwar, daß das Mießthal und das Rosenthal die Hauptsitze der Eisen- und Stahlfabrication sind. Dort befinden sich 1. das Raffinirwerk Prevali. Es arbeitet gegenwärtig mit Maschinen von 4.092 Pferdekräften und 476 Arbeitern und erzeugt 70.072 Metercentner Stahl- und Eisenwaare und 4.470 Metercentner Hart- und Weichwalzen nebst anderer Gußwaare.

Eisenbraht- und Stiftenfabrik Feistritz im Rosenthal mit Interieur.

Sowie 1869 in Prevali der erste Coakschofen in den Alpenländern und 1877 eine große Bessmeranlage mit 2 Converters entstand, so wurde 1885 — ein weiterer Fortschritt — ein großes Reversirwalzwerk zur Erzeugung von schweren Blechen und Grobstreckwaaren unmittelbar zur Bessmerhütte gestellt, um die bedeutende Ingotswärme auszunützen, was eine große Brennstoffersparung zur Folge hatte. 2. Das Stahlwerk Streiteben-Mieß erzeugte im letzten Jahre mit Maschinen von 355 Pferdekraften und 252 Arbeitern aus 73.723 Metercentner Roheisen und Ingotsabfällen verschiedene Sorten von Risten-, Schweiß- und Raffinir Stahl, Guß- und Flußstahl im Belaufe von 28.591 Metercentner, welche hauptsächlich an die größeren Senfenwerke und in den Orient gingen. Im Rosenthal befinden sich die erste und größte Draht- und Stiftenfabrik Feistritz mit 703 Drahtzugtrommeln und 45 Stiften- und Nägelmaschinen, ferner die zusammengehörigen Werke Waidisch-Ferlach-Unterloibl mit 400 Drahtzugtrommeln und 41 Stiften- und Nägelmaschinen, endlich die seit mehr als zwei Jahrhunderten bestehende Gewehr-Erzeugung in Ferlach, welche mehr gewerbe- als fabrikmäßig von 130 in eine Genossenschaft vereinigten Gewerbeleuten betrieben wird und mit der Erzeugung einiger Gewehrbestandtheile der Hausindustrie angehört.

In stetem Betriebe erhielten sich die sieben Senfenwerke des Landes, und zwar drei davon an der Tiebl bei Himmelberg, eines nahe der Gurk bei Klein-Blödnitz und die zwei größten bei Wolfsberg. Von den Zenghammerwerken besteht noch eines bei Feldkirchen und eines bei Malborghet, von den Pfannenhammerwerken je eines bei Himmelberg und bei Tarvis. Das Hammerwerk in Seebach bei Villach wurde in eine Metallwaarenfabrik umgestaltet, welche schöne Blechgeschirre, verzinkt und emaillirt, erzeugt und auch exportirt. Unter den Eisengewerben hat sich besonders die Schlosserei in Klagenfurt, Villach und Wolfsberg in erfreulicher Weise gehoben. Maschinen erzeugen die zwei Maschinenfabriken in Klagenfurt und Villach. Erstere arbeitet mit 200 Arbeitern und liefert auch Dampfkessel. Für Wagenfedern besteht eine Fabrik in Wolfsberg und für Drahtseile eine zu Bleiberg-Kreuth.

Viele der durch das Eingehen von Hammerwerken verfügbar gewordenen Wasserkraften fanden seither eine neue, für das Land sehr ersprießliche Verwendung durch die Anlage von mehreren Kunstmühlen, 5 Cementfabriken, einer Falzziegelfabrik, ferner von Werken für die Verarbeitung von Holz, als: 1. Parquettenfabrik bei Villach, 14 Holzstoffabriken mit 56 Schleifapparaten, welche für 2 Papierfabriken im Lande und eine in Steiermark, größtentheils aber für den Export arbeiten, und 2 Holzhobeleien. Die bedeutendste der neueren Unternehmungen ist die Cellulosefabrik bei Wolfsberg, durch 2 Turbinen von 110 Pferdekraften und 1 Dampfmaschine betrieben, und die Holzwaarenfabrik in Villach. — Seit 1886 besteht in Klagenfurt eine Lohetract-

fabrik, welche Fichtenlohe zu Extract verarbeitet und größtentheils zur Ausfuhr bringt. — Die Verfertigung von Holzschuhen, Wagenbestandtheilen, Schlitten, Holzgeräthen und ordinären Korbgeflechten für den häuslichen und landwirthschaftlichen Bedarf ist Gegenstand der an mehreren Orten betriebenen Hausindustrie. Davon verdienen ganz besondere Beachtung die in der Gegend von St. Margarethen im Rosenthal erzeugten Binderwaaren und Küchengeräthe und die bei Ferlach betriebene Schaftholzerzeugung. Von den übrigen Gewerben des Landes gelangte das der Möbeltischler und Töpfer zu nennenswerther Entwicklung. Auch die Lederindustrie (Klagenfurt, Villach, Wolfsberg), besonders die Lederwaarenfabrik in Klagenfurt erfreuen sich eines guten Rufes.

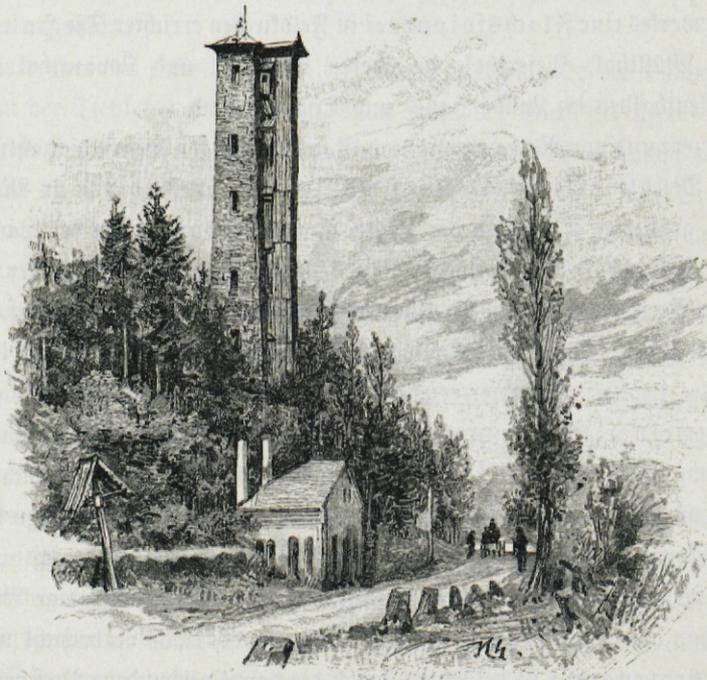
Was die Textilindustrie betrifft, so gehört zu den ältesten Unternehmungen dieser Art die seit einem Jahrhundert von der nämlichen Familie betriebene Feintuch- und Lodenfabrication in Klagenfurt und Wiftring. Es hat sich dieselbe durch die Lieferung von feinen Armeetüchern in den verschiedensten und lebhaftesten Farben und durch ihre vorzüglichen Loden vortheilhaft bekannt gemacht. Im letzten Jahrzehnt wurde an Stelle eines Hammerwerkes eine Flachsspinnerei in Feldkirchen errichtet. Die Hausindustrie, besonders im Möllthal, Lieserthal, im oberen Drauthal und Lavantthal liefert guten Loden und allenthalben im Lande Haus- und Tischleinwand.

Der Erzeugung von Nahrungs- und Genußmitteln dienen die zahlreichen (892) gewöhnlichen Mühlenwerke und 10 Kunstmühlen, die älteste davon zu Margeregg an der Glan, die größte zu Spital an der Lieser. Von 80 Brauereien des Landes wurden in dem letzten Jahre 149.188 Hektoliter Kesselbier gebraut. Davon entfielen 64 Procent auf die drei größten zu Wincklern bei Klagenfurt, Silberegg und Sorgendorf. — Von den im slovenischen Theile des Bezirkes Klagenfurt noch bestehenden 11 Steinbierbrauereien wurden 2.281 Hektoliter Steinbier erzeugt. Diese Biererzeugung gehört, sowie die Most- und Branntweinerzeugung aus Obst der landwirthschaftlichen Hausindustrie an. Ihre Entstehung reicht weit zurück. Das Bier wird aus Hafer, Weizen, auch aus Gerste, unter Zusatz von Hopfen in Bottichen mit glühenden Steinen gesotten, wozu der in diesen Gegenden vorkommende graue Porphyr verwendet wird. Die Kühlung und die erste Gährung erfolgen in flachen Bottichen, worauf das sechs- bis neungradige Bier in Fässer gefüllt und schon am dritten Tage getrunken wird, da es rasch verbraucht werden muß. Die Spirituserzeugung ist besonders durch die damit verbundene Preßhefefabrication für 7 Unternehmungen von Bedeutung (148.000 Kilogramm).

Endlich noch ein Blick auf die Verkehrsanstalten Kärntens. Zur Zeit, als Wien und Triest noch nicht eine Eisenbahn verband, war Kärnten ein ungemein wichtiges Mittelglied für den Waarenverkehr der nördlichen Länder mit Italien und Triest. Mit der Anlage der Südbahn änderte sich diese Sachlage. Das Land mußte sich zufrieden

geben, als es im Jahre 1864 endlich gelang, eine Bahnverbindung von Marburg nach Villach zu erreichen. Erst durch die Kronprinz Rudolf-Bahn gewann es 1869 die kürzeste Verbindung mit Wien und eine selbständige Linie nach Oberösterreich, die Zweigbahnen Glandorf-Klagenfurt und Launsdorf-Hüttenberg. Die Hauptlinie der Kronprinz Rudolf-Bahn wurde erst 1873 von Villach aus nach Laibach und 1879 nach Pontafel, beziehungsweise nach Udine fortgesetzt. In demselben Jahre wurde auch die Zweigbahn Unterdrauburg-Wolfsberg dem Verkehr übergeben.

Den inneren Verkehr vermittelt außer den Eisenbahnen ein ausgebildetes Netz von Reichs- und Landesstraßen. Die früher für die Ausfuhr von Mercantiholz aus Kärnten wichtige Plettenschiffahrt auf der Drau wurde durch die Eisenbahnen bedeutungslos. Sonst besteht eine solche noch auf dem Wörther See. Für die Personenbeförderung während der Sommermonate dienen zwei kleinere Dampfer auf dem zum See führenden Kanal und ein größerer auf dem See selbst.



Der Schrotthurm am Wörther-See.